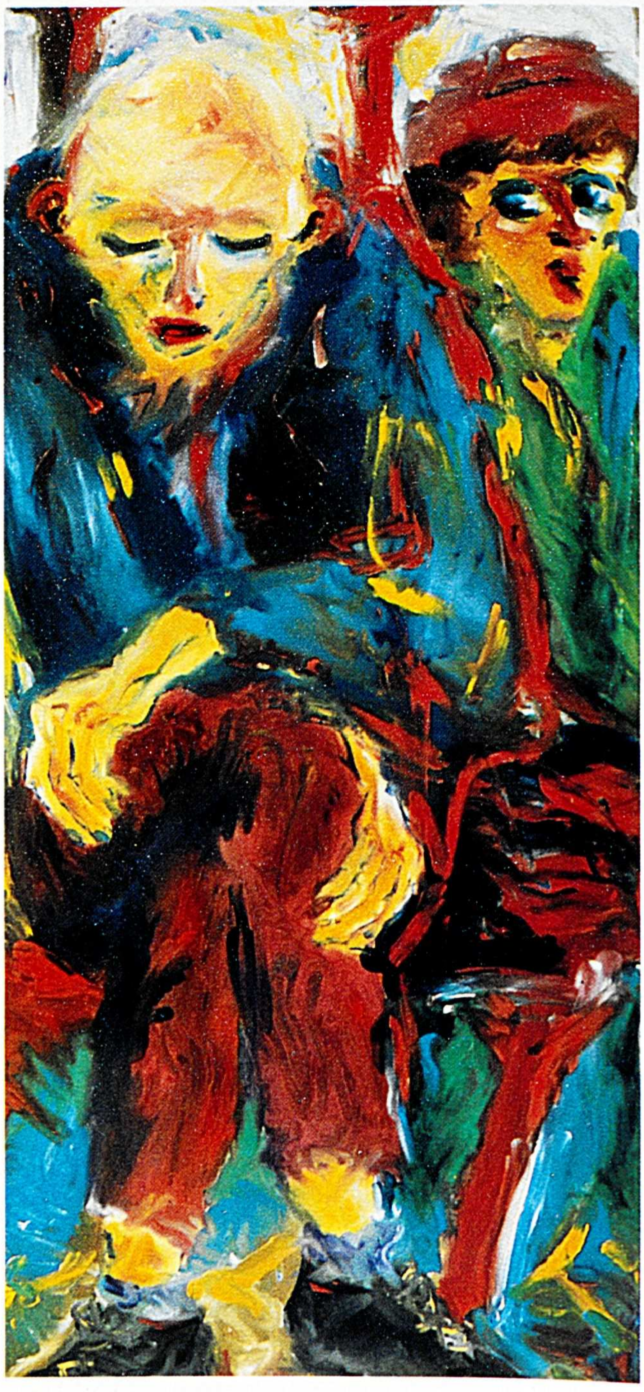
NR.25 3/87 5.- DM

schwarzer FADEN

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR LUST UND FREIHEIT



2. JUNI

STREIKS IN FRANKREICH

DER NEUE MANN

LIBERTÄRE TAGE

750 J. KREUZBERG

Kreuzberger Vitalität

von Christian Weber

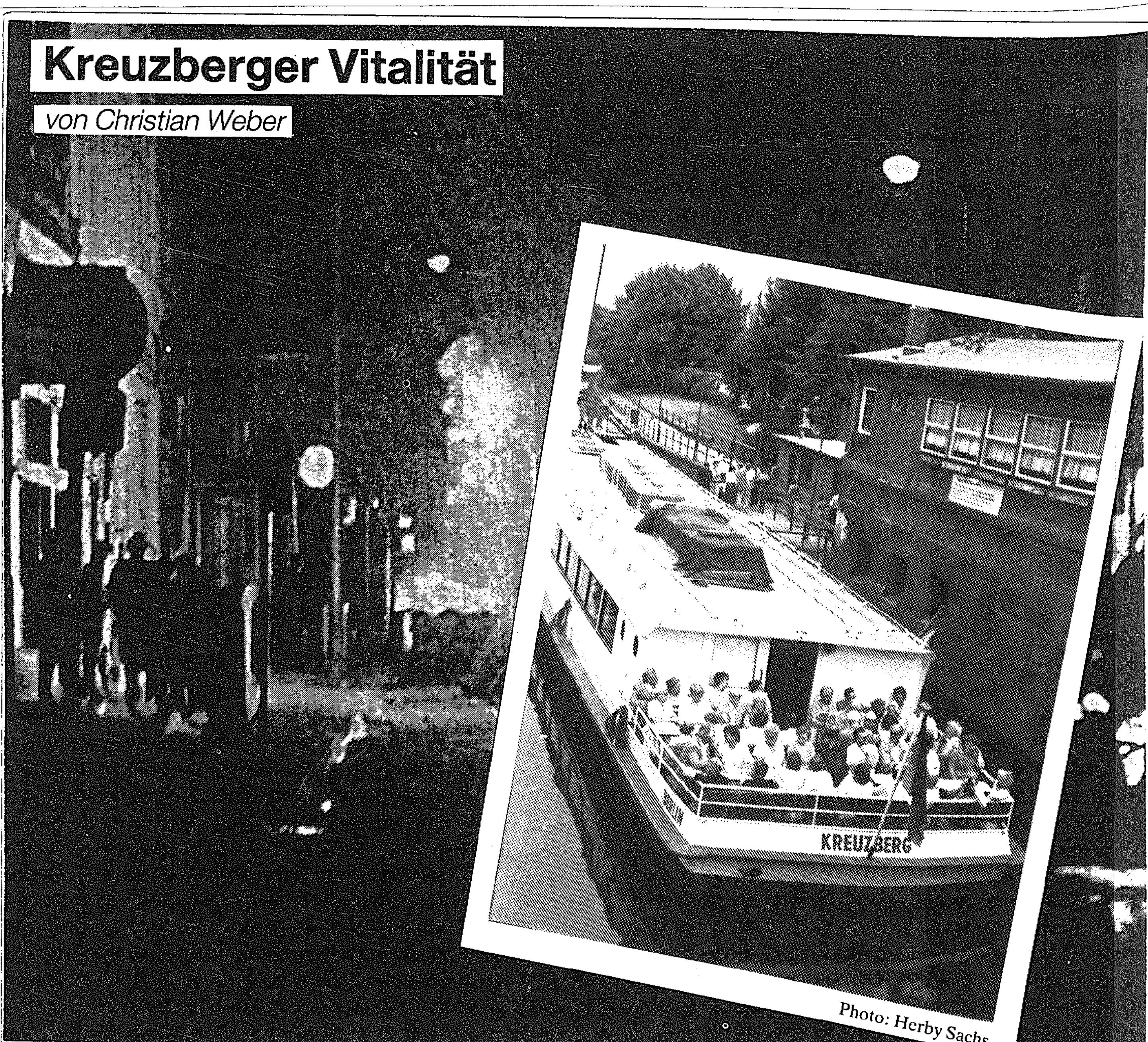


Photo: Herby Sachs

Berlin hat Geburtstag und feiert. Die meisten – das sind die *echten* Berliner – feiern auf dem KuDamm und in den Theatern, auf Ausstellungen und bei Soirees, auch die kritischen Seelen kommen zu ihrem Recht und können ausgefallene Kunst mitten im Stadtzentrum bewundern oder ihren Kopf schütteln über die Hauptfrage dieses Jahres in Berlin: geht er oder geht er nicht. Diepgen natürlich, der oberste Mann in der Stadt, zum Fest im Osten. Die anderen aber, die *Nicht-Berliner* sozusagen, die . . .

Während am späten ersten Mai in Ost-Berlin die Raketen und Böllerschüsse die große Feier drüben einleiteten, feierte Kreuzberg sein Fest – obwohl es da eigentlich gar nichts zu feiern gibt. Winzige, nasse Wohnungen für große Ausländerfamilien, drohende drastische Mietpreiserhöhungen (wegen Aufhebung der Mietpreisbindung, sog. »Weißer Kreis«), die Volkszählung, schließlich die fehlende politische Perspektive in einem Stadtteil, der jahrelang als Anarcho-Avantgarde für eine befreite Gesellschaft kämpfte, die heute immer noch nicht sehr viel nähergerückt ist. Jahr für Jahr feiert man trotzdem in Kreuzberg, privat, ab und zu in Demos, immer am 1. Mai auf dem Lausitzer Platz.

Aber nicht nur, daß dieses Jahr gerade am 1. Mai die Polizei das VOBO-Büro im Mehringhof durchwühlte, nicht nur, daß sie mit mehreren Wannen beim Lausitzer Straßenfest aufkreuzte, der 1. Mai war auch noch der erste Frühlingstag nach langen langen Monaten von Kälte, Nebel, Smog, und so kamen zusammen Haß auf die 750-Jahr-ach so interessant auch so gut-Fassade, Frühlingsgefühle – mal wieder leben wollen und als Initialzündung Bürodurchsuchung und Festvermiesung; und Eruption nach Jahren relativer Ruhe, niemand weiß genau, wie es begann, flogen plötzlich Steine, brannten Barrikaden aus Baugerüsten, Sofas und Mülltonnnen, war ganz Kreuzberg SO36 (der besonders wilde Osten, vom Westen natürlich) auf den Straßen. Gegen 20.30 Uhr war ein großer Teil Kreuzbergs, die Straßen rund um den U-Bahn-Hochbahnhof Görlitzer Bahnhof, polizeifrei, auf den Straßen Maskierte, Alternativos, Omis, Türken, in zig Kneipen floß das Bier und manche aßen schnell Gyros, viele Junge und auch nicht wenige Ältere besetzten die Straßen, die restlichen hielten sich lieber etwas bedeckt und schauten vom Fenster aus zu. Die Scheiben brachen, der Supermarkt Bolle, »Ihr guter Nachbar«, war schnell ausgeräumt, ganze Einkaufswagen voll mit Ware wurden weggeschafft zur nahen WG, eine Wein- und andere Spirituosen-Großhandlung war bald leergeräumt, großes Bacchanale. Pflastersteine wurden gelöst und normale Kinder brachen Zigarettenautomaten und Telefonzellen; die Ampeln eingeworfen. Auf allen Straßen brennende Barrikaden, an den Grenzen des befreiten Raumes Schlachten zwischen Polizei, Feuerwehr und der Masse, hin- und herwogend wie Chöre in antiken Dramen. Aus Bolle steigen Rauchschwaden. Kreuzberg tanzt seit Stunden, es ist 1 Uhr. Flammen steigen aus Bolle, Omis laufen mit kitschigen BHs durch die Straßen, ihre Beute, Familienväter sichern die Lebensmittelration für die nächste Woche. Im Zentrum des ganzen, dem Platz am Görlitzer Bahnhof, riesige Feuer, vor dem Hintergrund des brennenden Supermarktes, explodierende Spraydosen in den Flammen. Aus Sicherungskästen Blitze von Kurzschlüssen, erlöschende Beleuchtung. Tränengasschwaden, Flucht in die vielen Kneipen, die alle offenblieben, 2 Uhr.

Tanz vor den Flammen, auf den Rhythmus Hunderter, die Metall auf Metall schlagen, stundenlang gleichbleibend, wie Maschinen. Löschversuche der Feuerwehr, ein Wagen muß aufgegeben werden undbrennt lichterloh, ein Bagger, Bauhütten.

Nach und nach geht man nachhause, müde, zufrieden. Die Polizei rückt vor, nach Stunden offensichtlicher Orientierungslosigkeit, gegen 4 Uhr räumt sie den Platz, die Feuerwehr löscht wiedergewonnenes Terrain, die letzten fliehen über Hinterhöfe. Mauern. Einige wenige werfen noch Steine.

Am nächsten Morgen: Bolle eine Ruine, überall ausgebrannte Autos, ausgefallene Ampelanlagen. Touristen, sensationsgeil mit Fotoapparaten, Reporter, die Szene unter-

wegs. Bestaunen, was man da angerichtet hat. »Man« – in den Zeitungen: »700 Vermummte«. Der Senat: Nicht-Berliner. Die *»Anti-Berliner«*. Tja, unter der Fassade des vielseitigen, schönen, weltstädtischen usw. 750-Berlin schlummert halt doch noch etwas anderes. Wie unangenehm für die Herrschenden.

Aber auch die andere Seite:
es war *keine* Revolte, *keine politisch bewußte Erhebung* mit Zielen. Also war es zumindest auch keine Niederlage. Vielleicht am ehesten ein Fest des ästhetischen Widerstands, gleichzeitig aber Ausdruck tiefer, tiefer politischer Ratlosigkeit. Für alle, die eine andere Gesellschaft, ein anderes Berlin wollen.



Spendenliste: Wir freuen uns wieder über die vielen Spenden; daß sie bitter nötig sind, zeigte uns die Situation bei der Weiterverarbeitung der Nummer 24. Die Weiterverarbeitung (Falzen, Legen, Heften, Schneiden) wird normalerweise von Freiwilligen kostenfrei an einem langen Samstag ausgeführt. Dies gelang für die Nummer 24 nur zum Teil, was uns zusätzlich nicht kalkulierte 1050.-DM kostete. Auch durch unerwartete Konkurse von Anarchobuchläden (Politischer Buchladen Bochum, Durruti Buchladen Fürth) drohen uns weitere 1000.- DM Verlust. **Trotzdem erweitern wir die Zeitschrift ab dieser Nummer auf 68 Seiten! Daß heißt, wir hoffen, auf eure weitere Unterstützung**

Für die geplante Sondernummer »Feminismus – Anarchismus«, die von einer autonomen Frauenredaktion vorbereitet wird, eröffnen wir hiermit eine getrennte zweckgebundene Sammlung.

SF-Spenden: F.J.M., Dortmund 20.-; N.H., Nürnberg 75.-; K.B., Passau, 7,50; P.S., Minden 10.-; Peka Nato, Köln 100.-; R.S., Göttingen 5.-; O.V., Trittau 15.-; H.N., Dortmund 35.-; R.S., Augsburg 15.-; I.W., Königsdorf 20.-; B.K., Kassel 5.-; K.G., Essen 5.-; M.B., Mannheim 5.-; D.S., Sternwiesen 15.-; K.D., Essen 5.-; H.S., CH-R.Siehl 16,50; H.H.K., Fürth 20.-; D.F., Stuttgart 5.-; M.O., S-Arrika 10.-; Frisörkollektiv Kahlschlag Duisburg 5.-; U.H., Berlin 5.-; T.B., Tübingen 20.-; W.F., Berlin 7,50; U.S., Berlin 10.-; S.M., Duisburg 10.-.

Impressum

HERAUSGEBER: Trotzdem-Verlag/FLI
V.i.S.d.P.: Herby Sachs, Moosweg 165, 5090 Leverkusen; namentlich gezeichnete Beiträge stehen unter der Verantwortlichkeit der VerfasserInnen und geben nicht die Meinung der Herausgeber oder gar des presserechtlich Verantwortlichen wieder.
Mitarbeit: Eingesandte Artikel sind erwünscht, speziell solche von AugenzeugInnen aktueller Ereignisse, die eine analytische Aufarbeitung versuchen; wir suchen immer ÜbersetzerInnen von theoretischen (Vorsicht: polit-soziologischen!) Beiträgen aus dem Spanischen, Italienischen, Französischen und selbst Englischen – wir können viele von euch mit solcherart politischer Arbeit (und somit dezentralisierter SF-Mitarbeit) eindecken! Da wir den Anarchismus offensiv vertreten wollen, (d.h. ihn und uns nicht so einfach ins kriminelle Abseits abdrängen lassen wollen), bevorzugen wir namentlich bzw. von Gruppen gezeichnete Beiträge; lassen uns aber im Bedarfsfall auch von der notwendigen Anonymität überzeugen; bei theoretischen Beiträgen ist vorherige telefonische Absprache sinnvoll; Photos, Graphiken etc. sind willkommen.
Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden Mitglieder der Redaktion; ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht; Honorare bleiben auch unsere Wunschvorstellung; Ausnahme: für aufwendige (Photo-)Interviews (die gegen Vorabsprache mit uns auch von Nicht-Redaktionsmitgliedern für den SF, geführt werden, können Zuschüsse bezahlt werden.
Nachdrucke gegen Quellenangabe sind ausdrücklich erwünscht!
KNASTFREIEXEMPLARE bleiben solange das Eigentum des Verlags, bis sie den Gefangenen ausgehändigt sind. Eine "Zur-Habe-Nahme" ist keine Aushändigung!
Auflage: 2500 Exemplare; Verlag, Satz und Vertrieb: Trotzdem-Verlag Grafenau; Druck: Druckcooperative Karlsruhe; Weiterverarbeitung: Libellus-Verlag, Stuttgart.
Erscheinungsweise: vierteljährlich + eine Sondernummer jährlich; Photos: ungezeichnete Photos aus dem SF-Archiv.
Abonnementsgebühren: 15.-DM für 4 Nummern, Sondernummern werden mitgezählt, wer sie nicht haben will, muß sich bei uns melden. (Bezahlung im voraus; automatische Verlängerung nach Ablauf des ABO-Zeitraums, d.h. bitte gebt uns schriftlich Bescheid, wenn ihr den SF nicht mehr beziehen könnt oder wollt.)
Anzeigenpreise: 1 Spalte 150.-DM + MWST; 1/2-Seite: 250.-DM; 1 Seite: 600.-DM. Anarchistische und alternative Kleinverlage erhalten 20% Rabatt; Dauerkunden 50%!

Redaktionsanschrift: SCHWARZER FADEN, Postfach 1159, 7031 Grafenau-1; Tel.: 07033 – 44273; ISSN: 0722 – 8988.

Einzelnummer: 5.-DM
4 Nummern: 15.- DM
Außerhalb des deutschen Postbezirks: 16.- DM
8 Nummern: 30.- DM
Probenummer: ältere Ausgaben, nur gegen Rückporto!
Sondernummer ARBEIT: 5.- DM
Sondernummer NOSTALGIE (Artikel aus den Nrn. 0 - 12): 10.- DM
SF-Konto: F. Kamann, Ktonr.: 574 63 - 703, Postscheckamt Stuttgart

Redaktionsschluß Nr. 26: 1.10.87
Anzeigenschluß Nr. 26: 15.10.87

Inhalt

Aktueller und Diskussions-Teil

Internationalismus

Kultureller Teil

Titelbild: Georg Janthur – Pole in U-Bahn, Öl/Nessel, 65×140 cm

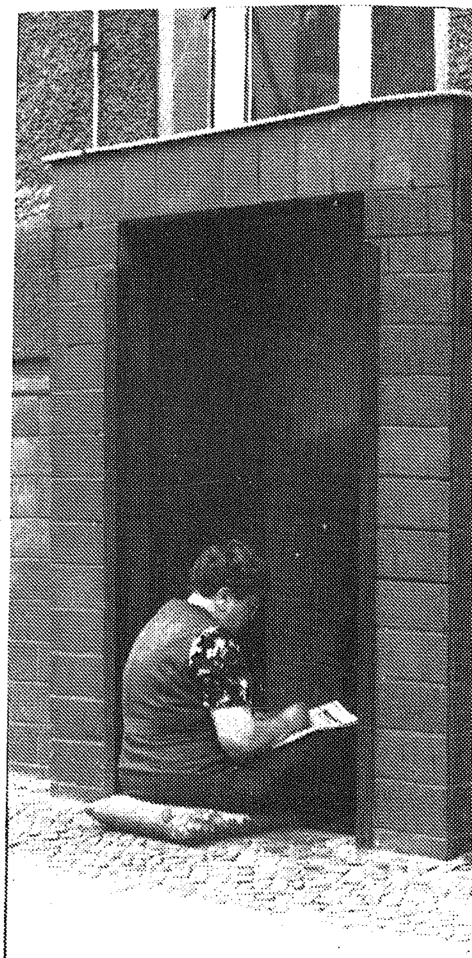


Photo: Herby Sachs

Berlin feiert – Feuerwerk in SO36 von Klaus Bittermann

Als es in der Nacht vom 1. zum 2. Mai in Kreuzberg krachte und brannte, da hatten in der Folge plötzlich all diejenigen wieder Konjunktur, die man bis dahin im Alltagsgeschäft schon fast vergessen hatte: die Bezirkspolitiker, die Sozialarbeiter, die Pfaffen, die Stadtplaner, Architekten, Selbsthilfegruppen und die angestellten Begutachter der Kreuzberger Mischung. Fristeten sie seit geraumer Zeit schon fast eine Art Mauerblümchendasein, da sie von niemandem außer sich selbst wichtig genommen wurden und deshalb im z.Zt. gängigen Strickmuster ihre Identität aus sich selbst beziehen mußten, standen sie nun plötzlich im Brennpunkt des öffentlichen Interesses und plötzlich waren ihre Kommentare gefragt, ihre Erschütterung gefordert und ihren Erklärungen war eine gewisse Gönnerhaftigkeit anzumerken, mit der sie die nach Information lechzende Presse versorgten.

Auf diese Weise hatte die »Krawall-Nacht von Kreuzberg« (*Morgenpost*) dann doch noch einen Sinn bekommen, denn obwohl sie sich alle von den Ausschreitungen distanzierten, so profitierten sie doch auch davon, indem sie aus den Provinzpossen des Regionalteils in die Leitartikel auf S. 1 rutschten. Und wie immer folgte der Invasion der Barbaren und der »Nacht der langen Messer« die Invasion der Presse und die Nacht der flinken Journalisten, die sich in Kreuzberg auf die Suche nach dem harten Kern der »professionellen Anarchisten« (*DIE ZEIT*) machten. Nachdem aus den verantwortlichen Politikern nicht mehr herauszubekommen war, als daß mehr Polizei nötig sei, von den Pfaffen die originelle Ansicht vertreten wurde, etwas mehr Seelsorge wäre schon ein erster Schritt zur Besserung: »Wir müssen zwischen dem Normalbürger und den Randgruppen Brükken schlagen und Verständnis für beide Seiten (sic!) wecken« (Pfarrer Kliesch) – und von den Sozialarbeitern der obligatorische Zeigefinger erhoben wurde, der zwingend auf die neue Erkenntnis hinwies, doch sozialarbeiterisches Engagement gefälligst nicht auszutrocknen, sondern mit finanziellen Mitteln zu fördern, nachdem als all diese neuen Erkenntnisse ausgewertet und veröffentlicht waren, glaubte man vielleicht aus den Autonomen und Punks mehr herauszubekommen. Sehr vorsichtig, sensibel und wenn es sein mußte über kontaktherstellende Vermittler, suchte die versammelte Medienlandschaft den Draht zu diesen »Problemgruppen«, von denen man sich Aufschluß über das »Unerklärliche« erhoffte. Aber während die Punks vor allem Bier wollten und alles fürchterlich »geil« fanden, bis einige von ihnen der *taz* schließlich in einem Interview anvertrauten, »irgendwann mal ein kleines Restaurant zu eröffnen«, bis in diese sich noch 15–20 Jahre hinziehende Zukunft jedoch »zu leben«, d.h. »jeden anhaun, haste mal 'ne Mark, kannste mir'n Kebab pumpen«, während die Punks also von einem friedlichen und von Kebab und Six-Packs zufriedenzustellenden Leben träumen und dadurch ein wahres Vorbild von Bescheidenheit und dezenter Zurückhaltung abgeben, die zu übertreffen selbst der »Normalo« Schwierigkeiten hätte, hatten sich die Autonomen in die defensive zurückgezogen. In der *taz* ließen sie verlauten, daß ihnen die Kontrolle über die Vorfälle entglitten sei, daß sie sich entschieden von den Chaoten distanzieren müßten, die sogar Geschäfte von Kleingewerbetreibenden geplündert hätten, und versprachen, ihre Rolle als Hilfspolizisten in Zukunft besser zu erfüllen. In ihrer Lieblingsrolle als Kiezpolizei sahen die Autonomen ihren Selbstfindungsprozeß auf eine harte Probe gestellt, denn just in dem Moment als sie einmal Erfolg zu haben schienen, nachdem sieín den letzten Jahren nur auf kleine Geplänkel und frustrierende Scharmützel mit den Ordnungskräften zurückblikken konnten, genau in diesem Moment wurde ihnen das Heft aus der Hand genommen und ihre Ideale und Ziele schienen verraten und verkauft. Wie der *Morgenpost* blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Scherben der Nacht zu zählen und den einzigen, denen diese Nacht keinen Spaß gemacht hatte, nämlich den Kleinhändlern und Gewerbetreibenden, ihre Spendenbüchsensolidarität aufzunötigen.

So zum Verteidiger des bedrohten Kleingewerbehandels avanciert, nahmen sie sogar der CDU den Wind aus den Segeln, für die eine Welt einzustürzen drohte, in der nun auf einmal selbst die Autonomen nicht mehr halten, was sie schon immer versprochen haben. So nahm das Weltbild des regierenden Senats hinter der Fassade, entschlossen und geschlossen den Chaoten und »Raubbrüdern« entgegenzutreten, doch einigen Schaden, die sich hinter der mißglückten Formel Diepgens vom »Anti-Berliner« verbarg. Denn ein Berliner zu sein ist so wenig aufregend, wie früher die Tatsache, daß es Nazis gab und genauso wie die Nazis sich oft zu den wackersten Antinazis mauserten, zeugt der Spruch: »Ick bin ein Anti-Berliner« nur von der wechselnden Identifikationsbereitschaft der biederen Bürger, die schon beim Anblick des Skulpturenboulevards dazu werden, ohne daß Diepgen ihnen das sagen müßte. Daß sich nun obendrein die Autonomen als Berliner entpuppten, die verantwortlich dachten und handelten, als sie die schlimmsten Exzesse der Nacht vermeiden wollten, stellte die Regierenden auf eine harte Probe.



Photo: Herby Sachs

Kein Wunder also, daß die offizielle Regierungsversion vom subversiv betriebenen und organisierten Aufstand niemand so recht glauben wollte und selbst die sonst Regierungsbeschlüsse nachplappernde ARD-Tagesschau ließ am 3.Mai verlauten, daß Gründe und Ursachen immer noch »ungeklärt« seien. Da hatte die SPD schon bessere Karten als sie über ihren Fraktionsvorsitzenden Momper erklären ließ, daß es in Kreuzberg ein »kritisches Menschenpotential« gäbe, d.h. »Punks, Penner, Ausgeflippte und normale Bürger« und deshalb könnten sich solche gewalttätigen Auseinandersetzungen jederzeit wiederholen. Wo es besser gewesen wäre, eindeutig zu sein, hat sich auch in diesem Fall die SPD mit ihrer programmatischen Doppeldeutigkeit wichtige Sympathien verscherzt. Aber Momper hatte als zufälliger Augenzeuge dieses »kritische Menschenpotential« tatsächlich gesehen, wie es einmütig an Barrikaden zündelte und die ausgeschilderte Selbstbedienung ernst nahm. Dieses Etwas schien Momper instinktiv an etwas zu erinnern, an weit zurückliegende Jahre, als die SPD unter der Last der Regierungsverantwortung zusammenbrach, weil die AL und alle fortschrittlichen Kräfte der Stadt Berlins immer dann mit dem von ihnen nur mit Mühe zurückgehaltenen Kettenhund drohten, wenn die SPD endlich mal Stärke demonstrieren wollte. In der Opposition hatte die SPD nun einen Kettenhund, aber keine Leine. Ihre symbolischen Drohungen, daß sich Beirut in Kreuzberg jederzeit wiederholen könnte, beschränken sich auf den erhobenen Pädagogenfinger des vergeblichen Warners vor dem Sturm, der nur von der SPD in der Rolle des Schamanen gebannt werden könnte, würde ihr laut erschallender Ruf nach mehr Sozialklempnern, Nachbarschaftsvereinen und Kommunikationsgruppen erhört werden.

Hinter dieser vermutlich nicht sehr originellen Idee wollte die AL nicht zurückbleiben. Nachdem sie im inzwischen gut geübten Tonfall der Betroffenheit das Distanzierungsritual von jeglicher Gewaltanwendung vollzogen hatte, konnte die KreuzbergerGesundheitsrätin im ausgewogenen Sowohl-als-auch von einem »Ausdruck von Vitalität und geistiger Gesundheit« reden und die Momente betonen, »die für die Bevölkerung positiv waren«. In harter Konkurrenz zur SPD wurde man nicht müde, die soziale, politische und finanzielle Benachteiligung des Bezirks aufzulisten und anzuprangern. Man schien eigentlich ganz froh darüber zu sein, daß es wieder Glasbruch und Brände gegeben hatte, denn lange genug mußte man ja darauf warten, um sich in der Rolle desjenigen bestätigt zu finden, der schon immer auf die sozialen Mißstände aufmerksam gemacht hatte. In langen Jahren verkannt und verlacht hatte die AL jetzt das Wort und das ließ sie so schnell nicht mehr los. Von einer »Quittung für die Politik des Kudamm-Senats« war die Rede, als hätte die AL die Quittung persönlich im Abgeordnetenhaus vorgelegt, ausgestellt von der »Kiezbevölkerung«, die sich hiermit gegen die »zunehmend schlechten Lebensumstände im Bezirk zur Wehr setzt«. Desweiteren als »Fest für Zukurzgekommene« apostrophiert, die beim Anblick des »opulenten Buffets der oberen Fünftausend im ICC« Appetit auf Bolle bekamen, wurden die Ausschreitungen auf einen ausschließlich sozialen Aspekt reduziert, mit dem man bei solchen Gelegenheiten nie ganz falsch liegt. Überall stand zu lesen, wie sich die Kreuzberger Mischung zusammensetzt und wie die tendenzielle Zunahme verschiedener Anteile daran die Explosionsgefahr erhöhe. Kommen nämlich noch mehr Ausländer, Punks und Ausgeflippte, so befürchtet die Presse, dann wird der »bürgerliche Bewohner-Rest« seine »Standorttreue« (*Der Spiegel*) aufgeben müssen.

Aber auf diesen »bürgerlichen Bewohner-Rest« ist seit dem 1. Mai auch nicht mehr unbedingt Verlaß, denn der hatte ebenfalls kräftig zugelangt als es um die Verteilung der Beute ging. Dieses einmütige Vorgehen und gemeinsame Zuschlagen der Kreuzberger hat die Herzen der meisten in zuneigender Sympathie höher schlagen lassen, und vor allem in dieser Kollektiv-Erfahrung auch glaubte man »Vitalität« und »geistige Gesundheit« herauslesen zu können, nach der bekannten und immer wieder gern gehörten Melodie »Ein Stadtteil wehrt sich«. Nur schade, daß sich das so schlecht mit der blindwütigen Zerstörung in Einklang bringen ließ, aber der häßliche Kratzer auf der Scheibe »Kreuzberger Nächte sind lang« wurde erfolgreich mit einer sich nach Verständnis sehnenden und sozialer Engagement bedürfenden Bevölkerung übertönt.

Und wenn's ganz anders war?

Daß sich in dieser Nacht seit langem wieder zum ersten Mal in dieser vehementen Form die Wut des Mob ausgetobt hat, wurde bisher nur sehr zurückhaltend angedeutet. »Auf merkwürdige Weise ordneten sich in dieser Nacht die alten Konfrontationslinien neu«, meinte der *Spiegel*, weil Deutsche und Türken, Damen in Stöckelschuhen und Seniorenkreismitglieder »Selbstversorgung« betrieben und den nach dem Brand zusammenstürzenden Bolle beklatscht hatten. Die Wut oder auch die Freude an der Zerstörung konnte und wollte niemand so recht erklären, weil niemand den massenpsychologischen Aspekt wahrnehmen wollte, dem zufolge der Gegenstand, an dem sich der Volkszorn austobt, beliebig und deshalb manipulierbar ist, und daß es somit reiner Zufall gewesen ist, daß in dieser Nacht keine Jagd auf eine mißliebige Bevölkerungsminderheit stattgefunden hat. Der Mob, dem dies zuzutrauen gewesen wäre, weil er sich aus »den Abfällen sämtlicher Klassen und Schichten« (Hannah Arendt) zusammensetzt,benötigt jedoch eine geistige Elite, um Geschichte zu machen. Diese Avantgarde, die den Zorn hätte lenken und organisieren können, gibt es nicht, und so hat Kreuzberg diesmal den Anschluß an die Weltgeschichte verpaßt, die Premiere zwar verpatzt, aber der tosende Applaus in den Zuschauertribünen der Presse tröstete die Kreuzberger Laiendarsteller über das schlimmste hinweg und gab ihnen sogar im Scheinwerferlicht zügellosen Interesses die Illusion, daß ihnen sogar ohne Regisseur Großartiges gelungen ist.



Photo: Herby Sachs

Libertäre Tage: Von der Sozialen Bewegung zur Sozialen Revolution?

LIBERTÄRE TAGE

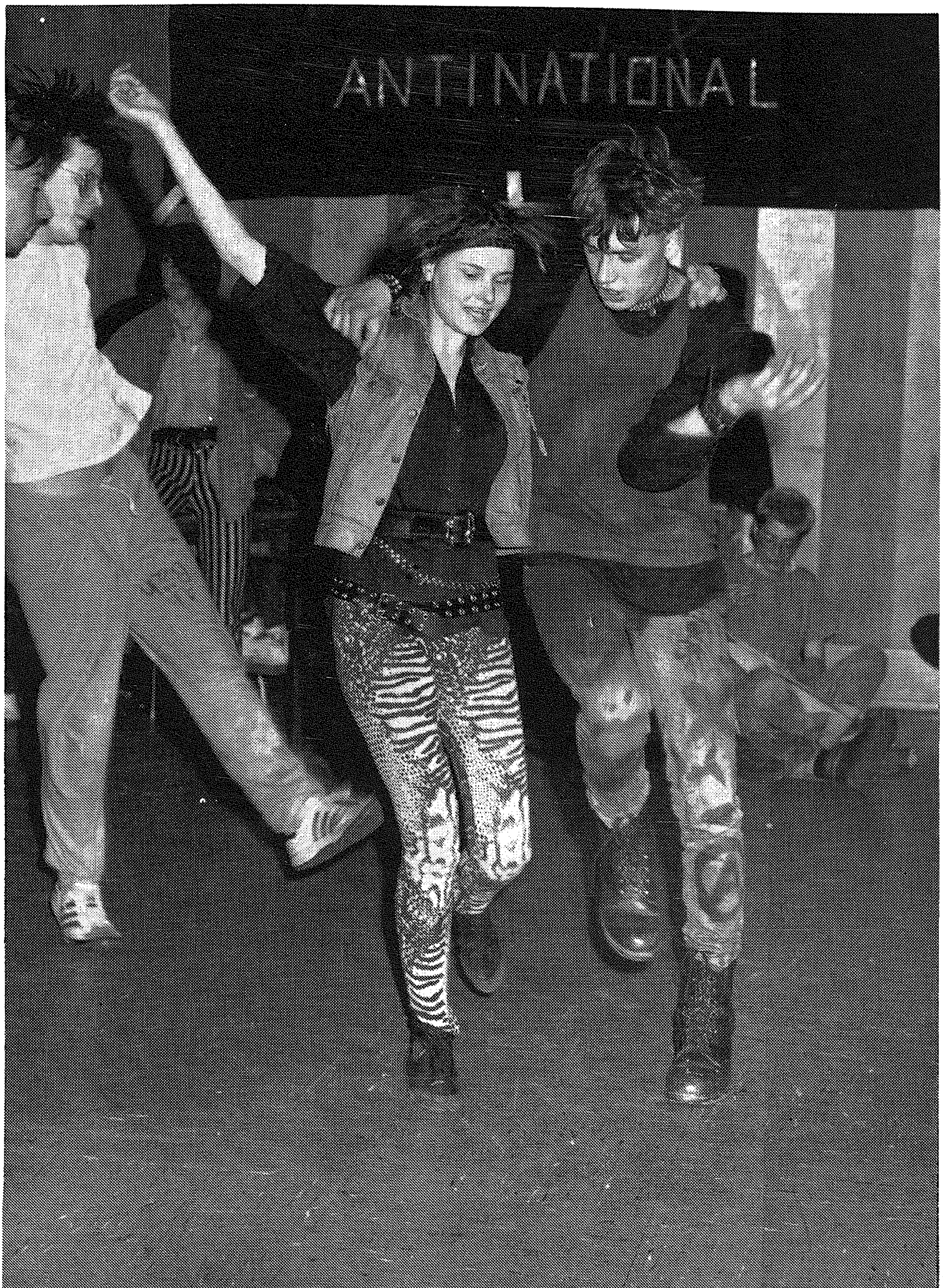


Photo: Klaus Malorny

Vom 16.4.–20.4. fanden in Frankfurt die *Libertären Tage* statt. Sie hatten eine recht lange Vorgeschichte; so gab es schon Anfang 1986 Ideen für ein solches Treffen. Ausgehend von Erfahrungen in der Startbahn-, Frauen-, Anti-AKW-, Friedens-, Häuserkampf-Bewegung etc. und der in letzter Zeit zunehmenden Perspektivlosigkeit und Isolation autonomer/anarchistischer Gruppen entsprang das Bedürfnis Diskussionen über Zusammenhänge untereinander, Aktionsformen und unser Verhältnis zur Gesellschaft und anderen politischen Gruppen voranzutreiben. Ein Diskussionsprozeß zwischen so unterschiedlichen Gruppen wie Graswurzlern, FAU, Autonomen usw. sollte versucht werden; – durchaus keine Selbstverständlichkeit, gibt es doch sehr große Differenzen im Selbstverständnis, Aktionsformen und Zielen; und ist auch die Akzeptanz und Toleranz untereinander nicht sehr ausgeprägt (gewesen), ja es fehlt(e) eigentlich oft schon die Bereitschaft überhaupt miteinander zu reden. Es sollte eine Bestandsaufnahme und Selbstkritik innerhalb der anarchistischen/autonomen Szene stattfinden.

Im Winter 86/87 fanden in Frankfurt dazu Vorbereitungstreffen statt, auf denen Arbeitsgruppenthemen festgelegt wurden. Ein Reader zu den *Libertären Tagen* wurde erstellt, der zwischenzeitlic h vergriffen, jetzt wieder über das *Libertäre Zentrum in Frankfurt, Kriegkstr.38* erhältlich ist.

Die Themen *Perspektiven sozialer Bewegungen, Konkrete Ansätze außerhalb und innerhalb sozialer Bewegungen, Zustand und Entwicklung der Warengesellschaft und Frauen* bildeten den Schwerpunkt der *Libertären Tage*, die internationalen und aktuellen Themen waren als Rahmenprogramm gedacht. Den gesamten organisatorischen Ablauf trug eine kleine Organisationsgruppe!

Am Donnerstag dem 16.4. (Anreisetag) waren zum Eröffnungsplenum schon ca. 1000 Menschen anwesend, an den darauffolgenden Tagen waren es dann bis zu 2000. Das Interesse an den Arbeitsgruppen zur *Sozialen Bewegung* war denn auch so groß, daß sich dazu mehrere AG's bildeten, die mehrere Tage diskutierten. Die politische und kulturelle Isolation anarchistischer/autonomer Gruppen und die Gründe dafür wurden zu einem zentralen Thema. Oft wurde die Intoleranz gegenüber anderen Widerstandsformen angeführt, die Arroganz z.B. gegenüber Leuten in Friedens- und Bürgerinitiativen, die ja nur einen *besseren Staat* wollen, dessen Existenz aber nicht infrage stellen. Die Perspektivlosigkeit und der oft schematische Ablauf von Aktionen bei Demos, Mackerverhalten, die Unfähigkeit Angst gerade bei militanten Aktionen in der Gruppe zugeben zu können, der Mangel an Inhalten, das Fehlen einer Gesellschaftsanalyse aus anarchistischer Sicht wurden als Gründe für die Isolation untereinander und gegenüber der Gesellschaft benannt. Wenn wir so leben wie wir wollen, so ändern sich auch unsere Verhaltensweisen untereinander (Toleranz, Verbindlichkeit), also eine Verbindung zwischen Politik und Alltag. Die meist sehr persönlichen und aggressionsfreien Diskussionen täuschten aber eine Einigkeit unter uns vor, die so garnicht existiert. So standen z.B. populistische Ansätze (Projekt A) anderen gegenüber, die Isolation und Abschottung als notwendig zur Aufrechterhaltung einer libertären Identität erachteten.

Diese Gegensätze wurden aber nicht diskutiert, die uns eigentlich trennenden Dinge nicht benannt. Wichtige Auseinandersetzungen, Beispiel Verhältnis Graswurzler–Autonome fanden nicht statt.

Die Perspektivlosigkeit von militanten Aktionen derzeit, die Intoleranz gegenüber anderen zeigte sich dann beim gemeinsamen Sonntagsspaziergang an der Startbahn West besonders deutlich: Man traf sich am SKG-Heim in Walldorf und kam von starken Polizeikräften flankiert an die Mauer, wo die üblichen Aktionen liefen. Eine Frau wurde bei einem Knüppeleinsatz verletzt und festgenommen. Einige mußten dann noch die Wiese vor der Mauer abfackeln. (Diese Wiese hat in der Geschichte der Startbahnbewegung eine besondere Bedeutung, es liefen dort viele Auseinandersetzungen; das Abfackeln trug zu einer Entfremdung der Walldorfer mit »uns« bei).

Die Diskussion auf den *Libertären Tagen*, die von vielen geäußerte Selbstkritik gerade bezogen auf die Monotonie und Berechenbarkeit solcher Aktionen übertrug sich also nicht nach draußen an die Startbahn. Gerade die Diskussion über Gegensätze unter uns, und wie wir mit diesen umgehen, sollte ein Thema der nächsten *Libertären Tage* sein. Eine Vernetzung unter uns ohne Klärung dieser Frage halte ich nicht für möglich. Eine Dokumentation und Ergebnisreader wird demnächst über das *Libertäre Zentrum* in Frankfurt zu haben sein.

Martin Stelzer



Ich bin mit ziemlich hohen Erwartungen zu den *Libertären Tagen* gefahren. Der Zustand des Widerstands ist ziemlich desolat, es fehlt an allen Ecken und Enden. Ich wollte für mich grundsätzlich Position und Perspektive klären – und zwar nicht nur auf der theoretischen oder inhaltlichen Ebene, sondern gerade auch, wie es für mich als Individuum, mit meinen Bedürfnissen und Ängsten, im Widerstand weitergeht. Die gesetzten Schwerpunkte ließen solch eine Diskussion ja auch erhoffen, außerdem war der Rundumschlag der Frankfurter Autonomen *(SF-23)* mir tief aus der Seele gesprochen. Als ich dann am ersten Abend auf der Eingangstreppe saß, und die Ankommenden an mir vorbeizogen, bekam ich zuerst doch Angst um meine Hoffnungen. Ganz abgesehen davon, daß mir solche Menschenaufläufe immer Angst machen und mich überfordern, dachte ich angesichts der vielen *Schwarzjacken* und *Springerstiefel*, hier würde nun doch Politik wie bisher gemacht: immer straight am Feind. Zudem wußte ich von einigen Freunden, daß die *Libertären Tage* für sie mehr eine Art autonomes Gesellschaftsereignis waren: Leute wiedertreffen, Pläuschchen halten. Das war mir entschieden zu wenig – für mich stand (und steht) ganz dringend Neubestimmung an.

Bei den Autonomen hatte ich ja schon öfters Infragestellungen gelesen, aber wenn ich dann auf einem Treffen war, lief wieder dieselbe Scheiße ab. Auf den *Libertären Tagen* war es für mich das erste Mal, wo das Unbehagen bezüglich eigener Politik und Lebensform so massiv und von so vielen ausgesprochen wurde. Es hatte sich fühlbar etwas angestaut, was jetzt endlich rauskam. Ich empfand es als sehr befreiend, wie offen wir über Zweifel geredet haben, die ich sonst wegen mangelnder Traute immer wieder runtergeschluckt hatte. Daher war es auch nicht weiter schlimm, daß es zunächst »nur« bei einer Bestandsaufnahme (sprich: Sammlung und Verknüpfung) der Selbstkritik blieb, und wir zur Klärung, wie es stattdessen weitergeht, bloß ansatzweise kamen. Wichtig war das Erlebnis, daß es einem Großteil ging wie mir: so kann es nicht weitergehen. Eine Frau nannte es »Abschied von der Hau-Ruck-Politik«.

Diese Bestandsaufnahme bezog sich zuerst vor allem auf unseren Umgang untereinander in der Gruppe oder auf größeren Plenen. Wir waren uns eigentlich alle einig, daß unsere Umgangsformen nicht gerade anziehend oder gar lustvoll sind. Daß wir zumeist alles andere als ein neues Lebensgefühl ausstrahlen. Das heißt erstens, Menschen werden abgeschreckt, bei uns mitzumachen, und zweitens bedeutet dies zunehmende Frustration von uns selber, weil wir oft so reduziert miteinander umgehen. Bei den Gesprächen haben Leute immer wieder von sehr verletzenden Erlebnissen in autonomen/libertären Gruppen erzählt – Sachen, die, wenn wir uns unsere Ansprüche anschauen, eigentlich gar nicht passieren »dürften«. Punkte, an denen wir für viele auch unglaubwürdig werden. Ein alter Freund von mir hat mehrmals festgestellt, daß ich besonders mackermäßig und verhärtet bin, wenn ich viel in politischen Gruppen rumgemacht habe. Das hat mir schon zu denken gegeben . . .

Die Latte der (Selbst-)Kritik auf den *Libertären Tagen* war lang: der Konformitätsdruck innerhalb vieler Gruppen ist enorm. Dementsprechend groß ist die Angst, herauszufallen, Zweifel zu äußern, sich querzustellen. Überhaupt: Angst äußern, und es stellt sich heraus, daß ich kein harter Fighter bin. Es ist auch die Angst, in einer Runde von MackerInnen verletzbare Stellen zu zeigen, weicher zu sein. Oder du traust dich nicht, dominanten Leuten in der Gruppe zu widersprechen und die Meinung zu sagen. Es sind oftmals nicht die großen politischen Differenzen, weswegen Menschen aus Zusammenhängen verschwinden; es sind oft die kleinen Scheißängste und Frustrationen: weil sie sich nicht trauen, weil sie sich minderwertig fühlen, weil sie gegen die Kälte der Macker nicht ankommen. Und die anderen in der Gruppe nehmen sich nicht die Zeit oder haben nicht die Fähigkeit, darauf einzugehen.

Viel liegt m.E. daran, daß die Gruppen ein falsches Selbstverständnis haben. Da wird unter dem Druck, was (gegen . . .) machen zu müssen, im Zweifelsfall der abstrakten Politik und der Hektik des Tuns der Vorzug gegeben – vor den Problemen, die die Leute untereinander oder mit sich haben. Es gibt nichts schlimmeres als diese anonymen und nervigen Arbeitssitzungen in verqualmten Räumen, wo ein Pensum durchgeknallt wird. Und nirgends hab ich dermaßen pragmatische und nichtssagende Begegnungen wie zu solchen Anlässen. Das ist schlimm, geht es doch um so viel . . .

Aber es ist andererseits doch auch klar: wenn es in solchen Zusammenhängen mehr um die politische Arbeit geht (abstraktes Ziel), und ich da als *Mensch* eh nicht gefragt bin, können solche Zusammenhänge nur unverbindlich sein. Manche Leute auf den *Libertären Tagen* sprachen daher auch vom Leistungsdenken in unseren Gruppen: 'ne Kampfmaschine, die zu funktionieren hat, und wer weniger Leistung bringt, ist auch weniger wert. Es sind keine Zusammmenhänge, die an jedem einzelnen Menschen anknüpfen. Und so ist es überhaupt erst möglich, daß Menschen mehr oder minder lautlos da rausfallen: egal ob sie einfahren, Kinder kriegen oder einfach nicht mehr können. Nicht umsonst sind Knast und Leute mit Kindern die ganz düsteren Kapitel des großen Wortes »Solidarität«.

Knast

In der Knastgruppe auf den *Libertären Tagen* mußten wir dementsprechend eingestehen, daß Knast die letzten Jahre wenig Thema in der (radikalen) Linken war. Einige Frauen haben dies anfangs insofern eingeschränkt, als daß wir bestimmte Aktionenaus Angst vor Knast nicht machen, und damit Knast durchaus Thema unter uns ist. Faktisch ist es aber so, daß Leute bei Demos/Aktionen einfahren und dann verschwunden sind. Es ist in keiner Weise selbstverständlich, daß solche Leute noch dazugehören, eingebunden werden in Diskussionen. Daß sie, obwohl körperlich nicht anwesend, weil eingebunkert, weiterhin vorkommen, über sie gerdet wird, mit ihnen geredet wird. Daß sie nicht aus unseren Köpfen verschwinden. Je mehr die Leute im Knast eingebunden bleiben in »unser« Netz, desto mehr verliert auch der Knast an Abschreckung. Wobei dies momentan leider andersherum formuliert werden muß: die Leute im Knast werden so allein gelassen, weil die »Szene« auch ansonsten (»draußen«) so kalt und unverbindlich ist. So berichteten zwei Männer von der *Schwarzen Hilfe Göttingen*, daß ihre Idee, einen überregionalen Info-Dienst für Leute im Knast aufzubauen, fast keine Untersatützung erhalten hätte bisher. Die Idee besteht darin, daß inhaltlich wichtige Papers/Flugis in angemessener Stückzhal (ca. 50) nach Göttingen und von dort aus weiter in die einzelnen Knäste geschickt werden. [Schwarze Hilfe Göttingen, c/o Buchladen Rote Straße, Rote Str.10, 3400 Göttingen].

Die AG Knast auf den *Libertären Tagen* begann mit einer Beschreibung des neuen Frauenknastes Plötzensee/Berlin und der Haftbedingungen dort, um zu verdeutlichen, daß Isolierung und sinnliche Austrocknung mit architektonischen Mitteln schon länger kein »Privileg« mehr der sogenannten politischen Gefangenen ist. Darauf berichteten die anwesenden Knastgruppen und -zusammenhänge (Diez, Göttingen, Durchblick, Haberfeld) von ihrer Arbeit und den Problemen dabei. Beim Projekt *Haberfeld* wird in letzter Zeit von Seiten der Anstaltsleitungen versucht, die drinnen bestehenden Strukturen von sich offensiv wehrenden Gefangenen, die auch beim Haberfeld mitmachen, zu zerstören – durch Einzelhaft oder Verlegung in unterschiedliche Knäste. Die Gruppe um die JVA *Diez* erzählte, daß sie – gerade auch bei vielen Linken und »Alternativen« – mit dem Vorurteil zu kämpfen hätten, die meisten Gefangenen säßen ja wohl nicht umsonst im Knast. Insofern wird es in Zukunft wichtig sein, die Trennung, die auch in unseren Köpfen existiert, zwischen sogenannten politischen Gefangenen und sogenannten sozialen Gefangenen, die sich wehren, aufzuheben. Endziel und Hoffnung für uns als AnarchistInnen »muß« die Auflösung aller Knäste und damit eine Gesellschaft ohne Knäste sein.

Knastarbeit fängt auf »unterer« Ebene mit Kontakt und Versorgung in die Knäste an. Das beinhaltet z.B. juristische Hilfe oder das Besorgen von bestimmten materiellen Gütern. Das beinhaltet aber auch und gerade seelische Unterstützung. Dies alles als Sozialarbeit zu denunzieren, finde ich zynisch den Leuten gegenüber, die mit ihren Bedürfnissen und Sehnsüchten eingesperrt sind. Wichtig sind auf nächster Ebene Strukturen, mit denen Gefangene in unsere politischen Diskussionen miteinbezogen werden können (z.B. der angesprochene Info-Dienst oder Knast-Abos). Nach außen hin müssen die Zustände und Entwicklungen in den Knästen veröffentlicht und diskutiert werden, um dem Knast den Deckmantel der Verdrängung und Nichtbeachtung runterzureißen. Er ist viel zu sehr die leise und gefürchtete Randerscheinung . . .



Der lange Atem

Was unseren Zusammenhängen allgemein ebenfalls fehlt, ist Langfristigkeit. Wir müssen uns, wohl oder übel, daraufeinrichten, daß der Kampf noch lange dauern wird. Unser Widerstand braucht Strukturen, wo Menschen alt werden können in der Bewegung. Der Großteil der auf den *Libertären Tagen* Anwesenden war zwischen 20 und 30, hatte Turnschuhe an und kann schnell rennen . . . Wie mögen sich wohl die paar Alten gefühlt haben, die doch etwas verloren durch die FH gingen. Ich bin da selber im Zwiespalt: einerseits bin ich mir *sicher*, daß nur die revolutionäre Geduld, ein Leben lang kontinuierlich zu kämpfen, diese Gesellschaftsordnung zum Einstürzen bringen wird – eine Kontinuität, wie sie z.B. *Clara Thalmann* verkörpert hat. Und wenn die Revolution in deinem Leben nicht stattgefunden hat, dann konntest du mit der Gewißheit sterben, die Generationen nach dir werden es schaffen. Aber diese revolutionäre Geduld wird mehr und mehr durch das ökologische Desaster in Frage gestellt. Täglich wird irreparabel zerstört, und ich habe das Gefühl, die Zeit rinnt mir durch die Finger. Viele von uns glauben in ihrem Innern nicht mehr an eine grundsätzliche Änderung, daß das Ruder noch rumzureißen ist, sondern kämpfen mit dem Rücken zur Wand verzweifelte Abwehrkämpfe. Gestern meinte ein Freund, wir würden eh in zwanzig Jahren an Krebs sterben.

Dennoch – und ich weiß selber nicht, auf welcher Grundlage ich jetzt *dennoch* sage – dennoch ist es wichtig, daß wir uns nicht nur ständig gegen fremdbestimmte Teilbereiche wehren, sondern parallel dazu eine eigene Identität aufbauen. Damit der angestrebte Traum (*welcher??*) für andere und für uns selber in Ansätzen greifbar/spürbar wird. Sei es, daß wir die Sinnlichkeit wiederentdecken und 'n bißchen rücksichtsvoller und sensibler mit



Photo: Klaus Malorny

unserem Körper umgehen (hallo RaucherInnen und Alkis), sei es, daß wir eine eigene Kultur angehen. Insofern ist es das Ideal »meiner« Anarcho-Gruppe, diese Ansätze zu entwickeln und nach außen zu tragen. Ich muß zu den Menschen dieser Gruppe Vertrauen haben und mehr mit ihnen machen können, als nur organisieren und inhaltlich arbeiten. Wenn ich Probleme mit mir habe, dann will ich die nicht außen vor lassen müssen. Ich weiß andererseits um die Gefahr, ab einem gewissen Punkt eine solche Gruppe zu überfrachten mit diesen Ansprüchen: es geht mit Sicherheit daneben, all meine Sehnsüchte auf diese paar Menschen zu konzentrieren. Aber wenn ich will, daß da Leben pulst, dann muß ich mir Zeit für die Menschen nehmen können, will sie auch mal in den Arm nehmen, mit ihnen über Erotik reden oder mit ihnen feiern. Wenn ich das im Rücken und im Bauch habe, kann ich mich inhaltlich und aktionsmäßig auch mit Teilbereichen beschäftigen.

Die Kritikan der eigenen Umgangsweise untereinander und die vielen Psychos schlugen an manchen Stellen des Kongresses zu neuer Theoriefeindlichkeit um. Das ist sicher völlig falsch, war aber wohl mehr eine Überreaktion aus Skepsis heraus, nicht in die alten Fehler zurückzufallen. Eine Frau von den Züricher Videos bedauerte dann auch im Abschlußplenum, daß die »Fraktion Bauch« auf den *Libertären Tagen* so oft die Oberhand gewonnen hätte. Aber da war wohl einfach bei vielen Leuten ein Nachholbedürfnis vorhanden.

Einiges lief aber auch auf den *LT* gehörig daneben: allein das Gegröhle und Gepolter mancher Mackergruppen erinnerte mich eher an ein Bierzelt. Auch ihr sonstiges Verhalten ließ bei mir nicht den Wunsch aufkommen, mit ihnen eine neue Gesellschaft zu machen. Ätzend war auch der Sonntag abend, wo viele Typen – angetrunken bis völlig breit – in der Stimmung waren, die kreisenden Bullen- und Zivikarren zu beschmeißen. Klar, die Lust ist da. Aber welchein Armutszeugnis wäre es gewesen, für ein paar Scheißzivis den ganzen Kongreß zu zerstören. Wenn ich dann auch noch im Abschlußplenum höre, Leute »von uns« hätten in der Sponti-Villa und im Kinderhaus geklaut und Sachen kaputtgemacht, dann frag ich mich doch, was diese Leute eigentlich für ein Verständnis von Solidarität und Verantwortungsbewußtsein haben. Insgesamt aber wurde auf den *Libertären Tagen* recht solidarisch und sensibel diskutiert und gehandelt. Zumeist heben die Leute miteinander und nicht gegeneinander geredet, es war ein Gesprächsfluß da und nicht eine Aneinanderreihung von Statements. Übliche Diskussionsstrukturen, wie wir sie aus großen Gruppen kennen – 5–10 Leute reden, der Rest hört zu –, konnten die Anwesenden trotz oft überfüllter Räume meistens gemeinsam verhindern. Gut war, daß auch kaum Fraktionierungen stattfanden, so daß viele unterschiedliche Positionen nebeneinander stehen konnten.

Inseldasein

Ein zweiter Schwerpunkt der Diskussionen auf den *Libertären Tagen* war die gesellschaftliche Isolation libertärer Gruppen. Mich beschleicht da immer wieder die böse Ahnung, viele Leute verkennen völlig den Ernst der Lage. Ich behaupte einmal, daß es für diesen Staat *militärisch* kein Problem ist, die gesamte radikale Linke in einer Nacht verschwinden zu lassen. Wer schützt uns denn davor? Die eigene (militärische) Stär-

ke?? Wohl kaum. Es sind wohl eher die Reste des Gewissens der »demokratischen Öffentlichkeit«, die dann wachgerüttelt würden. Insofern ist der *politische Preis* für die Herrschenden (momentan) zu hoch. Daß aber Tendenzen in diese Richtung gehen, zeigen die Massenfestnahmen des letzten Jahres (z.B. im Juzi Göttingen) und der zunehmende Einsatz von Einkesselungen (zuletzt in West-Berlin während des Reagan-Besuchs), unsere Situation wird umso gefährlicher, je weniger Kontakt und Sympathie wir in andere(n) Gesellschaftsgruppen haben.

In der AG *Der tägliche Kampf*. . . wurden nun Gründe für unsere gesellschaftliche Isolation gesucht. Auch hier war die Stimmung ungewohnt selbstkritisch, Fehler (der letzten Jahre) wurden eingestanden und diskutiert. Dabei wurde deutlich, daß unsere Isolation an vielen Punkten selbstproduziert, zumindest aber vermeidbar ist. Dies fängt auf kleiner (??) Ebene an: alle beschriebenen Schattenseiten unseres Umgangs miteinander schrecken Leute ab und machen unglaubwürdig. Manch eine/r wendet sich enttäuscht ab, weil es bei »uns« nicht viel anders zugeht als sonstwo. Es ist z.B. wichtig, wie wir mit Leuten, die neu zu einer Gruppe dazustoßen, umgehen. Offenes Mißtrauen aus allgemeiner Spitzelangst heraus kann da viel zerstören. Es müßte eigentlich selbstverständlich sein, auf die Leute zuzugehen und sich ein Stück weit Zeit für sie zu nehmen. Einmal um ihnen ein Gefühl zu vermitteln, aufgenommen zu werden, und zum zweiten, damit ein Erfahrungs- und Wissensgefälle schnell kleiner wird. Ich möchte mal wissen, wie Leute sich gefühlt haben, die allein auf die *Libertären Tage* gekommen sind – und ob sie allein geblieben sind.

Als eine weitere Ebene, wo wir uns sehr leicht selber isolieren können, wurde »Konspiration« diskutiert. Es ist unbestritten, daß bei bestimmten Aktionen sorgfältige Konspiration erforderlich ist. Wir sollten aber ständig überlegen, an welchen Punkten sie wirklich von Nöten ist. Denn prinzipiell sollte es unser Ziel sein, *offen* für unsere Ideen einzutreten: daß ich Menschenüberzeugen, als Person in Gesprächen Opposition vertreten kann. Selbstschutz dagegen kann leicht dazu führen, sich nur noch abzuschotten. An den Rand gedrängt, wird es von dort aus zunehmend schwieriger und komplizierter, sich zu artikulieren. Zudem geht ein Großteil meiner Zeit und Kraft dabei drauf, mich zu schützen. Somit bleibt wenig Zeit, meine Inhalte zu vertreten, und ich führe einen Kleinkrieg, eine Art Katz-und-Maus-Spiel mit diesem Staat, von dem kaum jemand etwas mitbekommt. Insofern ist es die Frage, ob der Staat nicht sogar an einigen Punkten ein Interesse daran hat, uns in konspirative Bedingungen reinzudrücken. Denn je weiter wir uns verstecken, desto mehr kann uns der Staat in die Ecke einer anonymen Gewalt stellen.

Symptomatisch für den Umgang mit Konspiration war die Diskussion um die Foto- und Filmaufnahmen auf den *Libertären Tagen*, die direkt im ersten großen Plenum begann und immer wieder in späteren Plenen oder Arbeitsgruppen von vorne losging. Prinzipiell war das Fotographieren in der FH von den VeranstalterInnen »verboten« worden. Das stand auch schon in der Einladung. Nur ein paar Leute aus dem Rhein-Main-Gebeit, zu denen die Vorbereitungsgruppe Vertrauen hatte, machten Fotos, außerdem filmte die VIDEO-Gruppe Zürich. Dagegen wandten sich einige, weil sie nicht wüßten, was mit ihren Aufnahmen geschähe, sprich: diese würden mal veröffentlicht, und die Bullen würden sie auswerten. Erstens war diese Argumentation sowieso absurd, als von den umliegenden Häusern (insbesondere dem SHELL-Hochhaus) Kameras und Richtmikrophone auf die FH gerichtet waren. Und vor dem Haupteingang der FH sind alle ohne Vermummung rumgelaufen und haben sich in der Sonne geräkelt. Zweitens – und das ist das wesentlich wichtigere Argument – sollten nicht wieder nur Papers am Schluß für die Öffentlichkeit übrigbleiben, sondern gerade Dokumente (Film, Foto), die zeigen, wie wir feiern, wie wir diskutieren, wie wir aussehen. Um zu zeigen, daß hinter Anarchie Menschen stehen. Manche sahen in den Argumenten gegen die Aufnahmen eh nur wieder die autonome Selbstüberschätzung, besonders gefährlich für diesen Staat und daher auch besonders beachtet zu sein. Es wurde schließlich so geregelt, daß jeweils nur nach vorheriger Absprache aufgenommen wurde.

Zurück zur Diskussion unserer gesellschaftlichen Isolation: wieso kommen wir nicht über die 10 000 hinaus (als fiktive Zahl gesetzt), die wir momentan sind? Dieser Zustand wurde mit »Ghetto« umschrieben. Der Begriff wurde (und wird) kritisiert, erinnert er doch eher an das Zusammenpferchen von Menschen, um sie zu *vernichten*. Doch auch mir ist bisher kein passenderer Begriff eingefallen, so werde ich ihn weiter benutzen [*Insel/Inseldasein*, Vorschlag von Iris, Anm. SF]. Unter »Ghetto/Inseldasein« haben wir in unserem Fall verstandenn, daß wir AnarchistInnen und Autonome insgesamt isoliert sind und wenig Kontakt mit anderen gesellschaftlichen Gruppen haben – sowohl als politische Kraft als auch als Individuen. Auf der anderen Seite, daß wir uns viel im eigenen Dunstkreis und unter Gleichgesinnten bewegen und uns fast ausschließlich mit diesen austauschen. Bleibt die Frage, ob und wie die beiden Seiten sich bedingen. Auf den *Libertären Tagen* wurde weniger diskutiert, wie Isolierungsstrategien des Staates aussehen und wirken, als vielmehr, wie *wir* zu dieser Situation beitragen. Daher meinte auch jemand zum Schluß der Diskussion, es wäre doch wohl fatal, unsere Isolation nur durch eigene Fehler zu erklären. Prinzipiell haben die Anwesenden die Ghetto/Insel-Situation negativ beurteiltund es als notwendig erachtet, diese in nächster Zeit zu knacken. So haben zwei Frauen in der Diskussion gesagt, sie hätten jahrelang Material für die »Szene« produziert und hätten inzwischen Zweifel an dem Sinn dieses Tuns. Denn das Material erreicht nur einen InsiderInnen-Kreis, der eh schon weiß, daß dieser Staat Scheiße ist, und ihn ablehnt.

Unser Inseldasein schaffen und verschärfen wir selbst auch durch Abgrenzung – Abgrenzung von allen, die nicht unseren Vorstellungen entsprechen. Allein der Begriff »Szene« ist hier diffus und entlarvend zugleich: wer gehört dazu? wer nicht? wie kommt mensch da rein? wonach richtet sich das? und wer bestimmt es? Peinlich wird es, wenn Zugehörigkeit an plumpen Äußerlichkeiten wie der leidigen schwarzen Kleidung festgemacht wird. Andererseits haben an diesem Punkt einige Leute vehement darauf bestanden, daß sie auch ein Ghetto/Inseldasein brauchen. In der nachfolgenden Diskussion wurde klar, daß das eigentlich für uns alle gilt. Das sind nämlich die Freiräume, in die wir uns immer wieder bewußt zurückziehen oder sogar abkapseln. Um Kraft zu tanken, um ein Stück weit freie Luft zu atmen: Beziehung, WG, Lebenszusammenhänge, eigene Projekte. Insofern wurde Abgrenzung auch beschrieben als etwas, das dazu dient, eine eigene Identität zu bewahren. Wir AnarchistInnen haben soviele und so hohe Ansprüche – gerade auch an uns selbst –, daß wir dadurch leicht verletzbar und zu treffen sind. Abgrenzung ist dann manchmal ein Schutz gegen unsere widersprüchliche und sich immer schneller verändernde Umwelt. Vielleicht drückt sich Abgrenzung auch in Sehnsucht nach klaren Fronten aus, die in dieser Gesellschaft zunehmend verwischen. Die Integration – auch unserer Ideen – ist so stark

und verwirrend, daß wir manchmal die Repression brauchen, um wieder klarer zu sehen.

Eine andere Art der Abgrenzung, die von vielen kritisiert wurde, zeigt sich im Sprachgebrauch, wenn wir von »uns« auf der einen Seite und von den Bürgern/Normalos auf der anderen Seite sprechen. Dies sind m.E. willkürliche Grenzziehungen im Stile des Schubladendenkens, die die Zustände völlig reduzieren und festschreiben. Diese Grenzziehungen verhindern differenziertes Denken und Wahrnehmen und auch Zusammenkommen mit anderen. Es ist zudem die Frage, ob sie nicht unausgesprochen neues Elite- oder Avantgarde-Denken beinhalten – wir sind was besseres – wir sind den meisten voraus und bilden daher die Spitze des Widerstands – die anderen müssen uns folgen. Ganz abgesehen davon, daß ich manchmal bezweifle, ob wir anderen soviel voraus sind, gibt es immer wieder Ereignisse, die zeigen, daß politische Entwicklungen nicht so eindimensional und vor allen Dingen nicht immer nur über die »Szene« laufen: im Kleinen, wenn ein konservativer Bauernverband seine Mitglieder zum Volkszählungsboykott aufruft (geschehen im Raum Bad Kreuznach), und im krassen, die Krawalle am 1. Mai in Bärlin. Es gibt auf jeden Fall noch eine Menge Menschen außer uns, die in dieser Gesellschaft unter einem Leidensdruck stehen, dem sie nicht ohne weiteres stattgeben wollen, die aber auch nicht in politischen Gruppen stecken. Zu diesen Menschen muß es möglich sein, Brücken zu schlagen. Und es ist die Frage, ob wir sie erreichen, wenn wir uns ständig im eigenen Dunstkreis bewegen.

Dem wurde ein politisches Wirken entgegengesetzt, das allerdings nur angerissen wurde und daher wenig ausgereift ist: wenn wir etwas an unserer fehlenden Verankerung in der Bevölkerung ändern wollen, müssen wir klein anfangen. Dies bedeutet vor allenDingen, Politik zuallerst dort zu machen, wo ich lebe. Als gutes Beispiel seien Stadtteilplenen genannt, von denen jemand aus Hamburg erzählte. Wie absurd ist die Politik, wo ich erschöpft von irgendeinem Kampf nachhause in mein Dorf/meinen Stadtteil komme, und die Menschen dort haben davon nichts mitbekommen; und für sie ist das auch völlig fern. Auf welcher Basis machen wir Aktionen?

»Politisch entscheidend wird sein, in wieviel Köpfen diese Masten fallen« (Lupus-Teil II: *Langlauf oder Abfahrt*, in: Reader zu den Libertären Tagen). Es ist daher wichtig, mit den Leuten um uns herum zu reden. Auch oder gerade mit denen, die völlig anderer Meinung sind. Verankerung heißt für mich, gerade zu solchen Menschen Kontakte zu knüpfen und bei ihnen zumindest Verständnis oder Sympathie zu schaffen für meine Vorstellungen und Handlungen. Wir könnten als AnarchistInnen z.B. auf Bürgerversammlungen auftreten. Mit ironischem Unterton und unter Gelächter ließ jemand Lenins Wort vom Revolutionär fallen, der sich im Volke wie ein Fisch im Wasser bewegen muß. Dies ist auf jeden Fall der unspektakulärste und presseunwirksamste Teil unseres politischen Handelns, aber eigentlich der, der überhaupt erst die Grundlage schafft für anderes.

Alltag

In diesem Zusammenhang haben wir auch unseren Alltag wiederentdeckt. Alltag hier verstanden als all das, was wir immer wieder in der Öffentlichkeit machen: Job, Straßenverkehr, Einkaufen, öffentliche Verkehrsmittel u.a. Viel zu sehr ist dieser Alltag oft die Tauchstation zischen den Punkten unserer sogenannten politischen Arbeit. Er wird durchschritten, mit den Gedanken meist woanders, mit dem Gefühl: »bloß weg hier!« Doch die vielen Begegnungen und Ereignisse sind andererseits auch eine Möglichkeit unsere Kritik und unsere Vorstellungen darzustellen (z.B. laut über Preiserhöhungen schimpfen oder Spaßguerilla). Soweit ich es mitbekommen habe, sind Ansätze in anderen AG's auf den *Libertären Tagen* auch in die Richtung gegangen, Alltag wieder verstärkt zu einem Ort politischen Handelns zu machen.



Aktionen

Noch ein Letztes zu Aktionen: Viele unserer Aktionen – und oft ist uns dies gar nicht so bewußt – machen vielen Menschen Angst. Allein das gemeinsame Auftreten im Schwarzen Block ist furchterregend. Was für die eine Seite durchaus so gedacht ist, schafft andererseits Barrieren, auf uns zuzugehen. Denn wie können Außenstehende ahnen, daß unter den Haßkappen viele offene und sympathische Gesichter stecken? Umso wichtiger ist es, Aktionen ganz genau zu bestimmen: wer wird getroffen? Um nicht den Falschen Angst einzujagen. Aktionen, die wahllos Menschen treffen, sind m.E. von vornherein abzulehnen (z.B. Personenzüge stoppen). Kritisiert wurde auch der Sachschaden-Fetischismus vieler Aktionen und Demos: »die hauen jedes Wochenende in den Fußballstadien mehr in den Dutt als wir«

Die dumpfe Militanz mit ihrer Berechenbarkeit, die offenbar am Sonntag auch an der Startbahn vorherrschte, zeigte sich leider auch an anderen Stellen des Kongresses: Beim Vortrag der Rhein-Main-Sanis zu Polizeiwaffen gab es statt Nachdenklichkeit angesichts der neuen Gummigeschosse ständiges Gegröhle über immer neue Anekdoten aus vergangenen Schlachten.

Fazit?

Ein Ergebnis der *Libertären Tage* zu benennen scheint mir in allgemeingültiger Form unmöglich. Zu verschieden sind die Erlebnisse und Einschätzungen, die ich in der Zwischenzeit von anderen gehört habe. Die Themen, die vielen – auch mir – unter den Nägeln gebrannt haben (innere Strukturen, gesellschaftliche Isolation), wurden lange und intensiv diskutiert. Was in Frankfurt sicherlich gefehlt hat – und dies ist vielleicht auch ein Ausblick auf weitere Treffen –, ist die Klärung der Begriffe *Revolution* und *anarchistische Gesellschaft*. Es ginge bei Folgetreffen um die Entwicklung einer wirklich langfristigen Perspektive: was heißt soziale Revolution? Wenn wir sagen, wir wollen keinen Umsturz und keine neuen Machthaber – wie stattdessen? Müssen wir die Revolution gegen andere durchsetzen oder machen wir sie mit allen? Letzteres setzt voraus, daß sich die

Institutionen und Repressionsorgane durch Befehlsverweigerung und Sabotage zersetzen.(?) Oder läuft es nicht letztendlich doch auf eine militärische Entscheidung hinaus – mit vielen Toten und dem Einlassen auf die militärische Ebene mit entsprechender Verrohung?

Und wir müßten die angestrebte Gesellschaftsordnung über Allgemeinplätze wie Selbstbestimmung hinaus konkretisieren – im Bereich der Versorgung und Güterproduktion beispielsweise. Positive Ausnahmen diesbezüglich auf den *Libertären Tagen*, die langfristige Perspektiven verbunden mit Ansätzen für heutiges Handeln entwickelten waren die AG (Anti-)Pädagogik des FLI und die anwesende Frau vom Haberfeld, die erklärte, Abschaffung aller Knäste müsse autonome Konfliktlösung bedeuten.

Sollte es nächstes Jahr wieder *Libertäre Tage* geben – ich fände es toll – sollten sich möglichst viele an der Vorbereitung und Durchführung – inhaltlich und organisatorisch – beteiligen. Um nicht zuerst zu delegieren und dann zu konsumieren.

Thorsten





Photo: Klaus Malorny

Stand autonomer Bewegung – Langlauf oder Abfahrt im Sturz



von Lupus, Frankfurt

Die RAF-Kritik aus SF-23 hat eine erfreulich große Diskussion ausgelöst; nicht zuletzt aufgrund der Auszüge, die die taz (16.4.) aus dem Papier abdruckte. Da die Absicht von ›lupus‹ auch auf Selbstkritik abzielte und der Text vor allem auf »die Neubestimmung einer autonomen und antiimperialistischen Politik« abzielte, wurde ein »Nachtrag« verfaßt, der im *Reader zu den Libertären Tagen* erschien und dort diskutiert wurde. Der *Arbeiterkampf und Atom* nahmen diese Diskussion auf und druckten den 2. Teil nach. Aufgegriffen wurde die Diskussion seitens der Anarchisten bislang vor allem in der *Graswurzelrevolution Nr. 115;* aus der Sicht gewaltfreier Anarchisten und Sozialrevolutionäre stammt auch der Beitrag von Klaus Kuhm in dieser Nummer des SF.

Wir nehmen an, daß es viele gibt, die den 2. Teil des Textes mit dem Titel »Stand autonomer Bewegung – Langlauf oder Abfahrt im Sturz« von den *Libertären Tagen* her kennen, doch um **denjenigen die Diskussion zu erleichtern, die den Text noch nicht gelesen haben, geben wir in sehr gestraffter Form nochmals die inhaltlich wichtigsten Passagen wieder, dabei kommt das Ziel des Autors zu kurz, nämlich die Schaffung eines »autonomen/libertären Netzes«, das verbindlichere Strukturen unter »uns« schafft, als dies in bisherigen autonomen oder libertären Plenen möglich wurde und das dennoch Schutz davor bietet in Parteistrukturen abzudrehen oder das Recht des Stärkeren auf Plena zu fördern. Wir halten diesen Diskussionsansatz (der anarchistische Ansätze bislang noch immer zu wenig rezipiert) auch deshalb von einem anarchistischen Standpunkt aus für unterstützenswert, weil es in autonomen Kreisen auch andere – erneut hierarchische und militarisierte – Modelle gibt, bei denen von einer Art »baskischen Variante« geträumt wird. Eine Partei für den legalen Arm (Herri Batasuna) und eine Guerilla für die illegalen actions (ETA) – soll die Symbiose bilden, von der eine neue Faszinationskraft/Perspektive ausgehen soll. Wenn die (»unsere«) Politik jedoch nicht ein weiteres mal nur über die Fremdbestimmung sondern auch aufgrund der eigenen Utopien bestimmt werden soll, bleibt uns nichts anderes übrig, als (mühevoll) libertäre Strukturen auf(aus)zubauen:**



Photo: Dörrwies

Stand autonomer Bewegung
Langlauf
oder
Abfahrt im Sturz

(. . .) »Warum gerade in den letzten Monaten eine gemeinsame Auseinandersetzung um Perspektiven entbrannt ist, hat für uns eine entscheidende Ursache: Viele scheinbare, unumstößliche Klarheiten, Mythen, Front- und Kampflinien sind zerbrochen, beginnen sich aufzulösen und zu zersetzen. Plötzlich scheint nichts mehr klar zu sein, voller Widersprüche und Ungereimtheiten. Da werden Hausbesetzer/innen »krimineller Fluchtburgen« von Nichtverhandlern zu Verhandlern, werden Häuser gegen »fette« Abfindungen freiwillig geräumt (z.B. 300.000.-DM »Umzugsbeihilfe« für die Siesmeyerstr.6 in Frankfurt), da beginnen Militante mit Staatsknete die Renovierung ihrer ehemals besetzten, nun legalisierten Häuser, da verschwinden die härtesten Fighter/innen fast spurlos von der militanten Bühne, um im bürgerlichen Leben ihr Comeback – in aller Stille – zu feiern, da fliegen WG's auseinander, deren Bewohner/innen von den vielenFetzereien entnervt nun in 2-Zimmer-Wohnungen mit Freund/in (und Kind) Ruhe und Geborgenheit suchen (. . .)

[Ursachen?]

1. Unter uns Autonomen hat sich ein Begriff von Militanz entwickelt, der sich eher der Logik der Gewaltfrage unterordnet als unseren Utopien von sozialer GEGEN-Macht.

Gerade die Großdemos nach Tschernobyl haben uns wieder einmal recht schmerzhaft gezeigt, daß wir weder die Möglichkeiten haben, noch die gesellschaftlichen Bedingungen dergestalt sind, daß wir mit militärischer Stärke unsere politischen Ziele durchsetzen können. Unausgesprochen bestand die Hoffnung, durch Massenmilitanz das Atomprogramm zu überrennen. Die weitverbreitete Angst, die um sich greifende Verunsicherung, die demoskopischen Mehrheiten für den Ausstieg aus der Atomenergie schienen uns Indikatoren genug zu sein für eine Verbreiterung und vor allem Radikalisierung sozialer Bewegungen. Doch so sehr das *»Geschäft mit der Angst«* ein **Mittel der Herrschenden** ist, so sehr haben auch wir insgeheim darauf gesetzt, die Angst der Bevölkerung und die politische Verunsicherung der Herrschenden für eine Art Überraschungscoup nutzen zu können. Um so größer ist nun unsere Frustration und Ratlosigkeit (. . .) Wer z.B. Wackersdorf an Pfingsten mit dem Wackersdorf heute vergleicht, der erahnt, daß nicht wir, sondern der Staat die militanten Auseinandersetzungen für sich nutzen konnte. Während wir nach Hause fuhren, wurden in Wackersdorf vier neue Hundertschaften aufgestellt (. . .) Das Feld der »Nachbereitung« haben wir fast gänzlich dem Staat überlassen.

2. In vielen Kämpfen der letzten Zeit haben wir die Mittel militanter Politik selbst zum Ziel gemacht.

Wie unsere Mittel militanter Politik selbst zum Gradmesser des Erfolgs werden, dafür ist Wackersdorf ein lehrbuchhaftes Beispiel. Für viele von uns, gerade aus der Startbahnbewegung war es ein Wunder, wie schnell sich die Region um Wackersdorf in unseren Augen radikalisiert hat. Was bei uns ein Prozeß von 5 Jahren war, vollzog sich in Wakkersdorf scheinbar innerhalb eines Jahres. Die anfängliche Skepsis und Arroganz gegenüber dieser Mischung aus Bayern, Bauern und Mutter Maria schlug geradezu atemberaubend in eine Mystifizierung der »Oberpfälzer« um. Mir nichts dir nichts gebar unser Wunsch einen Oberpfälzer, der keine Probleme mit der Gewalt hat, der nicht lange fackelt und zulangt, der uns einfach ins Herz geschlossen hat. Daß ein Großteil der Auseinandersetzungen – von denen wir heute noch schwärmen – schlicht über ihre Köpfe hinweg ging, beginnt uns erst jetzt zu dämmern. Es genügt eben nicht, ein, zwei oder drei mal im Jahr eine Region zur *Kulisse unseres Widerstands* zu machen, ohne zu kapieren, daß die Leute selbst, vor Ort, einen Widerstand entwickeln müssen, der ihren und nicht unseren Erfahrungen angemessen ist. Während wir weiterziehen (bzw. nach Hause fahren), bleiben die Menschen in der Region mit der staatlichen Reaktion *allein*.

4. Die Häufigkeit von Anschlägen und Sabotage ist für uns (noch) kein Zeichen neuer Qualität radikalen Widerstands. Sie ist erst einmal vor allem eine Reaktion auf die staat-

liche Repression gegen öffentliche Formen von Massenmilitanz.

5. Solange wir die Systemfrage nur stellen und nicht danach handeln, verbreiten wir mehr Ohnmacht als Gegenmacht, mehr Angst als Mut.

Auch nach Tschernobyl passierte genau das, was wir als Routine längst drauf haben. Wir forderten nicht nur den sofortigen Ausstieg aus dem Atomprogramm, sondern in aller Bescheidenheit *»die Stillegung der herrschenden Klasse«*. Da wir uns wieder einmal auf ganz Grundsätzliches beschränken, verfingen wir uns erst gar nicht in den Details politischer Durchsetzbarkeit und Umsetzbarkeit. Wir hielten uns also gar nicht erst größer an der Technik- und Ökologiekritik auf, verschwendeten kaum einen Gedanken darauf, welche Bedingungen wir geschaffen haben, um die AKW-Frage nicht nur verbalradikal, sondern praktisch zur Systemfrage zu machen.

7. Unsere Verhaltens- und Lebensweisen haben sich in den letzten Jahren in einer Art autonomer Doppelmoral eingerichtet: Was wir politisch radikal und kompromißlos angreifen, leben wir untereinander manchmal geradezu selbstgefällig aus.

Für die meisten von uns sind Job, Kohle, Beziehung und Wohnung Probleme, mit denen sie alleine fertig werden müssen. Mann/Frau arbeitet völlig vereinzelt, große WG's sind nervig und ätzend geworden, (. . .) umso existentieller wird die kuschelig-weiche Beziehung (. . .), wo wir all das versuchen zu bekommen, was wir weder auf der Arbeit, noch in der militanten Politik kriegen: Geborgenheit, Wärme, Vertrauen, Nähe und Intensität. (. . .) solange Geborgenheit, Vertrauen und Nähe ein Privileg von (Zweier-)Beziehungen bleibt, taugt radikale Politik nichts. Sie bleibt Abbild bürgerlicher Macho-Politik, anstatt sich gerade davon radikal zu unterscheiden. Und wenn wir unsere autonome Politik betrachten, dann ist sie doch im klassischen Sinne Männerpolitik.

(Lohn-)Arbeit

Abgesehen von den Jobber-Inis scheint die (Lohn-)Arbeit mehr und mehr die Kiste jeder/s einzelnen zu sein. Ob Lehre, Jobs, »garantierte« Arbeit oder alternative Betriebe, jede/r muß alleine schauen, wo er/sie bleibt. (. . .)

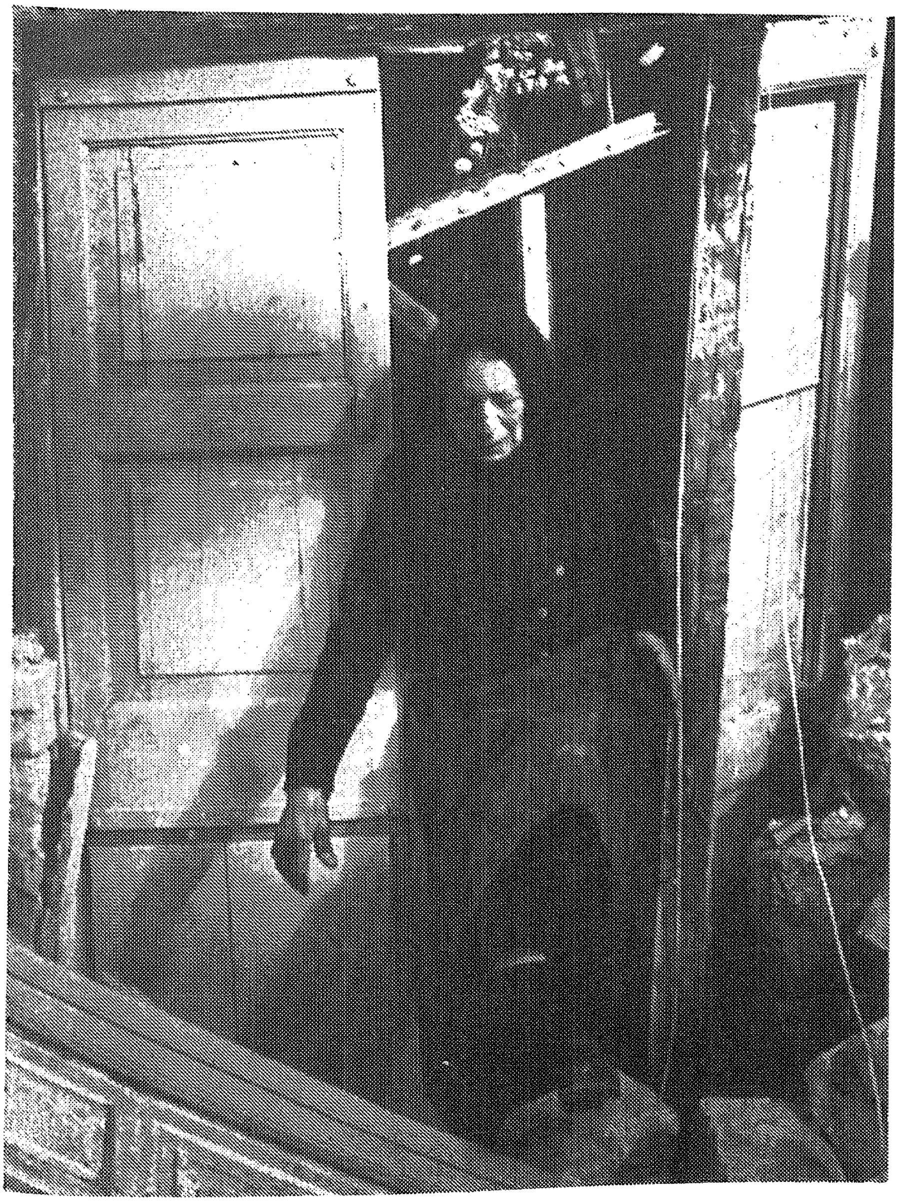
Eine militante, autonome Perspektive innerhalb von Lohnverhältnissen existiert seit Jahren nicht mehr. Militante Kämpfe finden (. . .) bezeichnenderweise nicht dort statt, wo sich Gewalt/Herrschaft dieses Systems ganz zentral ausdrückt: im Produktionssektor.

Es existiert keine militante Perspektive, jenseits von Lohnverhältnissen, eigene Arbeits- und Lebensvorstellungen zu entwikkeln. Die Faszination alternativer, selbstbestimmter Betriebe ist an der kapitalistischen Realität, – der sich auch alternative Betriebe stellen müssen – erblindet. (. . .)

Und nicht wenige von uns treibt die Angst vor diesem Jobberdasein zu neuen Stufen der Qualifizierung. Mann/Frau beginnt (noch einmal) eine Lehre, eine neue Ausbildung, oder der Abschluß an der Uni wird wieder mit aller Verbissenheit gesucht. Mögen einige von uns auch »das letzte Drittel« (2/3-Theorie derAutonomen, nachdem 1/3 aus diesem System herausfällt/herausgedrängt wird [Stichworte: Arbeitslose, Minderqualifizierte, industrielle Reservearmee, Kranke, Alte, Randgruppen] und revolutionäres Potential werden könnte, Anm. SF) als revolutionäres Potential neuentdeckt haben, so versuchen viele von uns gerade nicht dazuzugehören, d.h. durch (Nach)-Qualifikation die Chancen auf einen Platz im »zweiten Drittel« zu bewahren.

Photo: Klaus Malorny





Von der Notwendigkeit des Aufbaus Sozialer Gegenmacht

von Klaus Kuhm

Dieser Beitrag versteht sich als Auseinandersetzung mit der Bestimmung gesellschaftlicher Bedingungen aus sozialrevolutionärer Sicht und dem Versuch einer Kritik an sozialen Bewegungen der vergangenen Jahre, wie sie von den Autonomen Frankfurts auf den Libertären Tagen eingebracht worden ist (Teil 1 jener Kritik, vgl. SF-23; Teil 1+2 vgl. Reader zu den Libertären Tagen, Auszüge aus Teil 2 siehe diese Nummer). Zusätzlich zu den vorgelegten Papieren fließen meine Eindrücke von dem Treffen ein. In erster Linie will ich aber versuchen, in diesem Papier deutlich zu machen, wie meine Vorstellungen von den herrschenden Bedingungen und Formen der Vergesellschaftung aussehen und was meine Konsequenzen daraus für sozialrevolutionäre Bewegungen sind.

Die BRD ist ein imperialistischer Staat, der sowohl nach außen als auch nach innen beständig bestrebt ist, seine Gewaltstrukturen auszubreiten bzw. zu befestigen. Wir, und mehr noch die Menschen in der Peripherie (Lateinamerika, Afrika . . .) erfahren dieses System als zutiefst repressiv und unterdrückerisch. Als an den Rand abgedrängte erliegen wir in geringerem Maße den integrativen Mechanismen, haben wir einen gewissen Einblick in die inneren Strukturen des Systems. Von unserem Standpunkt aus ist es berechtigt, den kapitalistischen Staat als menschenverachtenden Herrschaftszusammenhang aufzufassen und ihm den Kampf anzusagen. Wir haben keine reformistische Perspektive. Freiheit und Selbstbestimmung für alle heißt für uns, den Staat, seine Gewaltstrukturen und Herrschaftsapparate zerstören.

Dennoch sollten wir eines nicht verkennen: Kein derart komplex verwobenes Gebilde, wie es die entwickelte Industriegesellschaft darstellt, könnte allein über Repression zusammengehalten werden. Es lebt vielmehr von seiner integrativen Kraft, die »politische Akzeptanz in das System« aufbaut »und die nackte Gewalt überflüssig macht«. Unterhalb der Schwelle der offenenen Repression, die so nur für uns fühlbar ist, wird Unzufriedenheit, Angst und Widerstand zunächst kanalisiert und für das System verwertbar gemacht, werden Interessen aufgespalten und geschwächt, wird kollektiven Handlungsmöglichkeiten der Boden entzogen.

Weil staatliche Herrschaft auf die »politische Akzeptanz« für das System derart angewiesen ist, erhalten die Formen, wie die Menschen vergesellschaftet werden, zentrale Bedeutung (sowohl für staatliches als auch für sozialrevolutionäres Handeln).

Unsere Gesellschaft ist so stark wie noch nie dem Kapitalverhältnis unterworfen. Fast jeder ist in irgendeiner Form lohnabhängig, und zwar ohne Rückgriffmöglichkeiten auf Subsistenzproduktion oder solidarische soziale Milieus, wie sie durch die alte Arbeiterbewegung ausgeprägt waren. Neue Arbeitsorganisationsformen, gekennzeichnet durch weitgehende Standardisierung und Präzisierung der Produktionskomponenten, durch Zerlegung des Arbeitsprozesses und eine extreme Vertiefung der Arbeitsteilung, durch weitgehende Dequalifizierung der Arbeiter (Fließband) haben die Produktivität nach dem Zweiten Weltkrieg entscheidend erhöht und die Menschen an die Lohnarbeit gefesselt. Höhere Löhne, sozialstaatliche Absicherung und gestiegene Produktivität ermöglichen nun die Durchkapitalisierung des Reproduktionsbereiches. Auto, Kühlschrank, TV . . ., Massenkonsum ersetzten autonome Arbeitermilieus, Vereine, Kneipen etc.

Unsere Lebensverhältnisse und Lebensweisen sind entscheidend von der Durchkapitalisierung des Reproduktionsbereichs geprägt: Lebenschancen, Selbstverwirklichungsperspektiven, Identitäten hängen von der Teilnahme am Konsum ab. Seine Begleiterscheinungen, relative Homogenisierung und Individualisierung, schaden uns mehr als sie uns befreien konnten. Denn Massenkonsum entwurzelt die Menschen aus ihren kleinen sozialen Zusammenhängen, isoliert und zerschlägt solidarische Strukturen und liefert die vereinzelten Menschen in viel stärkerem Maße sozialer Kontrolle aus (Arbeitsmoral, Besitz als Anerkennungskriterium . . .). Unsere Bedürfnisse und Bewußtseinsstrukturen entwickeln sich entlang ihrer Konsumierbarkeit und werden ähnlich wie die Ware über den Tauschwert bürokratisch reguliert und vermittelt. Kollektives Handeln (oder gar kollektiver Widerstand) wird in einer atomisierten Massengesellschaft zu einem äußerst voraussetzungsvollen Projekt, da es auf keine natürlich gewachsenen Strukturen zurückgreifen kann.

Wo keine stabilen sozialen Strukturen existieren, ist es dem Staat ein leichtes, Interessen zu kanalisieren, Zusammenhängendes zu trennen und für das System zu funktionalisieren. Nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche werden gesetzlich geregelt, bürokratisch reguliert – unser Leben wird schlicht verwaltet. Materielle Kompensationsleistungen, Sozialstaat und politische Vermittlung über Parlament, Parteien . . . gewährleisten die Massenintegration, durch die sich die Individuen positiv auf das System beziehen.

Erst wenn das korporativ (d.h. körperschaftlich) organisierte Kartell der Macht aus Parteien, Gewerkschaften und verschiedenen Kapitalfraktionen keine positive Integration mehr zustande bringt, wird direkte Repression zur Disziplinierung und normalisierenden Einpassung der Individuen an die Erfordernisse des Systems eingesetzt. Entlassungen, Entzug von Sozialleistungen, staatliche Repression über Polizei- und Justizapparat



stehen dann in der Regel gegen mehr oder weniger isolierte einzelne Leute oder kleine Gruppen. Was über Konsumnormen und -zwänge, über bürokratisch regulierte Wohlfahrtsmaßnahmen und politisch-ideologisch nicht mehr einzudämmen/einzubinden ist, wird staatlicherseits repressiv unterdrückt oder zerschlagen. Präventive Sozialkontrolle, Personalisierung gesellschaftlicher Konflikte, Denunziation von sozialer Aktion als Terrorismus treiben das Opfer in die Arme von Polizei und Justiz, die es, sollte es immer noch nicht genug haben, klammheimlich von der Bildfläche (des Handelns) verschwinden lassen.

Mit der Vergesellschaftung als entwurzelte, normalisierte, standardisierte Konsumindividualisten/innen ergeben sich eine Reihe struktureller Widersprüche, die vom System integriert werden müssen. Wo soziale Beziehungen fortlaufend durch Warenkonsum verdrängt werden (exemplarisch der Siegeszug des TV gegen Kneipe und Verein), wo also soziale Gruppen atomisiert, die einzelnen Subjekte auf sich selbst zurückgeworfen werden, hat dies zu Beginn einen die gesellschaftlcihen Systeme stabilisierenden Effekt, weil kollektive Interessenwahrnehmung unterminiert wird. Aber gleichzeitig verstärkt die Isolation in der Masse den Zwang zum Konsum und überfrachtet ihn mit den gestellten Anforderungen. »Armut durch Warenfülle«, der sinkendeGebrauchswert vieler Güter durch Massenkonsum (Autos auf verstopften Straßen), die Unerfüllbarkeit lebendiger Bedürfnisse durch Waren (Porno statt Sinnlichkeit, Plastik-Spielzeug statt Wärme für Kinder) erzeugen vielfältige Bruchstellen. Die innere Dynamik des herrschenden Konsummodells findet ihr Spiegelbild in der Ausdehnung staatlicher Aktivitäten in fast allen gesellschaftlichen Bereichen. Der Staat tritt zunehmend als Konstrukteur gesellschaftlicher Veränderungen, Anpassungsleistungen und Restrukturierungsmaßnahmen auf. Nahezu alle gesellschaftlichen Felder (Gesundheitswesen, Altersversorgung, Energiepolitik, Stadtsanierung . . .) sind staatlich dominiert. Damit entwickelt sich die staatliche Administration allerdings auch verstärkt zum Gegner, der von den ökonomisch-sozialen Umwälzungsprozessen Betroffenen, was wiederum die Dynamik innerapparativer Konflikte (z.B. Handlungsdruck) verschärft. Der Staat entlarvt sich als das, was er ist: ein komplexes, allgegenwärtiges Herrschaftsinstrumentarium zur Unterdrückung von Freiheit, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung.

Systemimmanente Bruchstellen werden vor allem dann prekär, wenn sich eh schon vorhgandene gesellschaftliche Krisen durch das Abbröckeln grundlegender Pfeiler kapitalistischer Produktionsweisen verschärfen. Die Entwicklung seit Beginn der 70er Jahre ist gekennzeichnet von einem Erlahmen der Produktivität, Massenarbeitslosigkeit, Natur- und Umweltzerstörungen in gigantischen Ausmaßen, begrenzte Verfügbarkeit über billige Rohstoffquellen, verschärfte Weltmarktkonkurrenz, wachsende Zahlungsbilanzungleichgewichte und die Krise der Staatsfinanzen. Nicht zufällig ist die Abkehr vom Wohlfahrtsstaat, die Krise des sozialstaatlichen Verteilungsmodus mit der Krise der Sozialdemokratie verbunden.

Wer nun aber gleich das Ende des Kapitalismus einläutet, hat sich geschnitten. Vielfältige Umstrukturierungsmaßnahmen deuten

auf eine Kapitalismus-immanente »Lösung« hin. Neue Technologien (u.a. Mikroprozessoren), neue Formen der Arbeitsorganisation (Flexibilisierung der Heimarbeit, Teilzeit-Jobs, Leiharbeit, verstärkter Einsatz restrukturierbarer Maschinen . . .), neue Konsumformen (Selbstbedienungsgesellschaft, Konsumarbeit), eine Vertiefung der gesellschaftlichen Spaltungstendenzen (2/3-Gesellschaft, Neue Armut) und der Umbau staatlicher Herrschaftsmechanismen werden die Vergesellschaftungsformen grundlegend reformieren. Alles deutet darauf hin, daß das kapitalistische Staatensystem noch lange genügend Kräfte besitzen wird, die Massen politisch zu integrieren, wie die Autonomen Frankfurts anhand des schleichenden Übergangs von offen repressiven Militärdiktaturen hin zu gewählten Regierungen westlicher Machart aufzeigen. Das Beispiel »Dritte Welt« zeigt allerdings auch, daß der Staat dort, wo der ökonomisch gestützte Konsens mißlingt bzw. der ökonomische Bereich struktureller Krisenherd ist, notwendigerweise repressiv auftrumpft. Und es zeigt ein zweites: Der Staat setzt je nach Bedarf seinen Repressionsapparat dazu ein, bestimmte ökonomische Entwicklungen strukturell vorzubereiten (beispielsweise durch die Enteignung von Bauern etc.). Und zwar durchaus krisenvermittelt, d.h. der Staatsapparat wird durch bestimmte ökonomische Entwicklungen zum repressiven Eingreifen gezwungen, um politische Herrschaft/Kontrolle abzusichern. Jedenfalls gelingt es diesem Staat nach wie vor, den »passiven Konsens mit dem System«massenhaft aufzubauen bzw. zu erzwingen; unsere Vorstellungen, Lebensformen und Strukturen zu prägen oder auszuschalten.

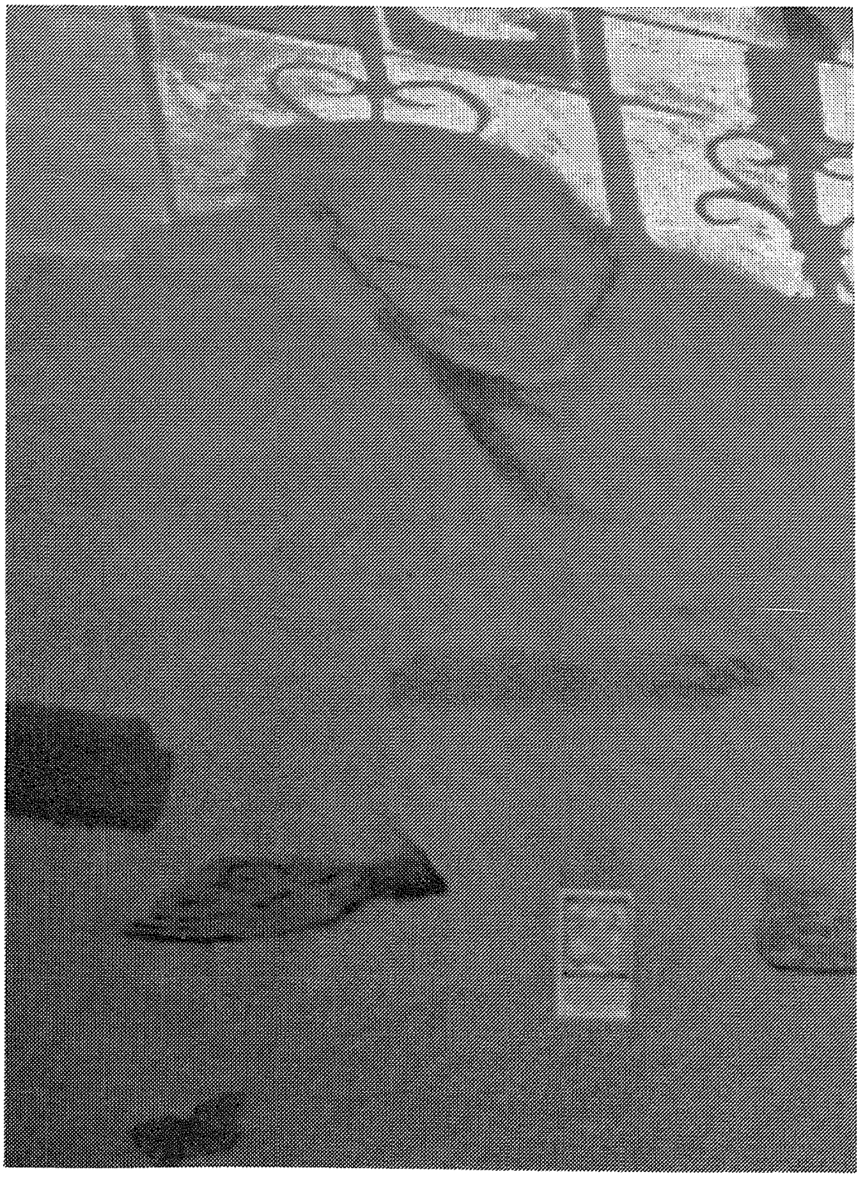
Wenn also, wie ich zu zeigen versucht habe, das kapitalistische System in erster Linie über politische Integration zusammengehalten wird, ist es genau diese politische Masseneintegration, die wir bekämpfen müssen. Wo das System versucht, soziale Gruppen zu spalten, gleichgerichtete Interessen auseinanderzudividieren, selbstorganisierte soziale Sicherungssysteme zu zerschlagen, um dann die Leute »einkaufen« zu können, dort müssen wir mit unserer politischen Arbeit ansetzen. Und natürlich müssen wir versuchen, die Bruchstellen der Vergesellschaftung auszuweiten, dort Herrschaft und Unterdrückung zum Thema zu machen. Nicht umsonst sind die neuen sozialen Bewegungen genau um diese Bruchstellen herum entstanden: Kämpfe gegen Naturzerstörung, lebensfeindliche Großtechnologien (Anti-AKW-Bewegung, Ökologiebewegung), Kämpfe gegen Bürokratien, gegen Totalverwaltung (Studentenrevolte, Häuserkampf, Volkszählungsboykott), Kämpfe gegen politische Entmündigung und Kriegsgefahr (Friedensbewegung) und für Selbstverwaltung (Jugendzentrumsbewegung, Häuserkampf, Alternativbewegung). Einzig die Frauenbewegung hat einen Ansatz, der nicht an einer dieser Bruchstellen angesiedelt ist und der die gesamten gesellschaftlichen Strukturen umfassend in Frage stellt.

Da Herrschaft in erster Linie über politische Integration aufrechterhalten/befestigt wird, ist auch das Feindbild von der zentralen Schaltstelle Macht, die wir einfach nur erobern müßten, überholt. Das System kann nicht durch Entmachtung einiger »führender Köpfe« gestürzt werden. Befreiung von Herrschaft, Selbstbestimmung und Freiheit müssen mit den Menschen erkämpft werden, die jetzt noch entweder vom System mehr erwarten als von uns oder einfach keine Perspektiven zu ihrer Befreiung finden. Das Bild, das die Autonomen Frankfurts vom Feind zeichnen (». . . was der Feind uns an Brutalität, Gewalt und Eskalation vorgibt . . .«, ». . . militärische Logik des Feindes . . .«), geht von einem geschlossenen Block herrschaftsbesessener Verbrecher aus, den wir einfach nur ausschalten müßten. Dabei ist es schon lange nicht mehr klar zu unterscheiden, wer denn nun Täter, wer Opfer ist. Zum Beispiel: Sobald gesellschaftliche Krisen zu eskalieren drohen, ist mit einem Einsatz des Militärs/paramilitärischer Verbände (BGS) gegen Streikende/Aufständische zu rechnen. Unser Ziel muß es dann doch sein, das Militär funktionsunfähig zu machen (Desertion, Befehlsverweigerung, Sabotage, Überlaufen zu den Aufständischen . . .), und zwar durch politische Aktion. Abgesehen davon, daß wir auf militärischer Ebene nichts, aber auch gar nichts entgegenzusetzen haben würden, kann sich unser Kampf für Freiheit und Selbstbestimmung doch nicht dadurch auszeichnen, daß wir alle Menschen auf der Feindseite massakrieren. Das heißt, um auf den Ausgangspunkt zurückzukommen, daß die gesellschaftlichen Kampfmittel in einem engen Bezug zu den sozialen Verhältnissen stehen und sich mit ihnen entwickeln müssen – gerade auch aus sozialrevolutionärer Perspektive.

Wenn die Autonomen Frankfurts schreiben: »Die moralische und politsche Zersetzung des Feindes – gerade auch durch das eigene beispielhafte Verhalten, ist eine viel wirkungsvollere Waffe als der Genickschuß« (*SF-23, S. 27)*, müssen deshalb hieraus Konsequenzen für das politische Handeln und für die Vorstellungen vom bewaffneten Kampf gezogen werden. Auch wir teilen die Kritik der Autonomen Frankfurts an dem bewaffneten Kampf, wie ihn dieRAF vorführt und praktiziert. Wir halten das Scheitern der RAF im Kampf gegen das System, aber auch in unserer Gesellschaft eben nicht für das Versagen einiger weniger abgedrehter Stadtguerilleros, sondern vielmehr für das Scheitern des Konzeptes Stadtguerilla, das Scheitern des Konzeptes vom bewaffneten Kampf an sich. Es ist damit weder gelungen, sozialrevolutionäre Vorstellungen in breite Teile der Gesellschaft hineinzutragen, noch »befreite Gebiete« (herrschaftsfreie Räume) zu schaffen, noch im innern selbstbestimmte Strukturen aufrechtzuerhalten. Das Papier der Autonomen Frankfurts ist daher ein in meinen Augen unleistbarer Versuch, das Konzept des bewaffneten Kampfes gleichsam gegen die RAF zu retten. Sie schreiben: »Das Scheitern der heutigen RAF-Politik heißt für uns nicht, den bewaffneten Kampf zu entwaffnen, sondern ihn neu zu entwickeln.« Sollten ihre Papiere ein Versuch dazu gewesen sein, so bleibt vom Konzept des bewaffneten Kampfes nicht viel mehr übrig als das Bekenntnis zu ihm. Sie äußern sehr viel richtige Kritik an der Entwicklung der RAF und der militanten Linken, allerdings ohne anzugeben, wie eine solche Entwicklung in Zukunft zu vermeiden sei und vor allem unter welchen gesellschaftlichen Begingungen der bewaffnete Kampf wieder aufgenommen werden solle.

Dabei geht es nach Aussage der Autonomen Frankfurt in ihrem Papier nicht in erster Linie um eine Auseinandersetzung mit der RAF, sondern um eine Aufarbeitung der sozialen Verhältnisse hierzulande. Eine solche Analyse hätte auch anhand der grünen Herangehensweise geleistet werden können (vgl. taz-interview der Vorbereitungsgruppe für





die Libertären Tage). Und genau das ist der Punkt: Eine Auseinandersetzung mit der grünen Partei ist unserer Meinung nach längst überfällig und politisch notwendig. Die Frage ist doch heute nicht mehr, welche Bedeutung die RAF für die Neuen sozialen Bewegungen hat, (denn für die meisten dieser Bewegungen spielt sie überhaupt keine Rolle), sondern wie wir Sozialrevolutionäre/innen den radikalen Bruch mit der grünen Partei und der reformistischen Beteiligung an staatlicher Herrschaft organisieren können. Unsere Strategien und Utopien von sozialer Gegenmacht lassen sich nicht durch parlamentarisierte Stellvertreter künstlich erzeugen sondern müssen von unten aus den sozialen Bewegungen heraus entwickelt werden. Davon sind wir aber weit entfernt: Gerade in den neuen sozialen Bewegungen ist die Hoffnung auf parlamentarische Veränderungen stark angewachsen. Der Gang zur Urne ersetzt für viele heute wieder die direkte Aktion. Natürlich hilft unsere Schwäche beim Aufbau von Gegenmacht dieser Entwicklung nach, und zwar so lange, wie wir nicht in der Lage sind, durch unsere Aktionen Kraft aufzubauen/auszustrahlen, sozialen Druck zu entfalten und die Menschen langfristig in unsere Zusammenhänge aufzunehmen. Den »Bruch mit den Grünen organisieren« *(vgl. SF-20)* heißt in diesem Zusammenhang, daß wir dabei nicht den Kontakt zu den vielen grünen Mitgliedern/Wählern verlieren, die unseren Zielen nahestehen. Und es heißt, daß wir konkrete Perspektiven und Handlungsalternativen anbieten müssen, wenn wir zusammen mit diesen Leuten politisch eingreifen wollen.

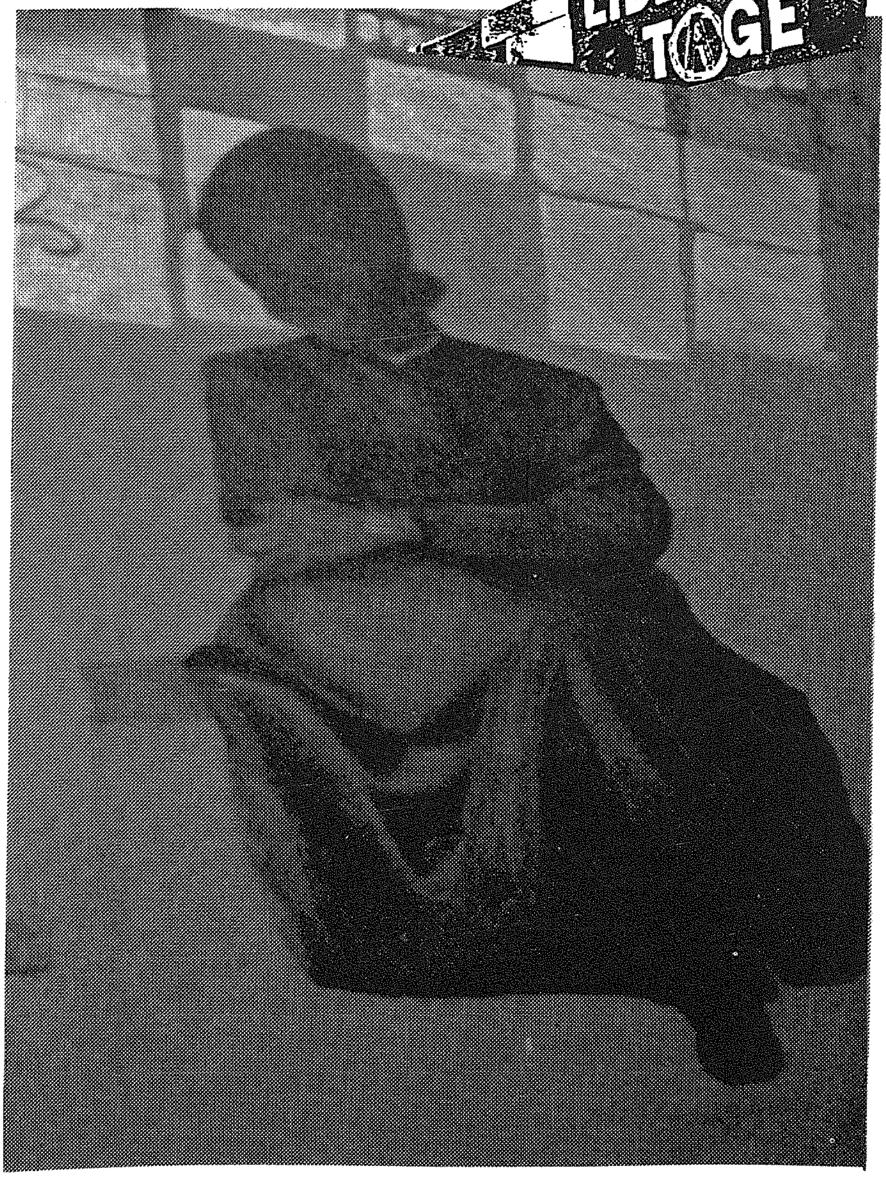
Entscheidend für die Entwicklung einer politischen Strategie des Widerstandes ist unserer Meinung nach, und da sind wir uns mit den Autonomen Frankfurts einig, sich »an den Entwicklungsprozessen von Massenbewegungen« zu orientieren. Ungeheuer wichtig ist dabei, daß es uns über unseren Widerstandgelingt, die Systemintegration aufzuweichen, Herrschaftsstrukturen und -mechanismen offenzulegen und Leute aus ihren Ketten herauszureißen. »Die Massenbewegungen, ob AKW, Frieden oder Startbahn, sind nicht alleine an der Brutalität des staatlichen Gewaltapparats zerbrochen, sondern an unserer Unfähigkeit, den Bruch mit dem System massenhaft zu vollziehen.« Dieser Bruch kann allerdings nicht im Untergrund, in der Konspirativität massenhaft vollzogen werden, sondern wir müssen uns Strukturen schaffen, müssen lernen, den Bruch mit dem System in unserem Alltag, jetzt und öffentlich (d.h. für andere nachvollziehbar) zu vollziehen. Es muß uns also darum gehen, »Strukturen von Gegenmacht innerhalb und über soziale Bewegungen hinaus dauerhaft zu entwickeln.« Entscheidend wird es eher sein, den/die berühmte Oberpfälzerin zur Teilnahme an einer Blockadeaktion zu bewegen als eine Horde Bullen am Bauzaun in die Flucht zu schlagen. Es muß unser Ziel sein, den Widerstand z.B. gegen die WAA regional und vor allem über unsere eigenen kleinen Gruppen hinaus zu stabilisieren, zu erweitern. Wenn daher Widerstandsformen gewählt werden, die a) nicht ohne weiteres vermittelbar sind und die b) vor allem nicht von einem breiten Teil der Betroffenen (hier in erster Linie den Oberpfälzer/innen) aktiv mitgetragen werden können, dann sind diese Widerstandsformen kontraproduktiv. Militanz kann nicht alleine am erzielten Sachschaden/an der Brutalität der Polizei festgemacht werden, sondern Militanz heißt zumindestens auch, den Widerstand kollektiv auf möglichst breiter sozialer Basis zu organisieren.

Für uns gewaltfreie Anarchisten/innen kommt noch etwas wesentliches dazu: Freiheit von Herrschaft, Selbstbestimmung und selbstverwaltete Lebensgestaltung sind keine schönen Programmpunkte aus dem »Reich der Freiheit«, sondern wir wollen das alles schon im Hier und Jetzt für alle. Unsere Utopien sind ein Teil unserer Gegenmacht, die wir aufzubauen versuchen. »Ein Befreiungskampf hier (bedeutet) in einem viel stärkerem Maße, die soziale Identität, Kultur und Lebensräume und -zusammenhänge zurückzuerobern bzw. neu zu entwickeln.« Das heißt, daß es ein Teil unserer Strategie sein muß, unsere erkämpften Freiräume offen vorzuleben, durch die Attraktivität unserer Lebensweise andere Menschen von unseren Zielen zu überzeugen, sie dem herrschenden System zu entziehen und ihnen konkrete Handlungsperspektiven anzubieten. Gerade aus diesem Grund sind wir der Auffassung, daß unsere Mittel im Befreiungskampf den von uns angestrebten Zielen entsprechen müssen. Selbstbestimmung und Freiheit vertragen sich aber sehr schlecht mit Konspirativität, Abtauchen in die Anonymität, verdeckter Aktion. Sie reproduzieren zwangsläufig genau die Gewaltstrukturen, die wir bekämpfen. Die konspirative Aktion ist unter bestimmten Bedingungen eine sinnvolle Möglichkeit, politisch einzugreifen, soziale Bewegungen zu radikalisieren, bestimmte Tabus zu brechen. Aber sie darf auf keinen Fall der einzige Bestandteil unserer politischen Arbeit sein, sie allein ersetzt keine politische Strategie.

Die Autonomen Frankfurts schreiben richtigerweise, daß sozialrevolutionäres Handeln heißt, »den passiven Konsens mit diesem Staat massenhaft durchbrechen, Vorstellungen, Lebensformen und Strukturen entwikkeln, die unsern Bruch nicht nur auf 'ner Demo oder Sonntags sondern jederzeit spürbar machen!« Denn uns allen ist klar, daß Herrschaft nicht durch Überzeugung abgebaut wird, sondern durch die Entfaltung sozialer Gegenmacht von unten. »Solange das praktische Vorgehen auf der Straße Ausdruck und nicht Ersatz alltäglicher Kämpfe in Schule, Fabrik und Wohnvierteln blieb, war der Staat gezwungen, den Konflikt politisch anzuerkennen. Die Waffen staatlicher Gewalt blieben solange stumpf, wie es den verschiedenen Kämpfen gelang, auf das gewaltsame Vorgehen des Staates mit der sozialen Ausdehnung des Konfliktes zu antworten.« Um unsere Vorstellungen von Anarchie, solidarische Lebensformen und herrschaftsfreie Strukturen

zu entwickeln, zu diskutieren und aufzubauen ist es nötig, daß es gelingt, unter uns offene (nach innen und außen) Zusammenhänge aufzubauen, wo der Streit um das richtige Handeln möglich ist. Das heißt, es gibt einen Bedarf an libertären Diskussionszusammenhängen, wie auch die große Zahl an Teilnehmer/-innen auf den Libertären Tagen gezeigt hat.

Die in dem Papier »Stand autonomer Bewegung« aufgezeigten und kritisierten Widersprüche innerhalb der autonomen Gruppen (reduzierter Begriff von Militanz, Verschwinden der Ziele hinter den Mitteln, Schwäche gegenüber der reformistischen Systemeinbindungsstrategie, fehlende soziale Verwurzelung und Organisation . . .) sollen hier nicht



noch einmal wiedergekaut werden. Im großen Ganzen haben wir diese Einschätzung der Autonomen Frankfurts auf den Libertären Tagen bestätigt gefunden. Das Einleitungsreferat der Rhein-Main-Frauen hat diese Schwächen noch einmal deutlich gemacht: statt egalitärer Strukturen werden patriarchale Verhaltensformen in den Gruppen reproduziert. Die Alltagsstrukturen sehen halt anders aus wie das, was mit den Aktionen propagiert wird. Militante Aktionen werden nach militärischen Kriterien durchgeführt. Die Konsequenz der Frauen, sich aus autonomen Zusammenhängen zurückzuziehen, eigene Frauenstrukturen aufzubauen, *Frauenland* zu leben und sich erst auf dieser Basis wieder in gemischte Zusammenhänge hineinzubegeben, halten wir für richtig. Aber wir finden, daß dies auch für Männer Konsequenzen haben muß, daß sich hier Männerverhalten ändern muß.

Der geschwächte Zustand autonomer Gruppen, der sich teilweise auch in dem Aneinandervorbeireden in den AG's äußerte, ist jedoch nicht in erster Linie auf das Versagen einzelner Macker/Fighter zurückzuführen, sondern er ist unserer Meinung nach sehr stark mit der Wahl der Widerstandsformen verknüpft. Wir finden es wichtig, innerhalb unserer Gruppen hierarchische Umgangsformen zu vermeiden bzw. abzubauen. Dazu ist es entscheidend, daß innerhalb der Gruppen offen miteinander umgegangen wird, sich alle mit den gleichen Möglichkeiten in die Gruppe einbringen. Das gleiche gilt für die Vernetzung unter den einzelnen Gruppen. Bei einer Beschränkung auf konspirative Aktionen hieße das, daß wir gar nicht mehr nach außen treten könnten, daß wir zu einem kleinen Geheimkader verkümmern müßten. Um aber politisch eingreifen zu können, müssen wir nach außen treten, müssen uns selbst als Alternative darstellen, raus aus dem Ghetto (»Inseldasein«, vgl. Art. zu Lib. Tagen in dieser Nummer, SF) treten und Menschen in unsere Bewegung einbinden. Erst recht, da das System von innen auszuhöhlen durch Aufbau von sozialer Gegenmacht und durch das Leben unserer Utopien. Wir brauchen stabile Netze unter unseren Gruppen, die es ermöglichen, auch Ältere einzubinden und der Repression standzuhalten. Unsere Widerstandsformen sollen daher von größtmöglicher Offenheit nach innen und außen geprägt sein. Natürlich sind wir dadurch zu einem gewissen Grad berechenbar, doch das ist auf eine andere Art auch bei autonomen Widerstandsformen der Fall. Unsere Unberechenbarkeit liegt in dersozialen Ausdehnung des Konflikts, im Aufbau sozialer Gegenmacht.

Anarchistische Wochenzeitung

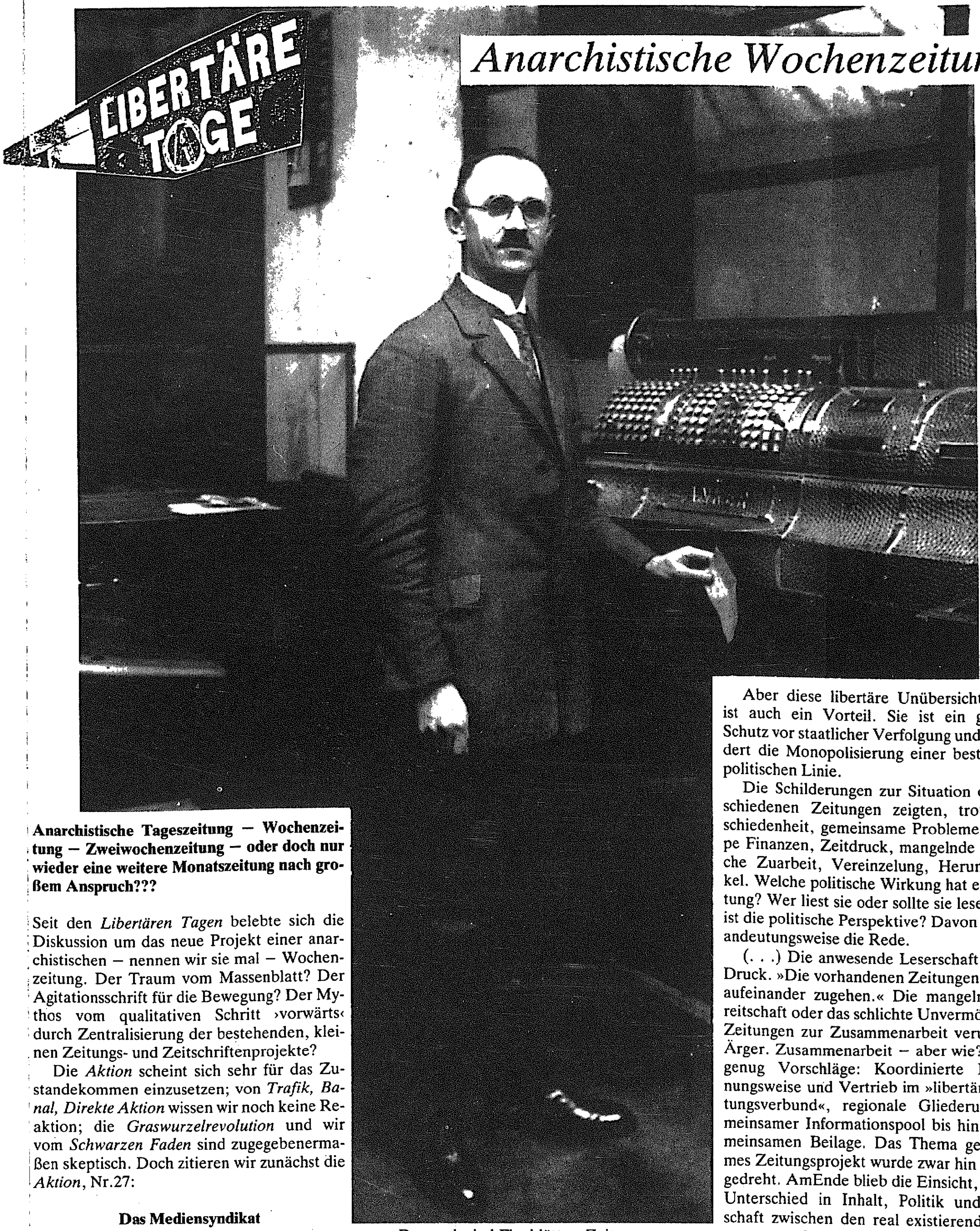


Photo: August Sander

Anarchistische Tageszeitung — Wochenzeitung — Zweiwochenzeitung — oder doch nur wieder eine weitere Monatszeitung nach großem Anspruch???

Seit den *Libertären Tagen* belebte sich die Diskussion um das neue Projekt einer anarchistischen — nennen wir sie mal — Wochenzeitung. Der Traum vom Massenblatt? Der Agitationsschrift für die Bewegung? Der Mythos vom qualitativen Schritt ›vorwärts‹ durch Zentralisierung der bestehenden, kleinen Zeitungs- und Zeitschriftenprojekte?

Die *Aktion* scheint sich sehr für das Zustandekommen einzusetzen; von *Trafik, Banal, Direkte Aktion* wissen wir noch keine Reaktion; die *Graswurzelrevolution* und wir vom *Schwarzen Faden* sind zugegebenermaßen skeptisch. Doch zitieren wir zunächst die *Aktion*, Nr.27:

Das Mediensyndikat

»Ganz unverfänglich nannte sich eine Arbeitsgruppe der *Libertären Tage* »Medien«. Was lesen die Libertären? Welche Wege der Vermittlung von Politik sind notwendig? Zahlreiche Zeitungsprojekte waren repräsentiert, die einen bereits wieder die kalte Repression im Nacken, die anderen teils pflichtbewußt ein linkes Öffentlichkeitsbedürfnis befriedigend. Zulässig ist auch die Frage, ob im Computerzeitalter die Druckmedien gegenüber der Allgegenwart visueller und elektronischer Medien nicht hoffnungslos antiquiert, elitär und letztlich wenig wirkungsvoll sind.

Dennoch sind Flugblätter, Zeitungen sonstiges Druckwerk fester Bestandteil des politischen Kampfes. Die libertäre Presse erlebt trotz Bewegungstiefs und Verfolgung einen neuen Frühling, ungeordnet, krass, unbequem, oberflächlich und vielseitig. Was lesen die Libertären? Freiraum? Unzertrennlich? Graswurzelrevolution? Schwarzer Faden? radikal? Wildcat? Trafic oder Aktion?

»Ich bin Graswurzler, beteilige mich am Forum für libertäre Information des *Schwarzen Faden* und lese am liebsten *Aktion.«* »Heute mußt du drei, vier Zeitungen zugleich ranschaffen, um 'nen Überblick zu kriegen. Das kostet Geld, Geduld und Zeit."

Aber diese libertäre Unübersichtlichkeit ist auch ein Vorteil. Sie ist ein gewisser Schutz vor staatlicher Verfolgung und verhindert die Monopolisierung einer bestimmten politischen Linie.

Die Schilderungen zur Situation der verschiedenen Zeitungen zeigten, trotz Verschiedenheit, gemeinsame Probleme. Knappe Finanzen, Zeitdruck, mangelnde inhaltliche Zuarbeit, Vereinzelung, Herumgewerkel. Welche politische Wirkung hat eine Zeitung? Wer liest sie oder sollte sie lesen? Was ist die politische Perspektive? Davon war nur andeutungsweise die Rede.

(. . .) Die anwesende Leserschaft machte Druck. »Die vorhandenen Zeitungen müssen aufeinander zugehen.« Die mangelnde Bereitschaft oder das schlichte Unvermögen der Zeitungen zur Zusammenarbeit verursachte Ärger. Zusammenarbeit — aber wie? Es gab genug Vorschläge: Koordinierte Erscheinungsweise und Vertrieb im »libertären Zeitungsverbund«, regionale Gliederung, gemeinsamer Informationspool bis hin zur gemeinsamen Beilage. Das Thema gemeinsames Zeitungsprojekt wurde zwar hin und her gedreht. AmEnde blieb die Einsicht, daß der Unterschied in Inhalt, Politik und Leserschaft zwischen den real existierenden Zeitungen größer ist, als das Etikett »libertäre Presse« erhoffen ließe.

Radikal und *Freiraum* für Illegales, *Schwarzer Faden* für Kultur und Theorie, *Graswurzelrevolution* für Antimilitarismus, die *Aktion* für anarchistische und autonome Frontberichterstattung . . . ist das in einem gemeinsamen Projekt unterzubringen?

(. . .) Die Idee von einer anarchistischen Tageszeitung ist Ausdruck für die Spannung zwischen dem Zustand des libertären Blätterwaldes und der Perspektive eines möglichen qualitativen Sprungs. Die libertären Medien hinken der tatsächlichen Stärke der Bewegung hinterher.«

eine weitere Monatszeitung nach großem Anspruch??

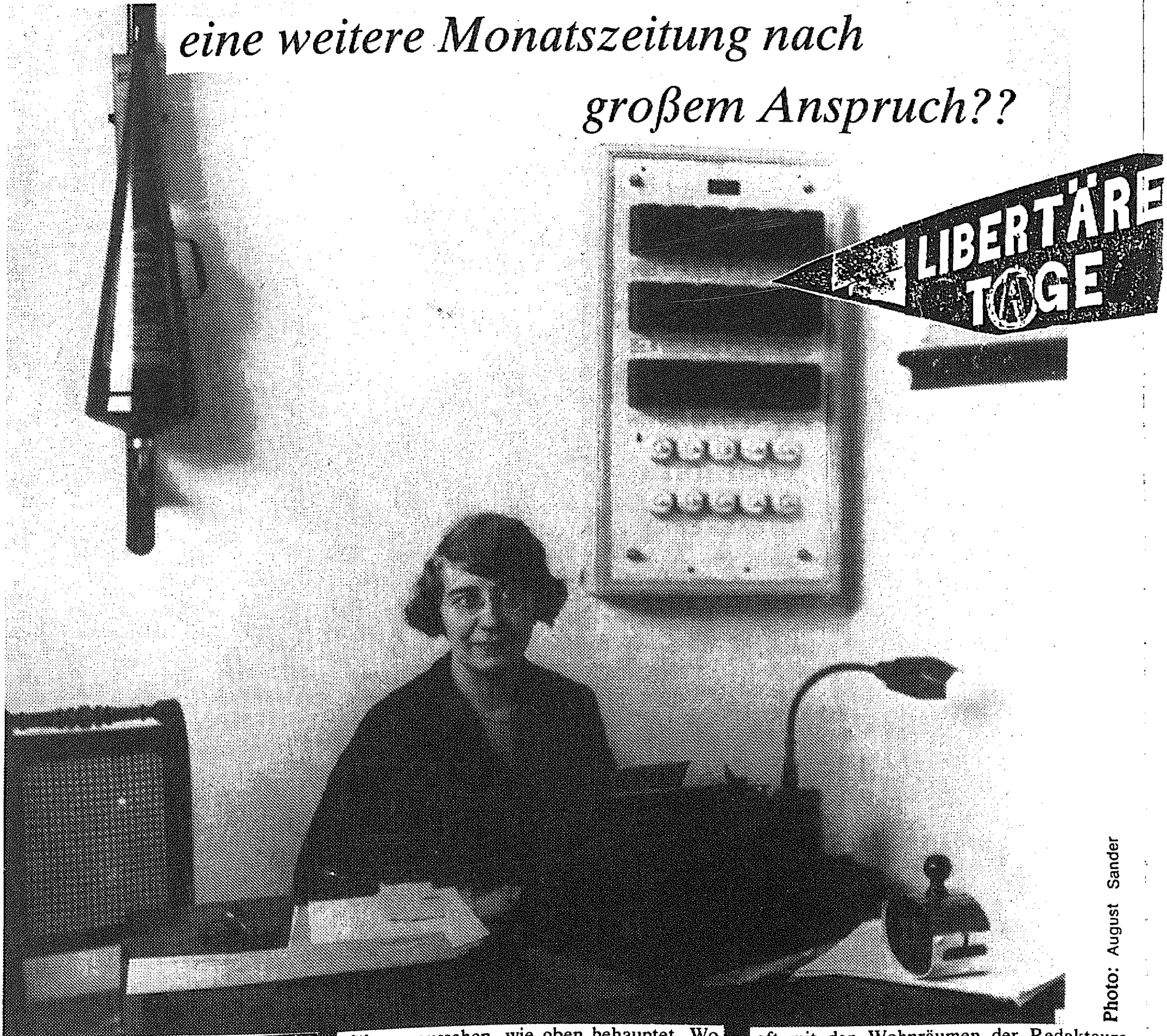


Photo: August Sander

Soweit die Einschätzung der Mediengruppe bzw. der *Aktion*, die natürlich auch nichts überstürzen wollte, um eine Bauchlandung möglichst zu vermeiden; deshalb regte sie ein erstes Nachfolgetreffen im Libertären Zentrum in Frankfurt an, das am 4.7. stattgefunden hat; allerdings schien die Realität die Utopie bereits wieder überholt zu haben: es waren neben VertreterInnen des SF und interessierten Außenstehenden keine weiteren Redaktionen außer der *einladenden Aktion* anwesend und so wurden nur weitere gemeinsame Treffen vereinbart.

Seid realistisch, fordert das Unmögliche?
Gewiß, die Idee fasziniert. Doch klar ist sicherlich auch, daß es kein Zufall ist, daß unsere Presse sich so entwickelt hat, wie sie ist, und daß dies ein inzwischen schon langjähriger Prozeß gewesen ist. Diese Tatsache allein, sollte uns alle sehr vorsichtig machen. Die These dürfte schlicht falsch sein, daß unsere Bewegung viel weiter ist, als die libertären Medien, denn nirgendwo sonst zeigt sich so kontinuierliche Aktivität, wird soviel Energie aufgewendet wie im Publizieren libertärer Ideen, Aktionen etc.

Auch wenn sich die einzelne Zeitschrift sicherlich etwas anders und vom Anspruch her umfassender einstuft als dies in der *Aktion* vorgegeben wird, so ist sicherlich richtig, daß eine inhaltliche und politische Verschiedenheit existiert und daß die »Vorurteile« ungefähr so aussehen, wie oben behauptet. Wo dabei die Bezeichnung »libertär« anfängt und wo aufhört, wäre jedoch ebenso noch zu klären, wie ›was eigentlich Anarchisten von Autonomen unterscheidet und umgekehrt‹ – vermutlich ist es nicht eine bloße Generationsfrage? Jedenfalls scheinen uns diese wichtigen Fragen, an denen sich auch politische Perspektiven des Sich-Aufeinander-Zubewegens diskutieren ließen, in Frankfurt ausgeklammert worden zu sein. Eine Grundlage, die uns auch jetzt, bei der Aufzählung bestehender Zeitungsprojekte zu fehlen scheint: so fehlen die *Direkte Aktion, Freie Gesellschaft* oder *Banal*, dafür finden sich die *Radikal oder Wildcat*, die sich selbst wohl nicht als anarchistisch bezeichnen würden!?

Doch zurück zum Ist-Zustand: eigentlich alle Zeitungen erscheinen zweimonatlich oder vierteljährlich, weil 1) diese Arbeit honorarfrei nebenbei möglich ist (und auch jetzt schon zu viel Streß, wenig »Freizeit«, zuviel »freiwilliger Arbeit« mitsichbringt); 2) die Projekte allesamt nicht allzuviel Geld haben um die Druck- und Satzkosten beliebig oft zu bezahlen; 3) die zugesandten Artikel (Zuarbeit) nicht so regelmäßig eintrudeln (auch nicht nach z.B. 7 Jahren *SF*), daß ein monatliches Erscheinen bei gleichbleibender Qualität möglich wäre, 4) die Wiederverkäufer (und Buchläden) weniger Zeit hätten, die Zeitungen über die Scene hinaus auf Demos etc. zu verkaufen 5) die Produktionsräume oft mit den Wohnräumen der Redakteure identisch sind, was nur eine beschränkte Anzahl von Mitarbeiter/innen zuläßt.

Letzteres wäre sicherlich durch die Anmietung von Büroräumen zu lösen, d.h. aber wieder mehr monatliche Unkosten, die die Leser/innen zu bezahlen hätten oder eben eine unvergleichlich höhere Auflage als derzeit. ??

Mit der *Graswurzelrevolution* gibt es die Ausnahme einer (fast) monatlich erscheinenden Zeitschrift. Ihre Produktionsbedingungen unterscheiden sich deshalb in Punkt 1: die GWR hat Angestellte und in Punkt 5, sie hat ein Büro. Die Folge allerdings, ein monatlich wachsender Schuldenberg, der nur noch durch massive Spenden aufgefangen werden kann und dennoch solange das Projekt gefährdet bis die Auflage wieder auf 5000 (derzeit 3200) steigt. Eine nicht allzu einfache Aufgabe für die Redakteur/innen.

Für den *SF* können wir die Produktionsbedingungen ebenfalls offen legen: nach wie vor (Ausnahme Nr.24) läuft die Weiterverarbeitung (Falzen, Legen, Heften, Schneiden) an langen Samstagen ohne Lohnkosten, gleiches gilt für die Arbeit der Redakteure, ohne Honorar bleiben die Artikelschreiber/innen und auch Photos, Graphiken etc. Ohne Honorar bewältigen zwei Leute die täglichen Bestellungen, Briefe, Kontoführung etc.; ohne Honorar arbeiten drei bis vier Tage nach Fertigstellung einer Nummer drei bis vier Leute im

LIBERTÄRE TAGE

Versand. Ohne Honorar wird der gesamte *SF* von einem Redakteur in seiner »Freizeit« gesetzt. Um dies überhaupt zu ermöglichen, mußten einige Leute in ihrem Leben Konsequenzen ziehen, wie etwa: keine feste Anstellung, die 8-Stunden-Tage mitsichbringen könnte, weniger Geld usw. Trotzdem benötigten wir für die Herstellung einer Nummer bereits 1985 (Satzentwicklungskosten, Layoutmaterial, Lagerraum, Porto, Druckkosten, Versandumschläge, Vorsteuer): 8000.-DM (= 32.000.-DM für 4 Nummern im Jahr; das bedürfte = 2200 Abos; wir haben jetzt 1987 bei kontinuierlichem Wachstum von 50 bis 100 pro Nummer: 1700 ABOs, bräuchten also dringend weitere 500 ABOs oder Wiederverkäuferexemplare (!!), um die reinen Produktionskosten sicher zu decken; im Moment geschieht dies durch Spenden oder Kleinkredite aus der Leserschaft).

Soweit die Grundlagen, die wir für diese Diskussion bereitstellen können. Was wir daraus ableiten, dürfte jetzt verständlich werden: eine Wochenzeitung braucht mindestens 10 festangestellte Redakteur/innen, ein Büro, Computer zur Satzerfassung, Lagerräume, – wird sie nicht anderweitig subventioniert: mindestens 20 000 Auflage, die verkauft werden, – soll die Zeitung an die Kioske, weitere 10 000, die so gut wie alle nicht verkauft werden und zurückgenommen werden müssen. Sind wir wirklich soweit um dies zu tragen? Bleibt es nicht am Ende an ganz wenigen Engagierten hängen? Wer übernimmt die Trägerschaft? Wer holt sich die notwendigen Kredite? Haben wir schon vergessen, daß die gewerkschaftlich/Juso-unterstützte *Die Neue* weder als Tages- noch als Wochenzeitung in Konkurrenz zur *taz* überleben konnte?

Aber: es gibt Beispiele, daß es funktionieren kann: die *Umanita Nova* in Italien, allerdings getragen von der *FAI*, einer Organisation mit einer bald hundertjährigen Geschichte und mit dem (Produktions-)Zentrum Carrara im Hintergrund; und diesen Umstand, daß es gewachsen ist, sich zu der jetzigen Form entwickelt hat, sehen wir für noch wichtiger an, als dieorganisatorische Basis. Ähnliches gilt für die französische *Le Monde Libertaire* der *FAF*. Eine Organisation als Trägergruppierung gibt es bei uns nicht, die Reemtsma-Millionen dürften für uns etwas höher hängen, als für Enzensberger oder Mandel.

Eine gemeinsame Organisation ist so schnell nicht in Sicht und für viele auch nicht wünschenswert, auch wenn die *Libertären Tage* Libertäre aus den verschiedensten Gruppen zusammengeführt haben, bezieht die Bewegung ihre Stärke nach wie vor aus der Vielfalt. Gelingt es, aus diesen Unterschieden heraus, zu vielen Themen gemeinsam zu diskutieren und Theorie zu aktualisieren, Aktionen abzustimmen, libertäre Netze zu schaffen etc. so ist damit sicherlich ein qualitativ besserer Schritt gelungen als durch einen neuen »Verein« mit wohlklingendem Namen und den üblichen Abgrenzungsmechanismen und Flügelkämpfen um die innerorganisatorische Einflußnahme. Wir brauchen also keine Kopie der GRÜNEN anzustreben. Daß wir freier, solidarischer, antiautoritärer miteinander umzugehen wüßten, als diese, beweisen wir besser bei häufiger veranstalteten *Libertären Tagen*. Also keine Chance für die anarchistische WOZ (sorry, ihr Züricher)?

Vermutlich nein. Die Basis könnte aber auch noch anders geschaffen werden: etwa durch Vernetzung anarchistischer Betriebe, Projekte, etc. die alle Überschüße (sofern es welche gibt?) aus ihren Einkünften anstatt in den eigenen Bereich in eine gemeinsame Zeitung einbringen. Aber wieviele Betriebe gibt es derzeit? Wieviele einzelne wären bereit monatlich feste Beträge aus ihrer Lohnarbeit/ Jobber- oder Arbeitslosenknete abzuführen?

Und: wer soll diese Zeitung machen? Die Pluralität der jetzigen Projekte ergibt ein Gesamtbild, das tatsächlich verschiedenste politische Aussagen enthält und weiterträgt. Würde ein einzelnes Projekt die neue Arbeit machen, wäre eine solche Vielfalt nicht zu erwarten. Würden Redakteur/innen aus bestehenden Zeitschriften abwandern, wäre die eine oder andere Zeitung sicherlich schwer gefährdet. Daß die Situation aller Zeitungen finanziell nicht allzu rosig aussieht, hat die *Aktion* berichtet; ein weiterer Rückgang der ABOzahlen bei einzelnen Zeitschriften, würde diese auch finanziell in Frage stellen und die geschilderte Vielfalt vermutlich schneller »zentralisieren« als dies von den Lesern bei den Libertären Tagen und den Initiatoren einer gemeinsamen Wochenzeitschrift gewollt wäre.

Vorstellbar und diskutierbar ist sie dennoch, die anarchistische Wochenzeitung. Allerdings nicht um den Preis, daß sie am Ende die einzige, zentralisierte, anarchistische Publikation würde. Oder noch schlimmer: von einer einzigen (Monopol-)Gruppe geschrieben und produziert würde, der es vorbehalten bliebe zu prägen, was unter deutschsprachigem Anarchismus zu verstehen sei. Auch nicht, wenn wir alle unsere Kräfte dafür verbrauchen, und an ihr »genug« haben, weil sie ja ebensoviel kostet, wie heute die zweimonatlichen/vierteljährlichen zusammen und ebensoviel, wenn nicht mehr Lese-Zeit verschlingt. Ein solcher Zustand wäre unseres Erachtens nicht erstrebenswert, vielleicht sogar lähmend und gefährlich für die Bewegung. Und noch etwas: es ist vielleicht durchaus förderlich für die *eigene Meinungsbildung*, wenn mensch 3,4 verschiedene Zeitschriften liest und sich mit verschiedenen politischen Ansätzen auseinandersetzt, als wenn mensch eine Meinung mundgerecht serviert bekommt. (?) Bei all dem ist die Problematik Legalität/Illegalität noch nicht einmal andiskutiert – wie sollte *eine* Redaktion beiden Ebenenentsprechen und zugleich Massenblatt werden?

Vorläufiges Fazit: vorstellbar ist die Wochenzeitung dann, wenn ein genügend großer Rückhalt in organisatorischer, finanzieller, technischer, räumlicher Hinsicht auf längere Zeit gewährleistet werden kann, wenn genügend neue noch nicht vollkommen ausgelastete Schreiberlinge gefunden werden können, wenn die lokale Vertriebsarbeit vor Ort verantwortlich gemacht wird, wenn den bestehenden Zeitungsprojekten ein klar umrissener Platz in der Presselandschaft erhalten bleibt, der auch z.B. diese zusätzlich erscheinenden Schwerpunktnummern, Theoriediskussionshefte oder Illegalismen finanziell absichert, d.h. aus dem Pool der monatlichen Zahlungen für die Wochenzeitung Zuschüße zuteilt (wobei natürlich beispielsweise ein Finanzbeirat gebildet werden müßte, der über diese Gelder entscheidet, der nicht identisch wäre mit der Redaktion einer Wochenzeitung).

Soviel mal zu unseren »Ableitungen«, ob das alles wirklich wünschenswert ist? Beim letzten FLI-Treffen auf der Waldeck vom 17.–21.Juni sahen praktisch alle Anwesenden das Projekt als zu verfrüht an. Es war nur ein kleiner Teil der Leserschaft in Frankfurt, der »Druck« in diese Richtung machte. Was meinen die anderen Leser/innen dazu??? Schreibt uns.

Wolfgang Haug

Information:
Libertäres Forum in Krefeld gegründet. Im Moment »arbeiten wir auf den Gebeiten Internationalismus/Antiimperialismus, antifaschistischer Kampf, Ökonomie und Betriebsarbeit (Flexibilisierung, Jobber) und an der Verbesserung der regionalen Zusammenarbeit libertärer Gruppen und EinzelkämpferInnen. Wir suchen weitere Regionalkontakte. Kontakt: *Libertäres Forum, Postlagerkarte Nr. 054792 C, Krefeld.*

In **Fulda** hat sich eine libertäre Gruppe gebildet. Mangels geeigneter Räumlichkeiten ist sie bislang unter der Postlagerkarte *063403 A, 6400 Fulda* zu erreichen.

Passau: Die Vorstellung, die in der Bananenrepublik über das "schwarze"(besser: weiß-blau-braune, SF) Passau herrschen, sind meist diffus und das Klischee das da *ja eh nichts mehr zu ändern ist*, prägt den Umgang mit uns Wald- und Wiesenanarchos. Sicher stimmt da 'ne Menge, aber wir halten es für nicht ganz gefahrlos Freiräume für latente und offene Faschisten, Nationalisten und sonstige Dummtölpel offenzulassen. So ist seit 1982 die *DVU* (Deutsche Volksunion) in der Passauer Nibelungenhalle (in den 30er Jahren von den Nazis erbaut und heute wegen Strauß' Aschermittwochsreden bekannt). Es ist wahrscheinlich die größte Faschistenveranstaltung, 2000–3000 Nazis (auch viele aus Österreich und Südtirol) stehen 600–1000 Gegendemonstranten gegenüber. Leider ist bei der Gegendemonstration vieles zum Ritual verkommen, das mit dem Herunterbeten der ewig gleichen Redebeiträge seinen traurigen Höhepunkt hat. Von dem Versuch einer wirkungsvollen Verhinderung kann nicht im entferntesten die Rede sein. Außerdem waren die inhaltlichen Diskussionen der letzten Jahre, um ein breites Bündnis meist schwach und SPD oder DGB weigerten sich mit Kommunisten (DKP, VVN) gemeinsam zu demonstrieren. Von Antifaschisten aus anarchistischen/autonomen Zusammenhängen war oft wenig zu sehen. Deshalb wäre es gut, wenn am **15.August** viele Anfifaschisten nach Passau kämen um gemeinsam gegen alte und neue Nazis zu demonstrieren.

Übrigens wollen wir in den nächsten Monaten die *Billige Begegnungsstätte (BBS)* aufmachen. Sie soll eine Möglichkeit füralle undogmatischen/antiautoritären Leute sein sich zu treffen, Infos auszutauschen etc. Weitere Infos zur Gegendemonstration (mit Rückporto), – eine Wiese zum Zelten organisieren wir, ein »Rock gegen Rechts-Konzert« vermutlich auch –, bei: *BBS, c/o Gottfried, Schäfferstr.6 8390 Passau.*

★**Sinnlichkeit und Anarchie.** Auf den Libertären Tagen Ostern '87 in Frankfurt traf sich eine Gruppe schwuler Anarchisten und lesbischer Anarchistinnen, um sich über das Verhältnis zwischen Anarchismus und normbrechendem Sexualverhalten auseinanderzusetzen. Ein Ergebnis war der Wille, innerhalb eines lesbisch-schwul-anarchistischen Netzwerks die inhaltliche Diskussion darüber und über die Beziehung von Sexualität und Herrschaft voranzutreiben. Ziel soll sein, die Lesben- und Schwulenbewegung zur Anarchie und die anarchistisch-autonome Bewegung zur Sinnlichkeit zu verführen. Wir planen ein Treffen aller am 2.–4.10.87 im Waldschlößchen bei Göttingen ... Kontakt: *Autonomes Asta-Schwulenreferat, c/o Thomas, Jügelstr.1, 6000 Frankfurt/M.*

★**Aktions-Tage in der Oberpfalz** – während die Atommüllkonferenz zu Aktionstagen und einer Großdemonstration im Herbst aufruft, machen sich die Initiativen vor Ort Sorge, daß sich der Widerstand doch wieder zu sehr auf die Großdemonstration konzentrieren wird, obwohl sich die Bauzaunauseinandersetzungen als politische Sackgasse erwiesen haben. Sie wollen stattdessen die Zulieferbetriebe, die Überwachung und die Knäste in dezentralen Aktionen miteinbeziehen und fordern vor allem für diese Aktionen zur Beteiligung auf. Da solche Aktionen sehr viel mehr Vorbereitung erfordern, werden Arbeitsgruppen gebildet. Themen sind: Umweltbelastung durch die WAA, Existenzsorgen der Bauern in der Region, Arbeitsmarktlage der Region, Zulieferbetriebe, Kriminalisierung der WAA-Gegner. Geplant sind Videos, Stelltafeln, Theater, Filme, Diskussionsveranstaltungen, Feste etc. Kontakt: *Infobüro Freies Wackerland, Altenschwand 91, 8465 Bodenwöhr.*

Nachbemerkung: *»Warum eine Bauzaundemo abzulehnen ist!*
Den Ablauf einer Bauzaundemo bestimmt in der momentanen Situation weitestgehend die Polizei. Die »Massen«, d.h. die Oberpfälzer würden zum wiederholten Mal als Kulisse für das »Geplänkel« funktionalisiert bzw. der Repression ausgesetzt, um die Bosheit der bayrischen Staatsregierung zu beweisen. Eine Demo am Bauzaunwäre kein sich Entgegenstellen gegen Repression, sondern ein sich darauf einlassen. Eine derart fremdbestimmte Bauzaundemo würde die Anti-AKW-Bewegung zurückwerfen statt politisch offensiv werden lassen. Eine bundesweite KWU-Siemens-Kampagne hingegen würde die Bewegung wieder in die Offensive bringen.« (zusammengefaßt aus einem Diskussionsblatt von Anti-WAA-Gruppen von Berlin bis Altenschwand).

FLI (neue Rundbriefadresse!)
5552 Morbach-Merscheid: Rumpelstilz 2000, Birkenfelderstr.13 (Hier kann gegen 20.-DM pro Jahr der FLI-interne Rundbrief bestellt werden, dessen eigentliche Aufgabe es sein sollte (leider meist uneingelöst!), die halbjährlichen Treffen vor- und nachzubereiten! Um diesem Anspruch gerechter zu werden, können nun zusätzlich zum RB gegen Porto und Kopierkosten Arbeitspapiere zu bestimmten Themen angefordert werden: Darunter z.B.:
– Dispositive der Macht, Foucault
– Überwachen und Strafen, Foucault
– Microphysik der Macht, Foucault
– Die Zurichtung des Menschen, C. Cherover
– Der Mensch im Netz der Helfer, Hellerich
– Der Mensch als Risiko, Schulz/Wambach
– Sozialtechnologie, Kern
– Revolutionäre und Irre, Schwarze Protokolle
– Sozialtechnologie/Vermarktung der Befindlichkeit, Thoma

Weitere Materialien, wie SF-Artikel für AG's direkt anfragen.
Tel. 06533/5354 (zwischen 10 und 17 Uhr); **neue** Ktonr. 100 145 023, das Konto wird unter der Bezeichnung »ggh/FLI« geführt; BLZ: 570 698 06 Raiffeisenbank Morbach).

Das FLI-Herbsttreffen findet vom 18.–22.11.87 in Bad Sachsa statt.

★Im Mai 1986 wurde zum erstenmal wieder, nach vielen Jahren, ein internationales Anarchistentreffen in Holland (vgl. SF-22 Appelscha-Zeltlager) organisiert. Ein zweites – aber anscheinend von anderen organisiert – soll vom 10. bis zum 14.9.1987 stattfinden!

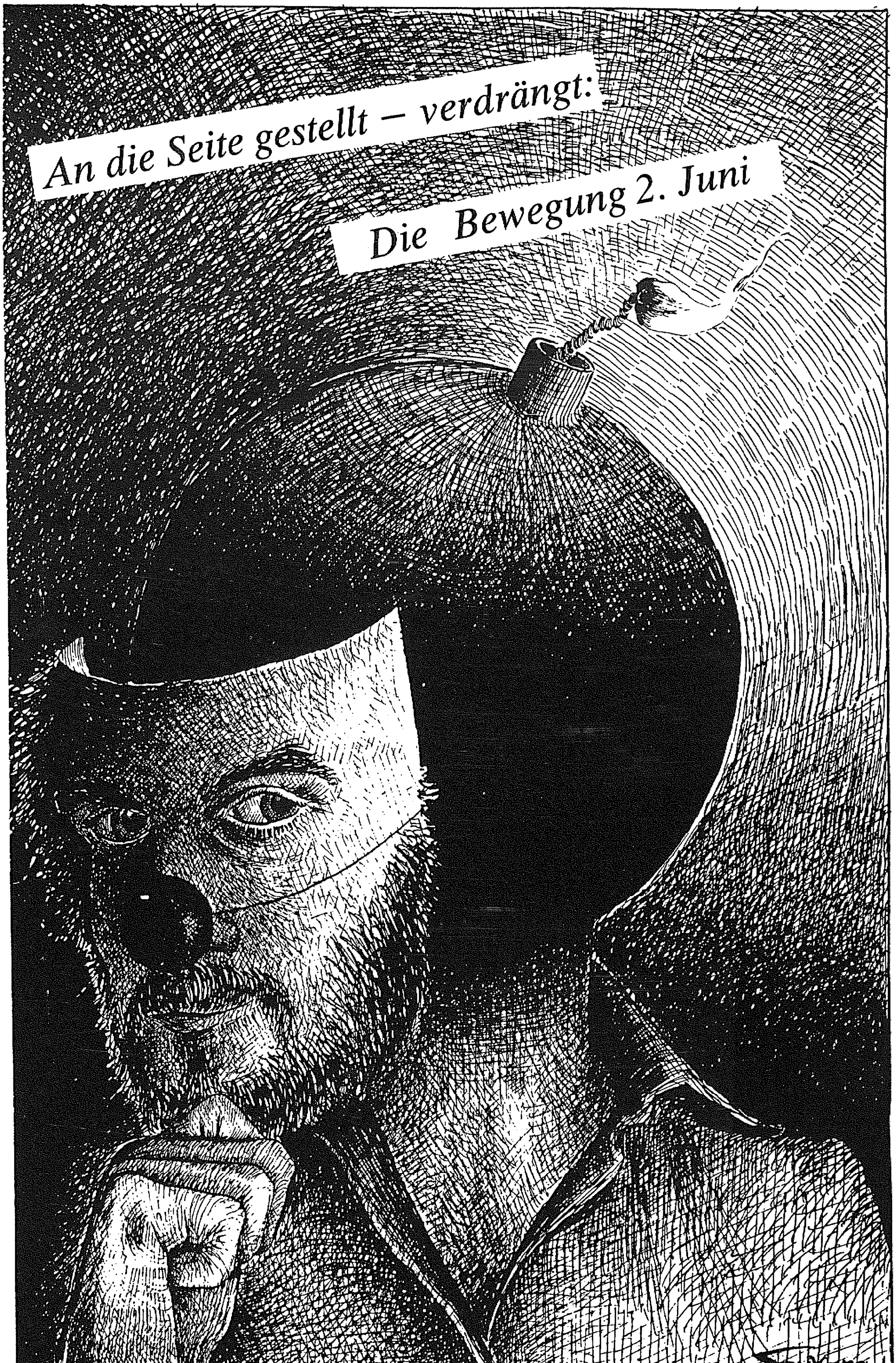
Der Platz ist noch nicht definitv entschieden, Interessierte können sich deswegen aber an die Kontaktadresse wenden. Das Treffen soll einen offiziell organsierten Teil enthalten, aber genausoviel Raum für spontane bzw. nicht vorher angekündigte Beiträge der Teilnehmer lassen. Themen u.a.: Anarchisten und Autonome, Zusammenarbeit (national und international), Politik im Alltag. Die Texte der Vortragenden sollen möglichst vorher übersetzt vorliegen, eventuell können dann auch Diskussionsbeiträge zu den Referaten vorbereitet werden.

Der kulturelle Teil lehnt sich an die Erfahrungen des letzten Treffens an; Musik, Theater, Film, Videos, Bücherstände – alles ist willkommen. Kosten ca. 20 Gulden für Campingplatz, Programmheft und kulturelle Veranstaltungen. Kontakt: *IAB/SWP, Postbus 19230, NL-3501 DE Utrecht. (P.S.: Alles läuft unter Vorbehalt!)*

★Das offizielle, aber zuletzt als Portugal-intern apostrophierte Jubiläumstreffen der portugiesischen Anarchisten ist vorbei. Anarcho- und Anarchatouristen bekommen nun unerwartet doch noch eine Gelegenheit zum internationalen Kennenlernen in Portugal! Eine andere Gruppe plant ein **Anarchotreffen für die iberische Halbinsel** vom **1.–15.8.87.** Es wird Spanisch und Portugiesisch gesprochen werden. Vielleicht gibt es Leser/innen, die diese Sprachen sprechen und aus den verschiedensten Gründen interessiert sind. Wer direkt hinfahren will: *Colectivo Parreirinha, Apartado 100, P-8300 Silves, Portugal.*

Die Presse des deutschsprachigen Anarchismus. In letzter Zeit habe ich vermehrt Anfragen nach einer Kopie meiner 1986 an der FU Berlin eingereichten Magisterarbeit »Der deutschsprachige Anarchismus und seine Presse (1843–1939)« erhalten. Da sich die Veröffentlichung dieser Arbeit – bedingt durch eine Erweiterung und Vertiefung der Forschung im Rahmen der Promotion – noch mindestens drei Jahre hinauszögern wird, habe ich für ganz Ungeduldige eine auf 15 Expl. limitierte Anzahl von gebundenen Kopien der MA-Arbeit (400 S.) herstellen lassen. Neben der pressehistorischen Darstellung und Untersuchung des deutschsprachigen Anarchismus enthält sie eine 475 Periodika umfassende Bibliographie. (Über die üblichen pressebibliographischen Kriterien hinaus konnte für einen Großteil der erfaßten Titel ein Standortnachweis gegeben werden. Interessierte – die sich nicht von dem Selbstkostenpreis von 48.- abschrecken lassen – wenden sich an: *Jochen Schmück, Postfach 440 349, 1000 Berlin-44.*




An die Seite gestellt – verdrängt:
Die Bewegung 2. Juni
Soukara

Der 2.Juni 1987, 20. Jahrestag der Ermordung *Benno Ohnesorgs*, blendete bei allen Erinnerungsanstrengungen und rückwirkenden Geschichtsschreibungsversuchen eines aus: die *Bewegung 2. Juni* – bekannt vor allem durch ihre spektakuläre Entführung des Berliner CDU Vorsitzenden *Peter Lorenz*.

Wir wollen mit der folgenden Dokumentation von Auszügen aus einer Prozeßerklärung von *Ralf Reinders* zum Lorenz/Drenckmann-Prozeß dies nachholen und damit gleichzeitig zur Wiederbelebung der *Amnestiedebatte* auffordern. Wichtig erscheint uns die Rückerinnerung auch deshalb, weil wir aus den Berichten von den Frankfurter Libertären Tagen eine zunehmende Bereitschaft in militanten Kreisen feststellen konnten, von einer einseitigen Orientierung an »Analysen« und Aktionen der RAF wegzukommen. Diese steht immer noch im Zentrum der Aufmerksamkeit, wenn es in Diskussionen um die Guerilla geht. Liegt es (neben den Aktionen der letzten Jahre) daran, daß, wie *Fritz Teufel* am 4.7.79 in der *Taz* meinte, deren Aktionen »Maßlos aufgeblasen« wurden, während man die »Bewegung 2. Juni« zu unterdrücken suchte? Bedeutet die einseitige Fixierung auf die RAF in Sachen Guerilla also vielleicht einen Reflex auf die staatliche Propaganda, die sich diejenigen zum Hauptfeind erklärt, die sie als solche am liebsten hat?

Wir haben unsere Auswahl unter drei Aspekten vorgenommen:

1 Darstellung der politischen Rahmenbedingungen *aus der Sicht des »2.Juni«* und daraus abgeleitet *ihr eigenes Selbstverständnis. (aus der Sicht von Ralf Reinders, der seinerseits nur für einen Teil der »Bewegung« spricht).* Dieses orientiert sich theoretisch vor allem an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, enthielt daneben auch zahlreiche Versatzstücke – darunter auch anarchistische – von E. Mandel bis Mao Tse Tung. Es dürfte jeder aufmerksamen LeserIn deutlich werden, daß es sich mit unserem anarchistischen nur tendentiell überschneidet.

2 Hintergründe und Durchführung der Lorenz-Entführung

3 Reflexionen über die Auswirkungen der Aktion und Auseinandersetzung mit ihrem Selbstverständnis als Guerilla.

Wir haben uns deshalb für die Wiedergabe eines Originaltexts in Auszügen entschieden, da nur so der historische Kontext der damaligen Aktionen gewahrt bleibt, und wir so – durch das Zutagetreten zahlreicher Unterschiede und Beschränktheiten im Vergleich zu aktuellen Diskussionen – der Gefahr zu entgehen hoffen, einen neuen Mythos aufzubauen.

fk

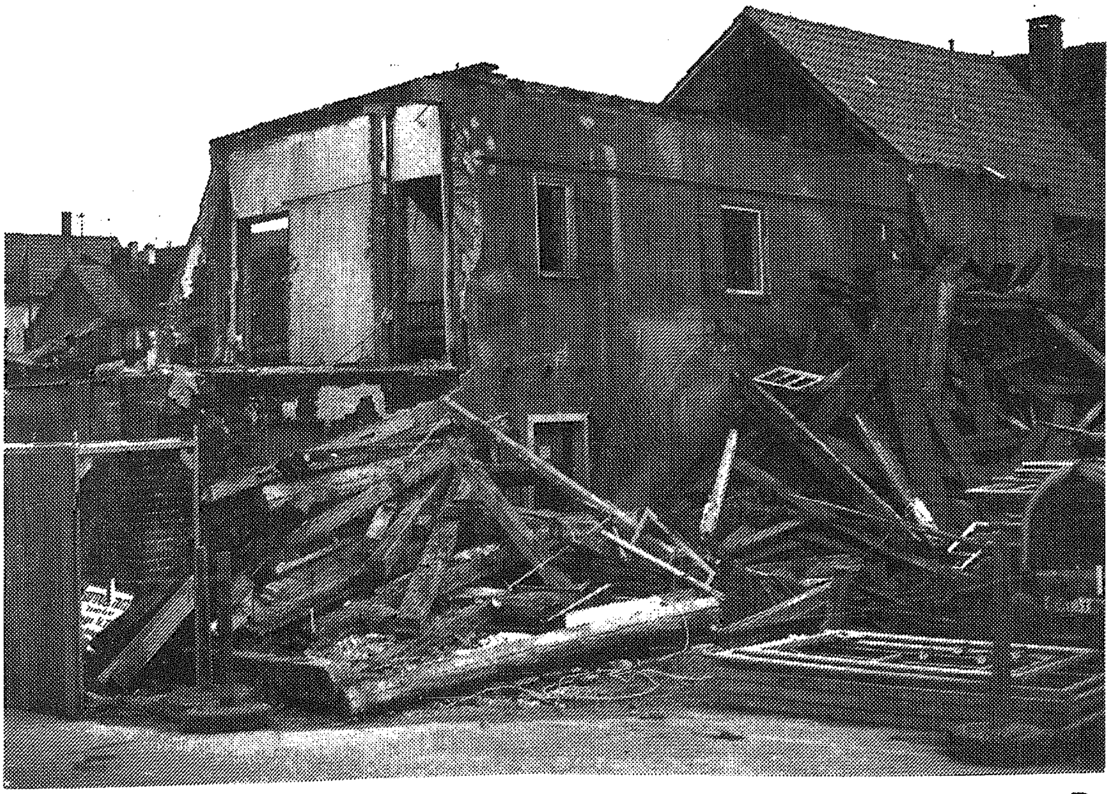


Photo: Welf Schröter

von Ralf Reinders

»Das Gewaltmonopol wurde durchbrochen«

1945, als der Faschismus zerschmettert am Boden lag, sollte es Ziel des Potsdamer Abkommens sein, in Deutschland alle Voraussetzungen zu zerstören, die jemals wieder das Aufkommen des deutschen Imperialismus ermöglicht hätten. Dazu gehörte es, die Monopole zu entflechten und ein gründliches Entnazifizierungsprogramm durchzuziehen. Ein Entnazifizierungsprogramm, das die deutsche Justiz wohl schwer getroffen hätte. Aber die westlichen, die kapitalistischen Siegermächte brauchten eine Justiz und sie brauchten sehr bald eine antikommunistische, eine die ein klares Feindbild und Erfahrung mit Kommunistenverfolgungen hatte. Die Stimmung in der deutschen Bevölkerung war nach der Zerschlagung des Faschismus antikapitalistisch. Denn so langsam dämmerte, daß nicht Hitler, sondern der deutsche Kapitalismus der Hauptschuldige am 2.Weltkrieg war. Selbst die CDU trug dieser Stimmung verbal Rechnung und sah in ihrem *Ahlener Programm* die Enteignung der Großindustrie und der Banken vor. Das ging soweit, daß die Bevölkerung Hessens in einer Volksabstimmung 1946 die Abschaffung des Kapitalismus forderte. Diese Volksabstimmung wurde von einem Besatzungsgeneral mit Namen *Clay* für ungültig erklärt. Uns wird dieser saubere General als Held der Luftbrücke verkauft, aber niemand redet darüber, daß er den Willen des Volkes unterdrückt hat.

Den westlichen Siegermächten paßte die Stimmung in der Bevölkerung überhaupt nicht und noch weniger paßte es ihnen, daß die Sowjetunion aufgrund ihrer enormen Leistungen und enormen Verluste bei der Zerschlagung des Faschismus, ein gesteigertes Ansehen bei den Völkern der Welt besaß. Das Kräfteverhältnis Kapitalismus gegen Sozialismus, hatte sich als Folge des 2. Weltkrieges und aufgrund des Befreiungskampfes in China zugunsten des Sozialismus verschoben.

Die Antwort der Westmächte war die Spaltung Deutschlands, um den verbiebenden Rest, der sich heute BRD nennt, als kapitalistisches Bollwerk gegen die Sowjetunion aufzubauen. Eine der Folgen dieser Entwicklung war das Aufgeben der Entnazifizierung in den Westzonen Deutschlands.

Das ist nur ein winziger historischer Abriß, der nur verdeutlichen soll, wessen Interesse es war, bereits 1951, also 6 Jahre nach Schließung der KZ's wieder Menschen wegen ihrer Gesinnung in Deutschland zu inhaftieren und politisch zu verfolgen.

Um die Kommunistenverfolgungen einleiten zu können, mußte sich 1951 eine Strafrechtskommission hinsetzen und das erste Strafrechtsänderungsgesetz ausarbeiten. Überflüssig darauf hinzuweisen, daß von den 25 Juristen, die dieser Kommission angehörten, 16 eine Nazivergangenheit hatten. (. . .)

Nach innnen gab es einen Justizterror der durch 600 000 eingeleitete Ermittlungsverfahren gegen politische Gegner zwischen 1951–1964 belegt wird. In den Betrieben gab es schwarze Listen, Streikverbote und Löhne, die anfangs die niedrigsten in ganz Europa waren. Auch im Produktionssektor blieb die Justiz nicht untätig. So hielt der Bundesgerichtshof (BGH) am 4.6.1955 in einem Urteil fest, daß Massen- und Generalstreiks, sowie Massendemonstrationen, Gewalt im Sinne der Hochverratstatbestände sein können. Massen- und Generalstreik gleich Hochverrat – auch diese Auffassung des BGHs hat ihren Vorläufer, nämlich den §6 der »Verordnung gegen Verrat am deutschen Volk und hochverräterischer Umtriebe« vom 28.2.1933.

Noch heute sind politische Streiks und Streiks, die nicht von den Gewerkschaften organisiert werden, illegal und verboten. Der deutsche Kapitalismus war aufgrund seiner niedrigen Löhne und Unterdrückung im eigen Land wieder konkurrenzfähig. Damit hatte er seine alte ökonomische Basis wieder und konnte als Imperialismus auftreten. Ab 1950 trat er wieder in die Arena des imperialistischen Konkurrenzkampfes zurück. Der Auslandsumsatz von deutschen Industriewaren stieg von 1950–1957 doppelt so schnell wie der Inlandsumsatz. (. . .)

Mit dem Anwachsen der wirtschaftlichen Kraft des deutschen Imperialismus und besonders wegen seines gestiegenen Kapitalexports, stieg auch sein politischer Einfluß auf der Bühne der Weltpolitik. Die Dynamik für seine Expansion hat sich der deutsche Imperialismus durch das Auspressen der eigenen Bevölkerung geholt. Eine Bevölkerung, für die jede sozialistische oder radikaldemokratische Betätigung die Gefahr der Verfolgung mitsichbrachte. (. . .)

In dieser Zeit sind wir groß geworden. Deswegen kann auch kein hier vor Gericht vorgelesener Lebenslauf als eine abweichende Entwicklung einzelner vorgeführt werden. Die Lebensläufe können – wenn überhaupt – hier nur politisch vorgetragen werden und zwar nicht als persönliche Entwicklung des einzelnen, sondern als das Leben in einem Land, das seit seiner Gründung in treudeutscher Tradition Terror ausübt, um die Macht der herrschenden Klasse zu sichern. Die Interessen des Kapitals gingen in diesem Land schon immer vor den Interessen der gesamten Gesellschaft. (. . .)

Wir haben ein Wirtschaftswunder erlebt, das auf die Konchen der arbeitenden Bevölkerung ging. Ein System, das die Menschen auf einen Konsumterror abrichtete, was immer Verschuldung mit sich brachte, und dafür sorgte, daß nicht nur die Väter, sondern auch die Mütter arbeiten gehen mußten.

Suff, Krankheiten und Gewalttätigkeiten bestimmten das Zusammenleben vieler Familien. Aber was sollten die Menschen schon machen. Das System bedrohte sie bei Widerstand nicht nur durch Arbeitsentzug und Verfolgung, es führte auch noch einen regelrechten Krieg gegen die Köpfe.

Radio, Fernsehen und besonders die Presse hämmerten die Menschen täglich voll: Wie gut sie es doch hätten, wie wichtig Konsum sei, wie sinnlos Widerstand wäre und daß alles, was nicht der kaputten kapitalistischen Norm entspricht, eine Gefahr für die Monatsraten darstellt.

Die Pogromstimmung in der Bevölkerung wurde soweit angeheizt, daß Langhaarige keine Arbeit bekamen, daß sie in den Straßen gejagt und oft zusammengeschlagen wurden.

Der Krieg gegen die Köpfe sollte dafür sorgen, daß auch wir, nicht nur in den Schulen, Unis und Lehrwerkstätten, sondern auch von den Eltern, zu gut funktionierenden Schräubchen der kapitalistischen Maschinerie erzogen werden.

Die Formen des Krieges gegen die Köpfe haben sich heute (Text von 1980, Anm. SF) etwas verändert, sind oft noch subtiler, undurchschaubarer geworden, aber die Inhalte, die dieses System darüber vermitteln will, decken sich noch immer mit dem hier aufgezählten. (. . .)

Unsere Revolte hatte damals einen wesentlichen politischen Ausgangspunkt. Das war die Ostermarschbewegung. Auch wenn die Ostermärsche lahmarschige Spaziergänge waren und nichts verhindern konnten, so haben sie doch ihren bedeutenden Teil zu unseren Lernprozessen beigetragen. Die Ostermarschbewegung war ein Ausgangspunkt der APO.

APO, drei Buchstaben, die damals für eine Generation Hoffnung bedeutet haben. Heute tauchen zwar Geschichtsfälscher von rechts und links auf und geben vor zu wissen, was die APO war und wollte. Doch sie war weder eine reine Studentenrevolte, noch war sie die antiimperialistische Fundamentalopposition.

Sie war das, was die drei Buchstaben aussagen, eine außerparlamentarische Oppositoon, in der alle Schattierungen der jungen Generation vertreten waren.

Und der allgemeine politische Ausdruck der Rebellion war der Wunsch und Wille, *kollektiv und selbst über das eigene Schicksal bestimmen zu können*. Es war der Versuch, unser Leben selbst und frei gestalten zu können und uns nicht länger von irgendwelchen schwachsinnigen Autoritäten und Interessenvertretern des Kapitalsbestimmen zu lassen.

Wir sind gegen unsere Unterdrückung aufgestanden und haben innerhalb dieses Kampfes immer mehr und klarere Vorstellungen bekommen, von dem was wir wollen. Die Erkenntnis, daß nur der Sozialismus in der Lage ist, die Probleme der Zeit zu lösen und daß



Photo: Manfred Kampschulte

der Kapitalismus Ausbeutung, Zerstörung, Krieg und Tod bedeutet, reifte heran. (. . .)

Was uns damals so euphorisch stimmte, war die Tatsache, daß wir nicht alleine kämpften. In der ganzen Welt tobte der Kampf gegen Kapitalismus, Imperialismus und verkrustete Herrschaftsstruktur. (. . .)

Seitdem haben wir eine Menge gelernt und lernen müssen. Besonders die Erkenntnis, daß die *antiimperialistische Solidarität, die gegen Ende immer mehr unser politisches Leben bestimmte, eben nicht der alles verändernde Kampf war. Die Erfahrung, daß unser Antiimperialismus keine materielle Basis hatte, die den Imperialismus ein für alle mal hätte zerschmettern können, war ziemlich bitter.* Unser Antiimperialismus war etwas *Ideelles*, blieb lediglich moralische Unterstützung für die Befreiungsbewegungen in der 3. Welt.

Zwar war die Unterstützung für die Befreiungsbewegungen im Kampf gegen den Imperialismus – und besonders den US-Imperialismus – wichtig und bleibt auch wichtig. Doch der antiimperialistische Kampf für die Unterstützung der 3. Welt kann nicht die tragende Säule unseres Kampfes gegen die kapitalistische Maschinerie werden. Er darf nicht zum Strohhalm werden, den wir freudig ergreifen, um nicht im Gewässer der eigenen Unfähigkeit zu ersaufen, der Unfähigkeit, den Kampf gegen die ökonomische und politische Basis des Imperialismus hier und heute zu führen.

Der Kampf für die Befreiung der 3. Welt konnte für uns *keine* revolutionäre Perspektive sein, konnte er doch nicht unsere eigene Unterdrückung beseitigen. Umso länger wir uns mit dem beschäftigten, was wir eigentlich wollten und umso länger wir die Kolonialrevolution untersuchten, mußten wir feststellten, daß der Imperialismus nicht auf seinem äußeren Feld geschlagen werden kann. (. . .)

Auf langfristig kriegt der Imperialismus durch die Revolutionen in der 3. Welt Schranken gesetzt. Aber diese »Schranken« sind teilweise von ihm selbst gewünscht. Die Ausbeutung eines »souveränen« jungen Nationalstaats ist größer als die einfache Plünderung von Rohstoffen aus einer Kolonie! (. . .)

Nun darf aber nicht der Umkehrschluß gezogen werden: weil die antiimperialistischen Revolutionen in der Mehrheit sich nicht vom Imperialismus lösen können und sogar zu dessen wirtschaftlicher Expansion beitragen, müssen wir sie ablehnen oder ihnen die Solidarität verweigern. Darum kann und darf es nicht gehen. Es muß in erster Linie darum gehen, den richtigen *Stellenwert der antiimperialistsichen Revolutionen zu analysieren* und zu erfassen. (. . .)

Gut, aber spätestens an dieser Stelle sollten wir uns nicht mehr von unseren sinnlichen Wahrnehmungen prägen lassen. Anstatt nur auf äußere die Erscheinung des Imperialismus zu achten, müssen wir uns Gedanken über die Ursache dieser Erscheinung machen. Genau da lag '68 ein Fehler; wir waren nicht in der Lage von der sinnlichen Wahrnehmung, dem härteren und revolutionäreren Kampf, dem größeren Elend in der 3. Welt und der Befreiung vom Imperialismus wegzukommen.

Die sinnliche Wahrnehmung: Imperialismus = Hauptübel = Hauptwiderspruch verleitete dazu, diese Wahrnehmung von der 3. Welt auf die Industrienationen zu übertragen. (. . .)

Wenn wir ausschließlich den antiimperialistischen Kampf hier, für die Unterstützung des Befreiungskampfes in der 3. Welt führen, sozusagen als verlängerter Arm der 3. Welt, so wird es uns nie gelingen bis zum Herz des Imperialismus vorzudringen, weil der äußere Anstoß, den der Imperialismus durch den Befreiungskampf bekommt, zwar unter Umständen die inneren Widersprüche des Imperialismus vergößern, nicht aber beseitigen kann. Beseitigen kann man den Imperialismus nur durch das Lösen seiner inneren Widersprüche. (. . .)

Ökonomisch der Ausbeutung auch anderer Nationen fähig, militärisch zu jeder Erpressung imstande, bleiben die imperialistischen Nationen durch den Reichtum, den ihnen »ihr« Proletariat schafft. Die Ausbeutung des Proletariats hier, die funktionierende Klassenherrschaft hier ist es, die den imperialistischen Staaten ihre ökonomische und militärische Macht erteilt. Diese Macht zerbrechen, heißt die Klassenherrschaft hier zu beseitigen, heißt den Klassenkampf hier voranzutreiben. (. . .)

Als sich 1969/70 die APO so langsam auflöste und unsere stürmisch begonnene Rebellion nur noch einem lauen Lüftchen ähnelte, stand die Frage des: »wie geht's weiter?« permanent auf der Tagesordnung. Und aus dem miteinander Diskutieren, wurde immer mehr ein gegeneinander. (. . .)

Alle einzelnen Gruppen glaubten nur noch an die »Heilslehre« des eigenen Kampfes und der absoluten Wichtigkeit des Bereiches indem man gerade kämpfte. Die *Stadtguerilla* meinte, sie sei die einzige Fundamentalopposition und überhaupt das revolutionärste schlechthin. Die *Betriebsarbeiter* erklärten die Fabriken dazu, die *Stadtteilgruppen* die Stadtteile, die *Knastgruppen* die Knäste und das ging munter so weiter.

Anstatt zu begreifen, daß es unseren Widerstand zwar durch seine Einzelbereiche gibt, diese Einzelbereiche aber nur durch den gesamten Widerstand existieren und überleben können, kapselten sich die einzelnen Gruppen ab und verkamen immer mehr zu Sekten.

Sie, die eigentlich die Triebfeder der Bewegung als ganzes hätten sein müssen, isolierten sich selbst und isolierten damit die Bewegung als Ganzes. (. . .)

In diesem Land herrscht das Monopolkapital und bestimmt die politische Richtung, niemals aber eine Partei. Parteien dürfen nur die vom Kapital eingeschlagene Richtung absegnen oder Streitigkeiten des Monopolkapitals untereinander, als Stellvertreter der jeweiligen Richtung austragen. (. . .)

Dabei ist die Strategie des Kapitals kein blindes Schema, sondern eine bunte Palette der Sicherung der Macht. Es reicht von einer bürgerlichen Demokratie mit abgestuften Repressionswellen bis hin zum offenen Faschismus. Je nachdem, wie günstig oder ungünstig die Verwertungsbedingungen für das Kapital sind. Den Unterschied zwischen bürgerlicher Demokratie und Faschismus nicht sehen, hieße auch, keine richtige Strategie



Photo: Welf Schröter, Tübingen

und Taktik gegen die jeweilige Form der kapitalistischen Herrschaft zu finden. Daß es bereits innerhalb der bürgerlichen Demokratie Ansätze und Tendenzen für eine faschistische Gesellschaft gibt, darf uns nicht so blind machen, daß wir das Differenzieren verlernen und bürgerliche Demokratie mit Faschismus gleichsetzen. Die bürgerliche Demokratie und der Faschismus haben aber ein und dasselbe Ziel, das kapitalistische System am Leben erhalten.

Eine Herrschaftsform, die man nicht unter den alten Begriffshüten wie Faschismus oder bürgerliche Demokratie bekommt, die aber immer mehr das Leben in der BRD bestimmt und sich durchsetzt, ist der *institutionelle Faschismus*. Eine Herrschaftsform, die nicht nur eine neue Qualität hat, sondern sich auch innerhalb des Widerspruchs bürgerliche Demokratie und Faschismus bewegt und von beiden viel hat. Hatte der alte Faschismus noch Massencharakter, konnte noch Massen mobilisieren, so baut der *institutionelle Faschismus* auf Überwachung und Kontrolle. (. . .) Seine Legitimationsbasis ist das, was die Regierenden immer gern als »schweigende Mehrheit« bezeichnen. Diese »schweigende Mehrheit« gibt es; sie zu leugnen, wäre gefährlicher Blödsinn. Es ist aber genauso blödsinnig, diese schweigende Mehrheit für eine unveränderliche Legitimation des Regimes zu halten. (. . .)

Es ist nur klar, wenn einer keine aktive Massenbasis hat, sondern nur eine »schweigende Mehrheit«, dann verliert er sofort jede Legitimationsberechtigung, wenn die Menschen gegen die Umklammerung und totale Kontrolle kämpfen. Eine schweigende Mehrheit die zu einer sich artikulierenden Mehrheit wird, ist eine direkte Gefahr für das kapitalistische System. Das Gefährliche ist, daß Herrschaft technokratisch abläuft und sinnlich schwerer als der alte Faschismus wahrzunehmen ist. Es ist schon schwieriger, die Bedrohung sinnlich nachzuvollziehen, wenn alle Daten von einem Computer gespeichert werden oder ob bei jeder Kleinigkeit ein Schnüffler vorbeikommt und ständig direkt nachfragen muß.

Den Computer sieht man nicht, den Schnüffler haßt man. Die technokratische Repression, hat für das Regime auch einen Nachteil. Ist sie erst mal wahrgenommen, dann entsteht eine Entfremdung zwsichen »schweigender Mehrheit« und denen, die vorgeben, für diese zu sprechen. Ein deutlicher Ausdruck für diese Entfremdung ist in der BRD die sogenannte Staatsverdrossenheit der Bürger. Die ist aber im Grunde nichts anderes als die Legitmiationskrise der Regierenden. (. . .)

Der Abbau der Demokratie in der BRD (ganz Europa) zeigt, daß sie der Bourgeoisie angesichts der Verschärfung der ökonomischen und sozialen Krise hinderlich wird. Hinderlich bei der Unterdrückung und der Ausübung von Macht. Mit dem Abbau will sie den erwarteten Widerstand im Keim ersticken.

Wenn sie bestimmte demokratische Rechte abbauen, dann ist es für uns notwendig, für den *Erhalt* und vor allen Dingen den *Ausbau dieser Rechte* zu kämpfen. Böswillige erkennen an dieser Stelle immer einen unlösbaren Widerspruch: auf der einen Seite die bürgerliche Demokratie als Herrschaftsform des Kapitals zu bekämpfen, auf der anderen Seite aber für die Erhaltung demokratischer Rechte zu kämpfen. Dieser Widerspruch ist lösbar.

Es kann in diesem Kampf nicht darum gehen, lediglich ein bißchen mehr Freiheit zu erhalten oder zu bekommen, dies wäre Reformismus. Dieser Kampf muß so begriffen werden, daß sich in ihm Stück für Stück ein Bewußtseins- und Emanzipationsprozeß entwickelt, nämlich der, daß sich die Menschen politische Formen schaffen – wie Selbstverwaltung und Selbstorganisation – die es ihnen ermöglichen, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen und es selbst zu gestalten. (. . .)

Er drückt auch aus, daß Demokratie nicht erst im gelobten Land beginnt, sondern schon heute im alltäglichen Kampf erlernt werden muß und auch wird. Selbstverwaltung und Selbstorganisation imKampf zu erlernen, sind Basen, die eine sozialistische Revolution eines Tages möglich machen. (. . .)



Photo: Welf Schröter

Zur Lorenz-Entführung

Diesen Abschnitt beginnen wir mit einem modifizierten Zitat Rosa Luxemburgs: »Wenn ein sogenannter frier Bürger von einem anderen gegen seinen Willen zwangsweise in ein enges, unwohnliches Gelaß gesteckt und dort eine zeitlang gehalten wird, so versteht jeder, daß dies ein Gewaltakt ist. Sobald jedoch die Operation aufgrund eines gedruckten Buches, genannt Strafprozeßordnung, geschieht und das Gelaß »UHAA-Moabit« heißt, dann verwandelt sie sich in einen Akt der friedlichen Gesetzmäßigkeit. . .«

Peter Lorenz hatte nun den Vorzug, einmal die Gegengewalt der beherrschten Klasse kennezuleren. Eine Gewalt, die nur die verstehen können, die unter der Gewalt der bürgerlichen Klassengesellschaft zu leiden haben. (. . .)

Sein Auftritt hier im Gerichtssaal war Spitze, er war das was man unter einem guten Zeugen versteht. Natürlich nicht im juristischen Sinn – politisch waren seine Aussagen gut. Er ist noch immer – obwohl er es selbst gar nicht weiß – der beste Propagandist der Bewegung 2. Juni.

Nach den Äußerungen P. Lorenz über seine Zeit bei der Bewegung 2. Juni wird es doch wohl erlaubt sein, auch mal die Frage zu stellen, ob es einen der 60 000 Gefangenen in den Staatsknästen der BRD gibt, der ähnlich gut von seiner Haftzeit berichten kann. Gibt es einen Gefangenen in den Staatsknästen, der auch sagen kann, nein, beleidigt oder geschlagen wurde ich nicht? (. . .)

P. Lorenz wurde als das behandelt, was er auch als Feind noch bleibt, als Mensch – und dieses Erlebnis muß wohl für ihn umwerfend gewesen sein (. . .)

Was hätte das für ein Geschrei gegeben, hätte die Bewegung 2. Juni ihren Gefangenen so behandelt, wie es in BRD-Gefängnissen üblich ist. Dann hätte die Bundesanwaltschaft Wörter wie Folter und Mißhandlungen hier wohl auf die Tagesordnung gesetzt. Sowas konnte aber gar nicht vorkommen, weil ein sozialistischer Revolutionär, der gegen Folter und Unmenschlichkeit kämpft, sich selbst verraten und aufgeben würde, wenn er foltert oder mißhandelt. (. . .)

Wer z.B. war Peter Lorenz, warum wurde gerade er mitgenommen? Was für eine Bedeutung hatte er?

Lorenz als Vorsitzender der Berliner CDU und damaliger Parlamentsvizepräsident war – im großen politischen Rahmen gesehen – von geringer Bedeutung. Seine Wichtigkeit lag zur damaligen Zeit einfach darin, daß laut bürgerlicher Wahlanalyse die CDU stärkste Partei in Westberlin werden sollte. Also konnte es sich eine Regierungspartei überhaupt nicht leisten, einen Vorsitzenden der Opposition – die auch noch den stärksten Zuwachs bei bürgerlichen Wahlen bekommt – zu opfern. Die Bevölkerung hätte sich dann nämlich gefragt, ob da nicht ein lästiger Konkurrent geopfert wird, und zwar nicht, um die Autorität eines Staates zu retten, sondern um auf langfristig die eigene Partei zu stärken.

Mit dieser Konstellation begann die Zwickmühle für die Regierung und sie sollte sich noch weiter zuziehen. Sie setzte sich fort, in dem durch die Wegnahme eines Oppositionspolitikers von Anfang an ein Keil zwischen Regierung und Opposition getrieben wurde. Die CDU wollte ihren Mann mit Sicherheit nicht opfern, also war eine Einheitsfront der staatstragenden Parteien – gegen einenAustausch – solange unmöglich, solange die Bewegung 2. Juni die gestellten Bedin-

gungen nicht ins Unrealistische steigerte. Das war, wie wir ja wissen, nicht der Fall. (. . .)

Heute an die Aktion ranzugehen, ohne die Flugschrift der Bewegung 2. Juni – *Die Entführung aus unserer Sicht* – zu berücksichtigen, geht nicht. Genausowenig geht es heute, 4 Jahre danach (also 11 Jahre, jetzt, SF) noch genauso euphorisch heranzugehen, ohne all das zu berücksichtigen, was seitdem passiert ist. Eine nüchterne Betrachtung der Aktion hat nicht stattgefunden. Entweder wird sie als *Bullenaktion* diffamiert oder als großartig, proletarisch bejubelt. Eine Bullenaktion war sie schon deshalb nicht, weil sich Bullenaktionen immer gegen das Volk richten, niemals aber gegen die Herrschenden.

Ob die Aktion nun proletarisch war, darüber läßt sich streiten. Eher war sie *populistisch*. (. . .) In der Aktion steckten die Elemente, die jedes Volk besitzt, das sich wehrt, Phantasie, Entschlossenheit, List und Witz. Durch den reibungslosen Ablauf der Aktion und angesichts der politischen Umstände jener Tage, waren die Herrschenden gezwungen, die Bewegung 2. Juni als Verhandlungspartner zu akzeptieren. Damit hatte die Bew. 2.Juni bereits eines ihrer politischen Ziele erreicht.

Zum nächsten Ziel – der Befreiung von Gefangenen – muß wohl mehr gesagt werden. Denn man kommt an diesem Punkt nicht mehr an der zum Teil praktizierten These vorbei, daß Gefangenenbefreiung Taktik und Strategie jeder Guerilla sei.

Wenn Gefangenenbefreiung Taktik und Strategie der Bewegung 2. Juni gewesen wäre, dann hätten besser nicht die Gefangenen die Koffer gepackt, sondern die, die Aktion durchgeführt haben. (. . .) Eine Guerilla, deren Taktik und Strategie die Befreiung von Gefangenen sein soll, macht sich nicht nur lächerlich, sie lädt den Feind geradezu ein, die Gefangenen zu ermorden. (. . .)

Weil der Kampf gegen die Knäste nur ein Aspekt des gesamten Kampfes ist, kann die Befreiung der Gefangenen heute nur eine Taktik im gesamten Kampf sein, der darauf abzielt, die Ohnmacht der Menschen gegen die Allmacht und das Gewaltmonopol des Systems aufzuheben.

Die Befreiung von Gefangenen nun zur Strategie zu erklären hieße die Unterdrükkung in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen zu ignorieren, hieße auch, die kapitalistische Maschinerie nicht zu durchschauen. (. . .)

Selbst-Reflexion

In der *Entführung aus unserer Sicht* steht ziemlich deutlich, daß sich die Bewegung 2. Juni als Teil des allgemeinen Widerstandes begreift. Als Teil, weil ihr klar ist, daß Guerilla nichts anderes als eine *Methode* des politischen Kampfes ist, eine Methode unter vielen. (. . .)

Was hat die Aktion ausgelöst? – Sie hat neben der Anerkennung als Verhandlungspartner, der Befreiung von 7 Gefangenen, die Resignation in weiten Teilen der Linken aufgebrochen und vielen Genossen – aber nicht nur denen – gezeigt, daß das System zwar die Macht hat, diese Macht aber nicht unantastbar ist.

Die Bewegung 2. Juni hat gezeigt, daß es möglich ist, dem Regime der BRD eine Schlappe zuzufügen. (. . .) Klar, der Staat ist davon nicht demoralisiert oder gar schwer angeschlagen worden, so leicht ist das leider nicht. Aber sein Gewaltmonopol wurde durchbrochen. Es mußte einfach durchbrochen werden, um allen Leuten – die in diesem Land von Berufsverboten, von dem fastperfekten Überwachungsapparat, von Arbeitslosigkeit, vom Knast, von Horrorstadtteilen, von einer zerstörten Umwelt betroffen sind, Hoffnung und Mut zu machen. (. . .

Wir wollen auch auf die negativen Folgen der Lorenzaktion eingehen. Die Wut des Regimes hat sich nach der Freilassung von Lorenz natürlich gegen Menschen ausgetobt, die aus den Zwängen des Systems ausbrechen wollen. Gegen Jugendliche, die ihr Leben selbst organisieren wollen. Die Exzesse im Weissbecker- und Rauch-Haus sind Belege dafür.

Der Versuch die legale Linke und alle Menschen, die überhaupt aus dem Rahmen fallen, durch Razzien, Wohnungsdurchsuchungen und Bedrohungen einzuschüchtern, sind weitere Belege. Teilweise waren viele Genossen nach der Freilassung von Lorenz von der Repressionswelle wie gelähmt. (. . .)

Für uns heißt es, wenn der Gegner uns umzingeln will, ausweichen. (. . .) Einem Gegner ausweichen kann aber nur der, der sich nicht auf ein dogmatisches Konzept oder Rezept beruft: (. . .) Als neue politische Initiative müssen die beiden Aktionen betrachtet werden, die hier unter den Begriff *Negerkußbanken* laufen. Es wird zwar allgemein angenommen, daß es nur Spaß war, Negerküsse zu verteilen. Das ist aber ein Irrtum. Vermutlich hat es auch Spaß gemacht, viel wichtiger war aber, daß die Bewegung 2. Juni nach der Lorenzaktion nochmals deutlich machte, daß sie bei Aktionen – und auch sonst – Bonzen und Unbeteiligten unterschiedlich gegenübertritt. Der eine wird entführt, der andere kriegt Negerküsse.

Eine sozialrevolutionäre Gruppe überzeugt nicht nur durch die Stoßrichtung der Aktion, also den Inhalt – sondern sie wirbt auch durch die Form des Auftretens für sich. Und für richtige Inhalte sind auch nicht beliebig viele Formen verfügbar.

Zu einer Zeit, wo der Staatsapparat immer wieder seine Propaganda darauf abrichtete, daß Aktionen zur Gefangenenbefreiung nicht nur Figuren wie Lorenz, sondern auch jede Blumenfrau von der Ecke treffen könnte, war es besonders wichtig, eine Form des Kampfes zu wählen, die den Inhalt revolutionärer Politik transparent machen und die Staatspropaganda leerlaufen lassen sollte.



Photo: Manfred Kampschulte.

Unbeteiligte werden durch Aktionen der Bewegung 2. Juni nicht bedroht, das zu vermitteln war und ist wichtig. (. . .)

Es gibt genug bürgerliche Propagandisten, aber auch Genossen, die uns das imperialistische Lager als Einheit ohne nennenswerte Widersprüche verkaufen wollen. Als ein Lager, wo sich alles bedingungslos unter die Hegemonie der USA stellt.

Als Beweis solcher Thesen müssen immer die für uns alle so schön sichtbaren Bündnisse und sonstigen Vereine der Imperialisten herhalten. Einmal die *NATO*, einmal die *TRILATERALE*, einmal der *IWF*. All diese Bündnisse stellen sich uns als Bündnisse der »friedlichen« Aufteilung der 3. Welt durch den imperialistischen Block dar. Nur, so friedlich verlaufen diese Bündnisse der Imperialisten untereinander gar nicht. Zwar ändern sich die Formen des Kampfes untereinander permanent und sind oft nur schwer auszumachen. Wer aber die Statistiken des Waren- und Kapitalexports der Imperialisten nicht nur betrachtet sondern untersucht, wird sehr schnell feststellen, daß der Stahl-, Auto-, Textil- und Währungskrieg wie auch die Rüstung der Notwendigkeit entspringen, die Interessens- und Einflußsphären des eigenen Staates – als Sachverwalter des Kapitals – gegenüber den Konkurrenten auszubauen. Und weil dieser Konkurrenzkampf aufgrundenger gewordener Märkte immer schärfer wird, werden sich die Spannungen innerhalb des imperialistischen Lagers vergrößern. (. . .)

Wir stehen noch am Anfang der Spannungsstrategie und diese Entwicklung und auch die Taktiken der einzelnen kapitalistischen Staaten sind nicht einwandfrei zu durchschauen. Doch eins steht fest und zeichnet sich immer deutlicher ab: die Amerikaner wollen den immer stärker werdenden EG-Imperialismus als Konkurrenten schwächen. So sollte man auch nicht vergessen, daß in Amerika schon offen über Krieg in Europa und deren wirtschaftlichen Nutzen für die USA diskutiert wurde. (. . .)

Eine unserer wichtigsten Erfahrungen im Kampf ist es, sich niemals auf eine Form des Kampfes festzulegen. Das führt zum Dogmatismus, zum Fetischismus und letztlich zur politischen Erstarrung.

von Klaus Bittermann



Photo: Manfred Kampschulte

Bei der Stange bleiben – 20 Jahre danach

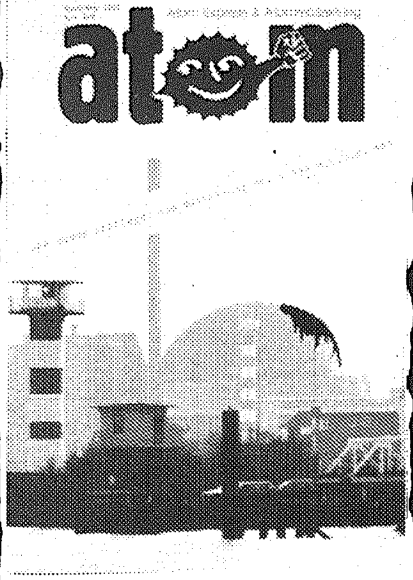
Wenn das menschliche Leben keine Zukunft mehr hat, scheint man sich an Gedenktage und Jahresfeiern zu orientieren und wenn den Zeitungen nichts mehr einfällt, läßt sich in Steins Kulturfahrplan immer etwas finden, was gewürdigt, gepriesen und einem Publikum aufgetischt werden kann, welches zwischen den konkurrierenden Gedenktagen langsam den Überblick verliert. Mitten in der 750-Jahrfeier, die nun dem unerschrockenen Berliner nach dem Motto »Dabei sein ist alles« nicht zur Last fällt, weil sein Innerstes schon jubiliert, wenn er von Ferne einem Staatsoberhaupt zuwinken darf, und welche anderen, denen die Langeweile eines Rentnerdaseins erst noch bevorsteht, vor allen Dingen an den überfüllten U-Bahnen und an den überall im Weg herumstehenden Touristen und Polizisten auffällt, mitten in diesem verordneten Rummel, in dem man mit stolzgeschwellter Brust die Tatsache feiert, daß die Berliner Mentalität ausgehend von ihren Ursprüngen in den teutonischen Urwäldern bis hin zur hochtechnologisierten Zivilisation unverändert und bieder geblieben ist, darin bestätigt sich ein weiteres Mal der Stand des vorherrschenden Bewußtseins, welches sich durch Mangel an Neugier auszeichnet und welches Schutz sucht beim Herkömmlichen und Gewesenen.

Mit der auf Jahreszahlen fixierten Erinnerungsarbeit, die im sprichwörtlichsten Sinne aufarbeitet, was die Gesellschaft an Untaten zu verantworten hat und sich deshalb als Methode des kollektiven Gedächtnisschwundes einer immer größer werdenden Beliebtheit erfreut, mit dieser Erinnerungsarbeit glaubt man nun auch dem Datum einer Geschichte beizukommen, die am *2.Juni* ihr zwanzigjähriges Jubiläum feierte.

Eine Ausstellung im Foyer der Hochschule der Künste hat die Erinnerung auf "Politischen Photographien" festgehalten, zwanzig Jahre nach dem 2.6.67 organisiert *Stattreisen* eine "Stadtrundfahrt durch die Geschichte der Studentenbewegung", zwei Wochen lang wurden im *Tommy-Weisbecker Haus* der "2.Juni 67 und die Anfänge der APO, oder: Die Geschichte einer Liebe" mit Workshops, Vorträgen, Gesprächen und Aktionen rekonstruiert.

In diesen Räumen war gleichzeitig eine als Ausstellung mißverstandene Dekoration zu sehen, wo verstreute Broschüren, Plakate und Zeitungsausrisse den vom workshopping müden Veranstaltungsteilnehmer, der in diesem Zeitungslabyrinth nur den Ausgang suchte, zur lustigen Schnitzeljagd aufforderte. In dieser diffusen Suche nach Vergangenheit war ein Hang zur ziellosen wie intensiven Recherche nach der Welt von Gestern zu bemerken, in dem "Die geistige Energie der Studentenbewegung und die Schwierigkeit, damit umzugehen" genauso abgehandelt wurde, wie der vom aktuellen Bezug nur so strotzende Dialog mit dem Titel "Marx und die Sprache der Steine". Die als Workshops getarnten kollektiven Plauderstunden spürten "APO-Material im historischen Schrank" auf, in dem jeder wühlen durfte, ohne sich mit der Frage quälen zu müssen, welchen Wert der leicht vergilbte Plunder für die heutige Zeit noch besitzt. So durften die Protagonisten der historischen Ereignisse wieder einmal ihre Geschichte erzählen und der nachfolgenden Pfadfindergeneration auf der Suche nach den Ursprüngen ihrer Schmalspurgeschichte darlegen, daß sie das Beste verpaßt haben.

Und als ob nicht diesem Jubiläum mit diesem Kauderwelsch z.B. eines *Rainer Langhans* Genüge getan wäre, wobei die abgrundtiefen Erkenntnisse dieses Innerlichkeitsapostels, begreift man sie als Konsequenz der damaligen Geschehnisse, ein guter Grund wären, dieFeier abzublasen, – hängten sich Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen an die alternativen Schrittmacher. Mit einem Aufmacher in der *taz* wurde der Reigen eröffnet und in einem dreiseitigen Artikel von *Klaus Hartung* konnte man noch einmal *genau* nachlesen, wie gemein damals die Polizei gewesen ist, die nach der vom damaligen Polizeipräsidenten *Duensing* empfohlenen Leberwursttaktik vorging. Abgebrüht von Bildern heutiger Demonstrationen hingegen, entlockten Aufnahmen der Ereignisse vom 2. Juni 67, die in einer Diskussionssendung vom NDR ausgestrahlt wurden, dem Moderator



Stefan Aust: »Das sieht ja alles ziemlich harmlos aus.« Und in der Tat liegt das erstaunliche, daß der 2. Juni zu einem historischen Datum werden konnte, zur Geburtsstunde der Studentenbewegung, in der Diskrepanz der Harmlosigkeit der Bewegung, die sich mit höflichen Protestnoten gegen eine restriktive Hochschulpolitik zur Wehr setzte, und den Reaktionen in der öffentlichen Meinung, in der ein sich an einem Protestplakat festklammernder Student zum Krawallmacher und potentiellen Amokläufer aufgebaut wurde.

In der Nordkette hatte *Aust* also zum Plauderstündchen geladen, um sich von Joschka Fischer, Tilmann Fichter, Peter Schneider und Bommi Baumann auf der einen Seite und von Sontheimer, Biedenkopf, Fetscher und Löwenthal auf der Gegenseite seine Lieblingsfrage erörtern zu lassen: »Hat sich die Republik geändert?« Und da sich in diesem Punkt alle einig waren, konnte man zum angenehmen Teil des Abends übergehen. Man wechselte Worte, ohne sich weh zu tun und man tauschte Erinnerungen aus als sei man auf einem Klassentreffen mit den alten Lehrern, denen man nach zwanzig Jahren nichts mehr vorzuwerfen hat und denen man nur beweisen will, daß man inzwischen besser Bescheid weiß als sie. So ging es vor allen Dingen um das bessere Erinnerungsvermögen und darum, ob schon vor dem 2.6. die Revolution auf dem Programm stand oder erst danach. Während also die großen Ereignisse vor allem in der Mimik Fischers ihren Verfall metaphorisch wiederspiegelten, wo eine im Fett zu ersticken drohende pausbäckige Rhetorik den besseren Demokraten zu verteidigen suchte, als den sich die ehemaligen Revolutionäre inzwischen verstehen, wurde es trotz Fichters schwäbelnder Belehrungen in der fast zweistündigen Sendung für fünf Minuten interessant, als von *Peter Schneider* die Amnestie für die ehemaligen Genossen ins Gespräch geworfen wurde, die sich etwas zu ernsthaft mit dem Gewaltmonopol des Staates auseinandergesetzt hatten. Aber ohne den Rahmen der Plauderstunde zu verlassen, wurde darüber in einer Beiläufigkeit geredet, die nicht im Entferntesten an die Notwendigkeit erinnert hätte, die sie für die Gefangenen hat. Als dann die kaum begonnene Diskussion von Stefan Aust mit einer Frage zum Erfahrungsschatzkästlein der Beteiligten abgebrochen wurde, konnte man das weder bedauerlich noch verwunderlich finden, und nur in Verwechslung der Talkshow mit einem über die Amnestie entscheidungsbefugten Gremium ließen Klaus Hartung in einem *taz*-Kommentar über die Sendung die bitteren Worte schreiben: »Das wäre vor 20 Jahren nicht geschehen.«

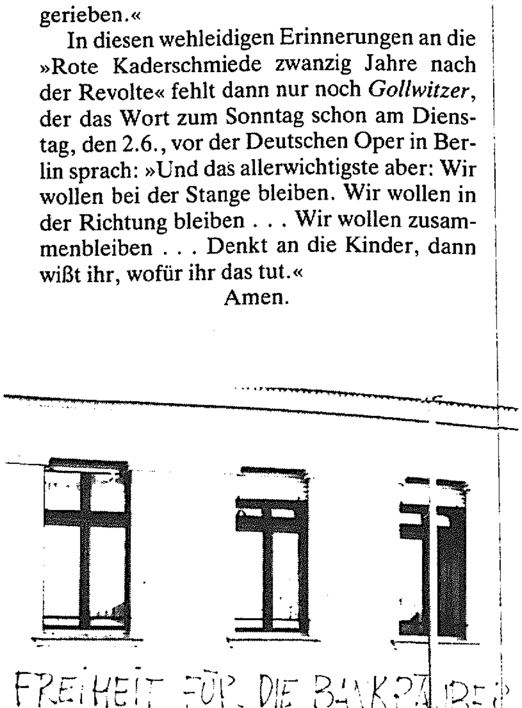
Wie wahr. Vor zwanzig Jahren wäre so allerhand nicht geschehen, so wären vor allen Dingen die in der *FR*, *ZEIT* und *Spiegel* veröffentlichten Erinnerungsartikel kaum möglich gewesen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man damals besseres zu tun hatte. So könnte es *Ekkehart Krippendorf*, wie er im Spiegel verrät, für seinen Frieden mit der Gesellschaft möglicherweise schon genügen, wenn man dem erschossenen *Ohnesorg* eineGedenktafel aus Bronze widmen würde und als Hinweis darauf, daß sein Vorschlag nun so abwegig auch wieder nicht ist, erzählt er von der Ponte Garibaldi in Rom, wo eine ebensolche Gedenktafel an einen ähnlichen Fall der »Gewalttätigkeit des Regimes« erinnert. Daß dies in der BRD alles nicht so ist, deutet Krippendorff als einen Mangel an politischer Kultur und fehlendem Geschichtsbewußtsein, was in der Konsequenz dazu führt, daß die GRÜNEN als »Abgeordnete zweiter Klasse« eine kümmerliche Existenz führen müssen, »ausgeschlossen« und »ausgegrenzt« von allen Ämtern und Entscheidungen.

Daß man in einer Oppositionspartei im Bundestag eine verfolgte Unschuld sieht, an der exerziert werde, was in Wirklichkeit gesellschaftliche Minderheiten erleiden müssen, heißt, im mittlerweile beliebt gewordenen Rollentauschspiel zwischen Verfolger und Verfolgten, sich als diskriminiertes Opfer zu wähnen, wo längst harte Profis die weichen Sessel der Macht drücken, heißt, die gesellschaftliche Realität verschönern, ein Anliegen, in dem man sich nicht nur mit Kohl einig zu sein scheint, heißt weiter, unter den Tisch zu kehren, was wirkliche gesellschaftliche Diskriminierung betrifft.

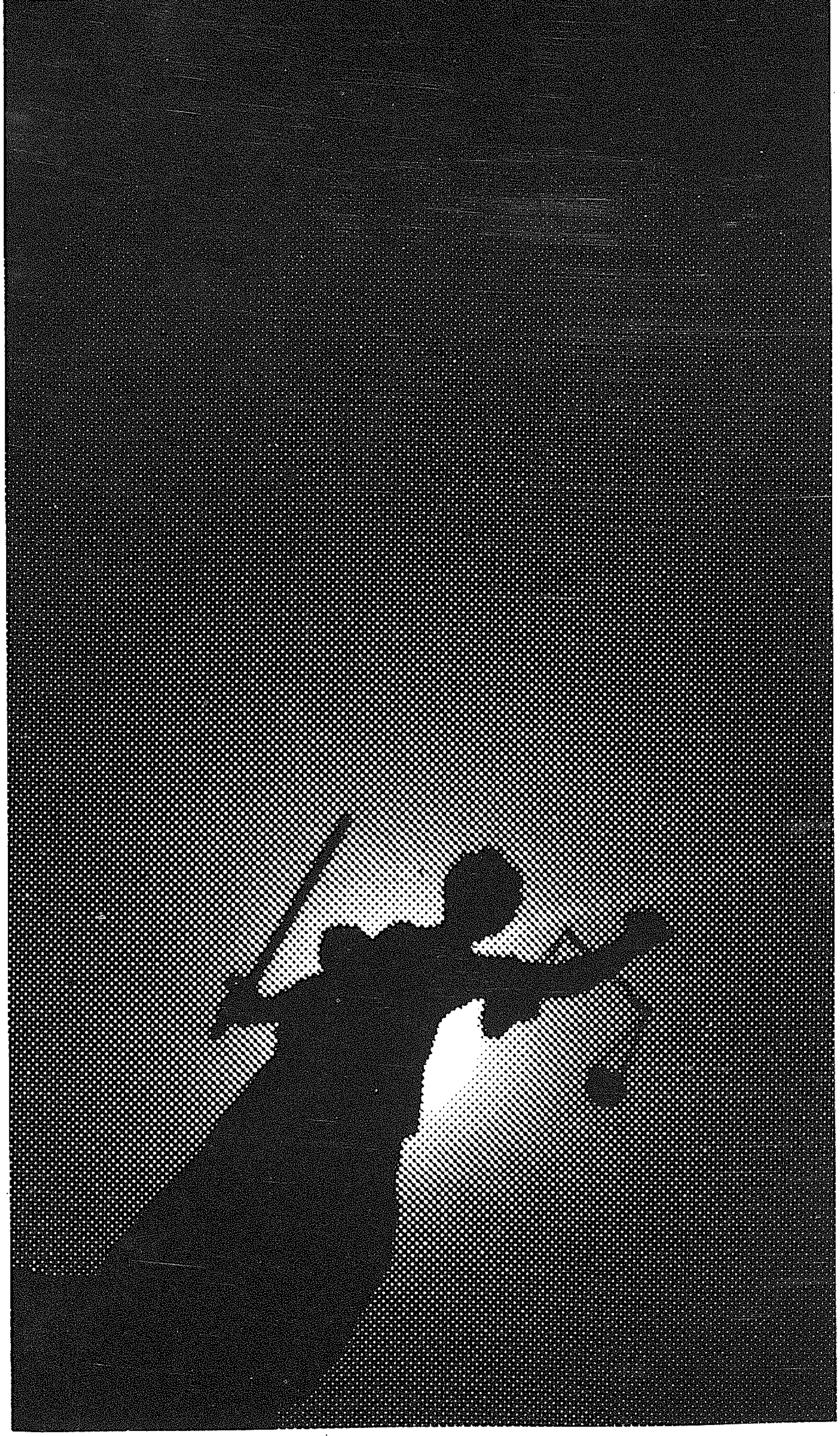
Erinnerungsarbeit kann man aber auch anders machen, wie *Uwe Wesel*, Professor für Rechtsgeschichte und Zivilrecht an der FU Berlin, in der *ZEIT* dargelegt hat. In melancholischer Stimmung begibt sich Wesel an die Uni, diesmal jedoch als Flaneur und feinsinniger Beobachter, der seinen tagtäglichen Weg zur Arbeit diesmal mit anderen Augen wahrnimmt, durch die Brille der glorreichen Historie und man sieht seine Augen förmlich glänzen, wenn er am geschichtsträchtigen Audimax vorbeikommt. Beim »Herumschnuppern« entdeckt er mit sicherem Instinkt Dinge, die ihm im Alltag verborgen geblieben sind. Zum Beispiel: »Die Studenten sind übrigens nicht so schlecht wie manche meinen.« Und weiter: »En passant mit dem typischen Problem eines Hochschullehrers beschäftigt, nämlich der Frage, wie erwecke ich in den Studenten mehr Interesse für meine langweilige Arbeit, grübelt Wesel so vor sich hin, um sich schließlich Dingen zuzuwenden, die ihm wirklich am Herzen liegen: der *Gremienpolitik* an der Hochschule und dem Problem, wie man eine Professur sicher im Kompetenzgerangel und vor Neidern bewahrt und seine Position zu den Konkurrenten ausbaut. Hier fühlt sich Wesel wohl, denn da ist alles wie damals in der Weimarer Republik: »Die Linken wollten alles, die Rechten auch, die Liberalen in der Mitte wurden aufgerieben.«

In diesen wehleidigen Erinnerungen an die »Rote Kaderschmiede zwanzig Jahre nach der Revolte« fehlt dann nur noch *Gollwitzer*, der das Wort zum Sonntag schon am Dienstag, den 2.6., vor der Deutschen Oper in Berlin sprach: »Und das allerwichtigste aber: Wir wollen bei der Stange bleiben. Wir wollen in der Richtung bleiben . . . Wir wollen zusammenbleiben . . . Denkt an die Kinder, dann wißt ihr, wofür ihr das tut.«

Amen.



Den Knast ent-tabuisieren . . . – Teil II



Wir haben in SF-24 eine Serie über bundesdeutsche Knastwirklichkeit begonnen, in der Absicht Knast zu »ent-tabuisieren«. Die Resonanz ließ (noch) weitgehend auf sich warten, obwohl die GAL-Thesen nicht ganz unproblematisch waren. Die Knastdiskussion auf den Libertären Tagen bestätigte uns jedoch, daß ein Problembewußtsein in der libertären Szene vorhanden ist und auch das Defizit gesehen wird. Direkte Auswirkungen hatte der Diskussionseinstieg nur insofern, daß die *FAZ* daraufhinwies und der Straubinger Knast die Seiten aus dem SF heraustrennen ließ, bevor er die Zeitschrift an die dortigen Bezieher aushändigte. **In dieser Nummer wollen wir mal ganz praktisch sein und die Bedingungen des baden-württembergischen Frauenknasts »Gotteszell« bei Schwäbisch Gmünd auflisten – nur um die Reglementierung bis ins kleinste Detail allen Bewohnern dieser freiheitlichsten Republik auf deutschem Boden zu präsentieren. Hinzugefügt werden muß noch, daß dies schriftliche Vorschriften sind und daß im Einzelfall der Anstaltsleiter auch willkürlich andere Anordnungen treffen kann – gegen die sich allerdings, vorausgesetzt frau kennt ihre Rechte, angehen läßt.**

wb

Mitgebracht werden darf:

Schreibmaterial:
10 Buntstifte
einige Kulis
Bleistifte
Füllfederhalter (keine Metallkappe, wegen Verdacht, als Instrument für Drogenpfeiffchen zu dienen)
Schreibpapier
ungefütterte Umschläge (in Verpackung)
Durchschlagpapier
33×80er Briefmarken
10 Bücher, 1 Taschenkalender, 1–2 Poster
Fotos (keine Polaroid-Sofort-Fotos)
1000 gr. Wolle (maschinengewickelt, originalverpackt)
2 Paar Stricknadeln
Geschirr, d.h. 1 Tasse, 1 Teller
1. Jogginganzug (nicht einfarbig blau, um nicht mit dem Gefängnispersonal verwechselt zu werden, das blau gekleidet ist)
4 Päckchen Zigaretten oder 3 Päckchen zum Selbstdrehen und Blättchen
Schmuck: Ehering, 1 beliebiger Ring
1 Paar Ohrringe (nur Stecker)
1 Kette
1 Armbanduhr oder 1 Wecker
Brille

Körperpflegeartikel:
1 Körpercreme
1 Kamm, Bürste
Pinzette
Zahnbürste
manchmal: Seife, Shampoo, Zahnpaste
Haargummis
Achtung: es darf nichts Aufgeklebtes reingenommen werden.

Ankunft und Aufnahme

An der Pforte müssen Ladung zum Strafantritt und Personalausweis abgegeben werden. In den sogenannten Effekten erfolgt dann die Personalaufnahme. Fragen nach Beruf und Familienstand müssen beantwortet werden. Es ist ratsam, die Frage nach Drogenabhängigkeit zu beantworten, da sonst bezüglich Besuch und Obstgeschenken mit Nachteilen zu rechnen ist. Ebenso ist es von Vorteil, eine Kontaktadresse von draußen anzugeben. Desweiteren werden Fragen nach Fremdsprachen, Erbkrankheiten, Arbeitsversicherung und Arbeitgeber gestellt.

Nach der Aufnahme muß sich frau ausziehen und es werden ihr Knastklamotten zugeteilt, wobei die Einkleidung von gefangenen Frauen vorgenommen wird. Es ist ratsam, sich beim Auswählen Zeit zu lassen, da die Kleider nur in besonderen Fällen umgetauscht werden dürfen. Auf Material und Größe achten. Die eigenen Kleider werden auf Wunsch gewaschen. Frau bekommt dann noch Bettzeug (4 Decken), Geschirr, wenn nötig Seife, Zahnpaste, Zahnbürste, Kamm ausgeteilt.

Tampons, Binden, Kleinkalibermedikamente und Putzmittel sind in den Gebäuden jederzeit verfügbar.

Nach 1–2 Tagen erfolgt eine ärztliche Untersuchung (Abstrich, Blutdruck, AIDS-Test, Wiegen, später TBC-Röntgen). Außerdem stellen sich die Sozialarbeiterin und der katholische Dekan, bzw. die evangelische Pfarrerin vor.

Zum Personal gehören neben den Vollzugsbeamtinnen 3 Psychologen/-innen, 4–6 Sozialarbeiter/-innen, 4 Lehrer/-innen und einige Polizisten.

Die Zelle
Die meisten Frauen sind in Einzelzellen untergebracht. In besonderen Fällen, die von der Ärztin bestätigt werden müssen, und bei Selbstmordgefahr wird frau in Zellen für mehrere Frauen untergebracht. In der Zelle befindet sich 1 Bett, 1 Tisch, 1 Schrank, 1 Regal, 1 Stuhl, 1 meist abgetrenntes Klo mit Waschbecken, Neonlicht und manchmal Vorhänge.

Während der Woche sieht der *Tagesablauf* auf der Zugangsabteilung folgendermaßen aus:
5.30 Uhr Wecken bzw. Aufschluß
7.30–11 Uhr Einschluß
11.30 Uhr Mittagessen
13.00–14.00 Uhr Hofgang
14.00–16.30 Uhr Einschluß
16.30 Uhr Abendessen
17.00–18.00 Duschen
18.30 Uhr Einschluß in Zelle oder Gemeinschaftsraum
22.00 Uhr Einschluß in Zelle
23.00 Uhr Licht wird zentral ausgeschaltet, mittwochs und samstags erst um 24.00 Uhr.
Die Zellen sind feiertags bis 14.30 oder 17.30 geöffnet. Nach etwa einer Woche erfolgt die Verlegung vom sog. Zugang in:
Zellenbau (Kurzstrafen)
Neubau (Langstrafen)
Jugendabteilung
Junge Erwachsenen-Abteilung (bis 25 Jahre)
Mutter-Kind-Abteilung (Kinder bis 3 Jahre)
Freigängerinnen-Wohngruppe
Frau muß mit Verlegungen rechnen, da Platzmangel herrscht.

Arbeit
Während der Zeit auf der Zugangsabteilung kommt der Arbeitsinspektor, der die Arbeit zuteilt. Es besteht Arbeitspflicht. Die Arbeitszeit geht von 7.15 Uhr bis 15.15 Uhr.
Von der Arbeit freigestellt wird nur diejenige, die:
1. aus gesundheitlichen Gründen nicht arbeiten kann. Ab 65 Jahren muß frau nicht mehr arbeiten.
2. von der Arbeit aus anderen Gründen freigestellt ist, z.B. Prüfungsvorbereitung (Bestätigung der Ausbildungsstelle).

Wer die Arbeit verweigert, der droht meistens Freizeitverbot und Einkaufssperre (ohne Arbeit kein Lohn, kein Taschengeld). Bei längerer Arbeitsverweigerung droht für einige Tage der Bunker, eine Isolierzelle ohne Kontakt zu anderen Gefangenen. Zum Waschen wird morgens ein Eimer Wasser in die Zelle gestellt, die Toilettenspülung wird von außen betätigt. Die Kleidung ist auf Pyjama beschränkt. Als Lektüre steht lediglich eine Bibel zur Verfügung.

Arbeitsmöglichkeiten
Bügelei, Näherei, Dias zusammenstecken, Wäscherei, Küche, Putzfrau, Hausmädchen u.a.
Der Lohn beträgt 79–109 Pf/Std.
Bei Langzeitstrafen besteht die Möglichkeit einer Malerinnen-, Näherinnenlehre und Schulbesuch.

Einkauf
Vom eigens mitgebrachten Geld darf in den ersten 4 Wochen für 67 DM eingekauft werden. Kaffee und Tabak, die frau gleich am Anfang erhält, wird vom mitgebrachten Geld bzw. Taschengeld, das bei nicht selbstverschuldeter Arbeitslosigkeit beantragt werden kann, einmal monatlich eingekauft (Haupteinkauf). Schreibmaterialien und Obst können zusätzlich im Nebeneinkauf besorgt werden.

Pakete
1 Wahlpaket 3 kg
1 Weihnachtspaket 5 kg
1 Osterpaket 3 kg
Alles muß in Originalverpackung versandt werden. Zum Inhalt siehe Informationsblatt der Anstalt. Die sogenannten Paketmarken müssen beantragt werden.

Besuch
Die Besuchszeit beträgt im Monat 1 1/2 Stunden, die in dreimal 1/2 Stunde bzw. 1 Std. und 1/2 Std. teilbar sind. Der Besuch wird optisch, in besonderen Fällen auch akustisch überwacht. Teilweise muß mit langen Wartezeiten gerechnet werden, da nur 3 Besuchszellen zur Verfügung stehen.
Besuchszeiten: Do 13–18 Uhr
Sa/So 9–18 Uhr
Bis zu 3 Besucher/-innen sind gleichzeitig erlaubt (AusweisBerforderlich). Es dürfen *1 1/2 kg Obst* mitgebracht werden und *6,20 DM* für Zigaretten und Kekse (zu kaufen bei der Vollzugsbeamtin) ausgegegeben werden. Die sog. *Paketmarken* (für Bücher, Wolle u.ä.) können bei der Besuchszeit übergeben werden (Ohne Marke kommt nichts an). Bei Strafe wg. Betäubungsmittelgesetz darf nur durch Trennscheibe gesprochen werden.

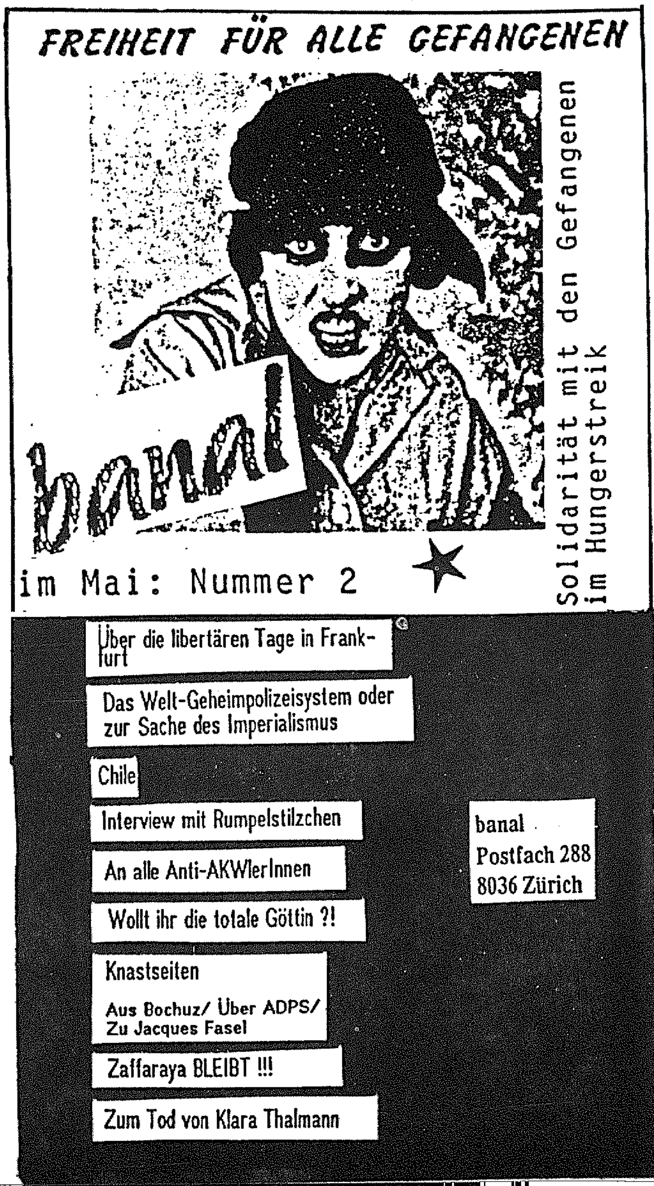
2×2 Stunden dürfen *Kinder* (bis 14 Jahre) in einem getrennten Raum ohne Überwachung ihre Mütter besuchen.

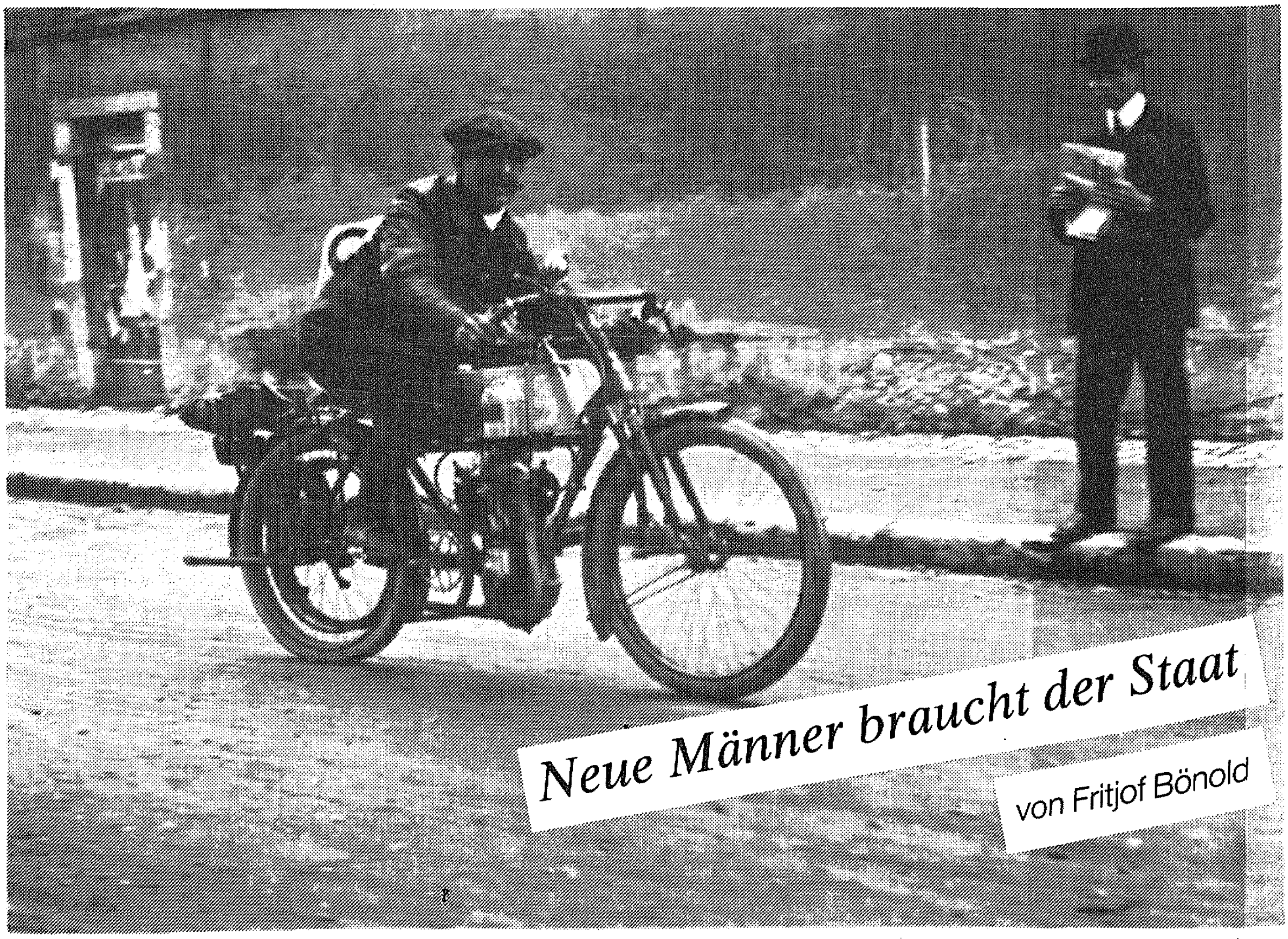
Freizeitgestaltung
Jede Teilnahme an einer Freizeitgestaltung muß mit einem sog. *Rapportzettel* beantragt werden. Angeboten werden u.a.: Malkreis, Chor, Sport, Gesprächskreise, Theatergruppe, Backkurs, Yoga, Mitarbeit bei der Gefängniszeitung (nicht bei Haft unter 6 Monaten), vierzehntägig können bis zu 6 Bücher aus der Gefängnisbücherei ausgeliehen werden. Sonntags ist abwechselnd katholisch/evangelischer Gottesdienst.

Essen/Diät
Das Mittagessen besteht fast immer aus Fleisch (oft Innereien), Salat und Reis, Kartoffeln oder Knödel. Obst und Milchprodukte sind rar. Es gibt eine Abnahme-Diät, Eiweißaustauschkost kann frau in der Gemeinschaftsküche kochen.

Medizinische Versorgung
Ein Zahnarzt und ein Frauenarzt kommen wöchentlich. Eine Allgemeinärztin hat täglich Sprechstunde.

(Anmerkung: Die Situation in den Gefängnissen ist von Ort zu Ort und von Anstaltsleitung zu Anstaltsleitung verschieden, und das hat natürlich Methode; deshalb ist dies nur als Beispiel zu verstehen und manche wird sich böse wundern, wenn sie schlimmeres erlebt; d.h. es muß sich jede/r vor eventuellem Knastantritt selbst über die Knäste erkundigen, die für sie/ihn landesweit in Frage kommen.)





Neue Männer braucht der Staat

von Fritjof Bönold

Photo von Jacques-Henri Lartigue

Da steht er nun, der Mann und soll *neu* werden! Die Frauen fordern das ja. Nun wird das von Männern versucht; die einen schauen abschätzig die angeblich »neuen« Männer an; andere müssen mithalten, der Rest enthält sich jeder Meinung und bleibt lieber Softie. Da gibt es den netten Mitarbeiter (vielleicht ist er ja schwul) oder den Autonomen, der ja hart sein muß. Jetzt wird der Mann völlig irritiert, die Frauen wollen nicht mehr mit ihm schlafen, die Männer aber!

Feminist darf er nicht sein, schwul schon, kann er aber nicht . . .?!

Geschichte

Was hat nun der *neue* Mann mit Arbeit zu tun?

Fangen wir am Besten mit einem kurzen geschichtlichen Einblick in die Rolle des *alten* Mannes in der Ökonomie an. Während der Industriellen Revolution vollziehen Wissenschaft und Wirtschaft den Sprung ins Technische Zeitalter und zeugen den Bastard Kapitalismus. Gott wird infragegestellt und mensch versucht so die Ohnmacht des Ausgeliefertseins an die Dogmen der Kirche durch die Allmacht der Ratio zu überwinden.

Männer ordnen sich dabei die positiven Werte zu (*intellektuell, zielstrebig, allmächtig*), Frauen kriegen die negativen ab (*dumm, gefühlsbetont, ohnmächtig*), was die körperliche Unterdrückung und materielle Abhängigkeit aus dem späten Mittelalter (Verdammung zu Hexen, Unterordnung unter den Mann in der Großfamilie) um eine Dimension erweitert hat.

Die damals neue Rolle des Mannes, die grob gesagt darin bestand, keine Gefühle zeigen zu dürfen (in der Arbeitswelt ist kein Platz für Gefühle), sicherte zwar die Macht über die Frauen, hatte aber auch ihre negativen Seiten:

– keine gleichwertige Beziehung zu Frauen war mehr möglich, entweder war frau Hure oder Mutter
– homosexuelle Neigungen werden vom Ich abgespalten und in der Gesellschaft diskriminiert
– mann baut seine Identität über entfremdete Arbeit auf
– der Mann durfte auf keinen Fall seine Gefühle wie eine Frau verarbeiten, also schwach, leidend, unsicher, er schloß die Augen und wurde zum Gefühlsbulldozer und Malocher
– Personen, die der männlichen Rolle nicht entsprechen wollten oder konnten, wurden (werden) als weiblich diffamiert (*dumm, faul, arbeitsscheu*)
– Männer waren weiterhin die Leichen der Kriege, aber auch ihre Helden.

Diese Herrscherrolle mit ihren negativen Nebenwirkungen ist *heute noch* Ausgangspunkt und Hemmnis, weil wir Männer durch Erziehung auf diese Rolle sozialisiert wurden und es schwer ist, Herrschaft abzutreten.

Geschichte und Politik nach '45

Nach '45 kam es unserer Ansicht nach nicht zu einer Wiederherstellung der Arbeiterklasse, die von den Nazis zerstört wurde. Der von den Alliierten installierte DGB, die von ihm mitpropagierte Sozialpartnerschaft, im Wesentlichen nichts anderes als ein Abziehbild der Nazi-Volksgemeinschaft, veränderte die Identität und das Klassenbewußtsein der Arbeiter hin zum Bürger. Hinzu kam der wachsende materielle Wohlstand, das Eingebundensein als Vater oder Mutter in der Kleinfamilie, diesich erweiternden Freizeitmöglichkeiten (erst arbeiten, dann fressen, ficken, fernsehen), das alles führt dazu, daß die arbeitende Bevölkerung sich heute als mitarbeitende Bürger sehen, aber nicht mehr als klassenbewußte Arbeiter.

Die sozialistische Frauenbewegung des vorigen Jahrhunderts existierte nicht mehr, die jetztige Frauenbewegung setzte eher eigene Akzente als sich an der Tradition festzuhalten. Dieser neuen Frauenbewegung haben wir auch die Erkenntnis zu verdanken, daß es nicht reicht das System zu ändern und daß sich dann als Nebenprodukt die Männer vom Patriarchat lossagen. Ein Großteil der Frauenbewegung scheint vom umgekehrten Weg überzeugt zu sein, erst den Menschen ändern, dann die äußeren Bedingungen. In der aktuellen Politik melden sich die GRÜNEN, die viel Frauenbewegung aufgesogen haben, mit ihrem Anti-Diskriminierungsgesetz parlamentarisch zu Wort (während der Kampf um §218 von der Frauenbewegung noch eher außerparlamentarisch geführt wird). Mit dieser Gesetzesvorlage soll die Quotierungsforderung zum Gesetz erhoben werden, die Männer, die nicht wollen, sollen also ihre Arbeitsplätze an Frauen abgeben *müssen*. Offenbar muß in Deutschland alles über Gesetze geändert werden, deswegen haben wir auch soviele.

Neue Männer braucht der Staat

Männer arbeiten heute schon verstärkt im sozialen Bereich, Büroarbeit, entgarantierte und schlecht bezahlte Arbeit . . . Dazu sind neue Charaktere und Rollen nötig. Als allerneueste Tendenz scheint sich nun abzuzeichnen, daß nicht nur die Frauen, sondern auch der Staat Interesse an einer Änderung des Männerbildes zeigt!

Daß dies uns einer Abschaffung des Patriarchats weniger näher bringt, als vielmehr, im Rahmen der Umstrukturierung der Arbeitswelt, einem Optimieren der Arbeitskraft zu dienen, liegt auf der Hand. Das heißt: vom *neuen Mann* zu reden, heißt von *neuer Arbeit* zu reden. Dies erscheint uns auch logisch aus der Erkenntnis heraus, daß die Frauenbewegung erst dann von Staat und Wirtschaft ernstgenommen wurde, als Frauen auch verstärkt in der Produktion benötigt wurden.

Hier spätestens zeigt sich die *Zweischneidigkeit des Subjekts neuer Mann.*
1. Gibt es klare Interessen des Staates/Kapitals an einem neuen Mann und
2. Ist auch ein berechtigtes Interesse von Seiten der Männer da, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen.

Am besten für das Herrschaftssystem ist ein flexibler, sich emotional z.T. selbst aufbauender Mann, der bei Arbeitslosigkeit das Saufen nicht anfängt, der (ver-)fügsamer, spätestens bei der Arbeitslosigkeit (weil er Arbeit zur Identitätsfindung braucht) auch Verantwortung übernehmender Mann, der entgarantierte Arbeit macht (ohne Versicherungen etc.) und auf steigende Belastungen in der Arbeit mit der »Logik 35h auch ohne Lohnausgleich sonst geht es ja unserer Wirtschaft schlecht« antwortet.

Ein solcher Mann senkt die Kosten im Gesundheitswesen, in der sozialen Befriedung und ist auch sonst viel netter. D.h. er ist selber dran interessiert, daß es seinem Körper besser geht etc., was das oben genannte zur Folge hat. Es fällt auf, daß der neue Mann Eigenschaften annehmen soll bzw. anstrebt, die bisher *weiblich* waren: »Alles, was Frauen tun, muß Frucht bringen . . . das gilt nicht nur für die Kinder, sondern auch für die sonstige Lohn- und Hausarbeit, die zusätzliche emotionale Zuwendung an die Kollegen, die Freundlichkeit, die Unterwürfigkeit, das immer-zur-Verfügung stehen, das Alle-Wunden-heilen, das sexuell-zur-Verfügung-stehen, das alles-wieder-in-Ordnung-bringen und sich-Verantwortlich-fühlen, das sich-aufopfern, . . . das emotional-sein, das Durch-

Neue Arbeit — was heißt das?

– die neue technologieangepaßte Arbeit erfordert nicht mehr den alten Malocher
– die Profite werden heute weniger über die Produktion als vielmehr über
a) Optimierung der Bürokratie (tertiärer Sektor) durch EDV, Dezentralisation, cash flow, Multinationalität
b) Rationalisierung und Erschließung von High-Tech-Märkten (AKW, Weltraum, Computer)
c) eine weitere Teilung der arbeitenden Bevölkerung in Garantierte und Entgarantierte erreicht.

D.h. konkret: die Arbeitswelt ändert ihr Gesicht. Der Rückgang der gesellschaftlichen (Gesamt-)Arbeit findet seinen Niederschlag in befristeten Arbeitsverträgen, Kurzarbeit, Heimarbeit, Kapazitätsorientierte variable Arbeitszeit, Flexibilisierung oder im besten Fall einfach Arbeitszeitverkürzung. Hinzu kommt, daß sich die Art der Arbeit ändert, für Frauen z.B. Büroheimarbeit am Telefonterminal auf Abruf anstatt im Büro.



Federico Maria Poppi, [Scherzi sull'erba].

Der neue Mann zwischen Kapital und Bauchnabelpolitik

Hin und wieder soll es nun vorkommen, daß Männer Bücher lesen, die sich kritisch mit ihrer Herrscherrolle auseinandersetzen und feststellen, was für Kotzbrocken sie sind oder sie kriegen es einfach ins Gesicht gesagt. – Plötzlich kommen einem Zweifel an sich selbst und der eigenen Männlichkeit.
Diese Zweifel teilt auch das Kapital! (»Ich glaube, die Umstrukturierung "unserer Ökonomie" wird der Versuch sein, das weibliche Arbeitsvermögen auch den Männern anzuerziehen und aufzuzwingen, soweit möglich!« – Claudia v. Werlhof, in: *Die Krise*).

halten wie bei einem Soldaten.« (Claudia v. Werlhof aus *HERRMann Nr.6*) Das wird nun auch verstärkt von Männern verlangt und dies ist bewußte Methode, wie so viel in diesem Staat, wie folgendes Zitat (aus *HERR-Mann 3/85*) zeigt:

»Die CDU und ihre "neue Familienpolitik" – Woher weht plötzlich der Wind der CDU? Die berufstätigen jungen Frauen laufen der CDU als Wählerinnen davon. Da spricht der Generalsekretär. Die jungen Frauen haben immer weniger Lust, Kinder zu kriegen und dafür ihren Beruf an den Nagel zu hängen. Nach einem Kind reichts den meisten. Da wacht der Familienminister auf.

Die taz konstatiert dankbar: »Selten hat Frauenpolitik eine so tragende Rolle auf der politischen Bühne gespielt.« »Die neue Partnerschaft«: Geißler appelliert an die Männer, mehr Hausarbeit zu übernehmen, in Parteien, Ämtern, Unis und Betrieben, vermehrt höhere Positionen für Frauen freizumachen. *Appelle*, die nichts kosten. *Köder* (Erziehungsgeld, Rentenausgleich) hat er ausgelegt. Frauen sollen Kinder kriegen, also müssen sie auch wollen. Auch Männern soll gleichberechtigt Erziehungsgeld gestattet werden.Das klingt fortschrittlich. Aber ein Mann wird bei den paar Märkern so schnell nicht anbeißen und seinen Job aufgeben. Deshalb fordern Feministinnen, daß Mutter und Vater nur dann das Geld bekommen, wenn beide sich die Erziehungsarbeit teilen.

Bürgerlicher Idealismus (Appelle an die herr-schenden Männer), garniert mit einigen materiellen Anreizen, soll das Patriarchat stürzen. Pünktlich zum Jahr 2000 verspricht er den Frauen Emanzipation in Beruf, Familie und Politik. Dem Kapital ist das Geschlecht doch egal, sagt sich der Geißler. Das könnte er von seinen Intimfeinden, den Sozialisten, abgeschrieben haben. Die Zweckrationalität des Profits kennt kein Geschlecht. Nur die Unvernunft der Männer hält die Frauen an ihrem Platz. Aber siehe, die Aufklärung ist schon da. Eins muß man ihm lassen, dem Heiner, er ist tausendmal geschickter als die frauenhasserischen Maskulisten. Seinen Job wird er für Frauen nicht räumen und der Wirtschaft geht er mit seinen feministischen Sprechblasen auch nicht ans Eingemachte. Eine neue Variante im Kampf der Geschlechter; **feministisch reden**, die Frauen beruhigen, daß ihre Interessen am besten in seiner Hand (und der Partei) aufgehoben seien und dabei weiter die Privilegien und die Knete behalten. Statt die Feministinnen zu bekämpfen, ist es klüger, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie somit abzubrechen. Ein paar nette männeremanzipierte Worte sind noch keine revolutionäre Tat.«

Neben dieser ›politischen Ebene‹ gibt es die zweite Ebene der ›persönlichen Betroffenheit‹. Diese, hier viel zu wenig berücksichtigte *Betroffenheit* hat sicher viele Ursachen und zeigt sich in der Unzufriedenheit der Männer an ihrer traditionellen Rolle im Verhältnis zu Schwulen, zu Frauen, zu Kindern, Umwelt, zu anderen Männern in Arbeit, Politik und sonstigen Männergruppen . . . – Soziologen beweisen heute, daß sich – in einer Lage vornehmlicher sozialer Abgesichertheit! – ein Wertewandel vollzieht: Die Verfügsamkeit und Bereitschaft zur Askese lassen nach, Autoritäten werden angezweifelt oder sogar verworfen (*neuer Anarchismus*). Es vollzieht sich kein Lohnkampf heute, sondern ein Kampf um die Werte! Doch das System hat uns schon überholt und will uns stoppen in unserer Entwicklung und auf seinen Weg locken/zwingen. Lassen wir es rechts liegen und gehen unseren eh schon schwierigen Weg weiter. Daß dieser Weg aus unserem Alltag kommen muß, ist klar, daß er aus unserem Alltag *heraus* kommen muß auch.

Widerstandsformen

In der konkreten politischen »Arbeit« halten wir es für notwendig, dem »Kampf« gegen Lohnarbeit den »Kampf« gegen das Patriarchat gleichzusetzen, gerade auch in der autonomen/libertären Politik hinzuweisen auf diese beiden Säulen, auf der Herrschaft heute steht. (Zit. E. Pilgrim: »Mein Interesse gilt dem Problem: Abschaffung des Kapitalismus – Abschaffung des Patriarchats. Meine Erfahrung hat mich gelehrt: Abschaffung des Kapitalismus bedeutet nicht Abschaffung des Patriarchats«)

Gerade in den sich jeder gewerkschaftlichen Organisation entziehenden neuen Arbeitsbereichen, die wir geschildert haben, könnte explosive autonome/libertäre Politik entstehen, falls es gelingt frühzeitig Bewußtsein zu bilden und sich dann zu organisieren. (Nicht umgekehrt!) Voraussetzungen hierfür wären, immer wieder gesellschaftliche Entwicklungen zu analysieren, derArbeitsmarktlage und -situation auf den Puls zu fühlen und letztlich Widerstand zu leisten. Im privaten Bereich wäre es mehr nötig, gemeinsame Lebensformen zu leben und so der Isolierung in der Kleinfamilie oder ähnlichem zu entkommen, die Rollenfixierung in der Erziehung zu verhindern. Aufbau von Männer- und Frauengruppen und was euch sonst noch so eingefallen ist und einfallen wird . . . Das System macht keine Fehler, es ist der Fehler!

P.S.: *Es gibt eine Arbeitsgruppe zu obigem Thema: Männerplenum (Raum Nürnberg-Fürth), DESI, Brückenstraße, erster Freitag im Monat, 20 Uhr, L-Raum.*

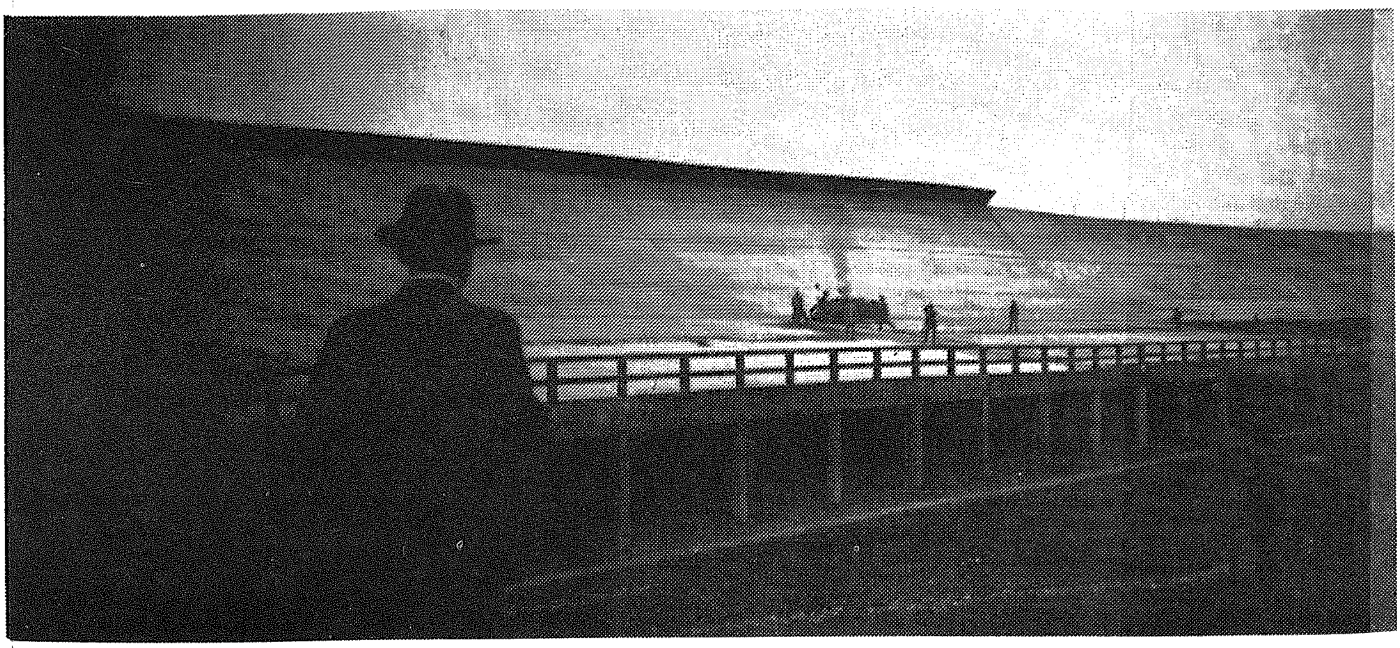


Photo von Jacques-Henri Lartigue

Streiks in Frankreich – die Loslösung von den Gewerkschaften?!

von U. Haseloff



Nach Jahren der gesellschaftlichen Erstarrung in Frankreich, entwickelte sich in diesem Winter überraschend eine umfangreiche Streikbewegung. Zunächst traten die Studenten und Schüler in einen unbefristeten Streik, der alle Universitäten erfaßte und nach dem Tod eines Studenten durch die Polizei mit einer Niederlage der Regierung endete. Kurze Zeit später begannen die Eisenbahner einen ebenfalls unbefristeten Streik, bei dem immer die Möglichkeit der Ausweitung auf andere Sektoren bestand.

Die Studentenbewegung zeichnete sich zwar durch eine eigene, basisorientierte Organisationsform aus, blieb aber inhaltlich sehr begrenzt und war deshalb durch die Rücknahme des Gesetzesvorhabens, das den Streik ausgelöst hatte, leicht zu befrieden.

Hingegen brachte der Eisenbahnerstreik eine wirklich neue Qualität der Klassenauseinandersetzung: unabhängig von und zum Teil *gegen* die Gewerkschaften traten zunächst die Lokführer, später fast alle Eisenbahner in einen nicht befristeten Ausstand, den sie knapp einen Monat durchhielten und der zu einem Teilerfolg führte.

Die Eisenbahner organisierten sich selbst – und damit stand zum ersten Mal seit dem Mai '68 in Frankreich, ähnlich wie im »Heißen Herbst« (1969) in Italien, wieder die Autonomie (Selbstbestimmung) der Arbeiterklasse auf der Tagesordnung. Inhaltlich spannend, daß es nicht wie bei vielen Arbeitskämpfen der letzten Jahre um den Erhalt der Arbeitsplätze ging (wie z.B. beim englischen Bergarbeiterstreik), sondern um insgesamt bessere Arbeitsbedingungen – und das unter den massiven Angriffen des Kapitals und der drohenden Lawine der Massenarbeitslosigkeit. (...)

Neoliberalismus in Frankreich

Die neue französische Regierung, seit einem Jahr im Amt, hat zahlreiche Maßnahmen zugunsten der großen und mittleren Unternehmen, der Spitzenverdiener und mehrfachen Millionäre, der Bankiers, Spekulanten, Wirtschaftskriminellen, der Grundstücksbesitzer, der reichen Erben, kurzum für das Kapital und Großkapital beschlossen. Für sie wurden jede Menge Steuern und Abgaben abgeschafft oder gesenkt, die Kontrolle ihrer Geschäfte gelockert. 65 Unternehmen mit 755 000 Beschäftigten sollen in den nächsten fünf Jahren privatisiert werden, die Aktien dieser Unternehmen zum Schleuderpreis abgegeben, Preisstop und Mietpreisbindung aufgehoben werden.

Auch die Bauern, die Zuwendungen unter der Tarnbezeichnung »Inflationsausgleich« erhielten, und die Ärzte, die ihre Honorare erhöhen durften, haben ihren Teil abgekriegt. Die Summe dieser umverteilten Mittel beläuft sich laut einer Angabe Chiracs, beider bezweifelt werden darf, ob sie nicht zu niedrig angesetzt ist, auf 12 Milliarden Mark.

Für den »Rest« des Volkes sind die Aussichten weniger rosig. Schließlich müssen die enormen Summen von irgendwem erarbeitet werden. Und dafür soll immer länger bei real sinkendem Stundenlohn gearbeitet werden. Die französische Regierung plant deswegen eine neue Arbeitszeitregelung endgültig durchzubringen. Danach braucht die Wochenarbeitszeit von 39 nur noch über einen längeren Zeitraum hinweg erreicht werden;

durch eine einfache Betriebsvereinbarung kann sie aber jederzeit auf 44 Stunden, mit einem Branchenabkommen auf 46 Stunden erhöht werden, ohne daß Überstundenzuschläge zu zahlen sind. Es wird leichter, Leute zu entlassen, Nachtarbeit für Frauen wird zugelassen, es wird mehr prekäre Arbeit geben. Der Lohnstop bleibt...

Das alles hält die Regierung aber nicht davon ab, eine »Politik für die Benachteiligsten« zu propagieren. Und wahrhaftig sollen auch Mittel in der Größenordnung von 1% im Verhältnis zu oben genannten Steuergeschenken lockergemacht werden.

Der Zweck?

Vorrangiges Ziel auch dieser französischen Regierung ist die Verbesserung der Weltmarktposition des französischen Kapitals. Das ideologische Fundament ist der Neoliberalismus: Der Staatsapparat leistet der Wirtschaft jegliche durchsetzbare Hilfestellung, getreu der Devise ›allgemeiner Wohlstand breche aus, wenn die Wirtschaft nur ungestört wirtschaften könnte‹. Nur werden die Unsummen an Steuergeschenken in der Regel überwiegend als Rationalisierungsinvestitionen eingesetzt.

Sanierungsplan SNCF/Lokführerstreik '85

Oberflächlich gesehen war der Streik bei der SNCF (staatliche frz. Eisenbahngesellschaft) ein spontaner, wilder Streik, dessen Hauptgrund die Unzufriedenheit der Lokführer mit der neuen Lohnstruktur (*grille des salaires*) und ihren Arbeitsbedingungen war. Doch diese Unzufriedenheit hat eine längere Geschichte. Schon die »sozialistische« Regierung forcierte die Sanierung des Staatsbetriebs. Im April 1985 beschlossen Staat und Direktion der SNCF einen Fünfjahresplan (85–89), dessen Ziel eine ausgeglichene Bilanz bis zum Jahr 1989 ist. Im Rahmen dieses Plans soll beispielsweise das Defizit von 1,2 Milliarden Mark von 1986 auf 700 Millionen Mark im Jahr 1987 vermindert werden.

Dieses Ziel soll durch geringere Investitionen (die übliche Bevorzugung des Straßenverkehrs zuungunsten des Schienenverkehrs), hauptsächlich aber duch umfangreiche Rationalisierungen und Senkung der Lohnkosten erreicht werden. Jahr für Jahr wird die Belegschaft um 5–6000 reduziert. Allein 1987 um 8200 (von 233600 auf 225400). Zudem wird von der Belegschaft eine große örtliche Mobilität gefordert und sie soll in verschiedenen Bereichen einsetzbar sein. Durch den vermehrten Einsatz von Springern soll es zu einer möglichst lückenlosen Auslastung des Personals kommen. Für die Lokführer bedeutete dies konkret, daß vor drei Jahren der zweite Mann im Führerstand wegfiel, sie häufiger auswärts übernachten und immer schneller abrufbereit sein müssen.

Die geringeren Investitionen, die sich auf den Güterverkehr (mit einer möglichen Tendenz zur Privatisierung) und den Ausbau des Schnellzug-(TGV-)Netzes konzentrieren, führen dazu, daß Investitionen in die technische Sicherheit des schon bestehendenNetzes vernachlässigt werden. Als genau diese Ursachen 1985 zu einer Reihe von schweren Eisenbahnunglücken mit fast 100 Toten führten, waren die Schuldigen schnell gefunden: die Lokführer – menschliches Versagen. Sie wurden in der Öffentlichkeit zum Sündenbock abgestempelt. Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten sollten erneut überprüft werden.

Diese zusätzliche Kontrolle brachte das Faß zum Überlaufen. Am 30.9.85 traten die Lokführer vom Eisenbahndepot in Chambery spontan in Streik. Dieser griff wie ein Buschfeuer um sich, und einen Tag später befanden sich alle 94 Depots Frankreichs in einem von den Gewerkschaften *nicht kontrollierten* Streik mit einer Beteiligung von 85–100%. Kein Zug fuhr mehr. Die Direktion lenkte sofort ein, strich die zusätzliche Kontrolle und sagte Verhandlungen über die technische Sicherheit zu. Die Lokführer wurden sich ihrer Macht bewußt.

Pläne der Direktion für 1986
Neue Lohnstruktur
Forderung der Streikenden

Doch schon 1986 wurde klar, daß die Direktion unbeirrt an ihren Plänen festhielt. An den schlechten Arbeitsbedingungen änderte sich nichts und nach dem Wahlsieg der Konservativen (Chirac) wurde in der Umsetzung der Sanierungspläne noch konsequenter fortgefahren. Auch für die Lokführer gab es neue Überraschungen: Eine zusätzliche medizinische Kontrolle bei den Vierzigjährigen soll eingeführt werden. Dahinter wittern sie die Gefahr, mit vierzig für fahruntauglich erklärt zu werden. Das bedeutet eine Lohnreduzierung um rund ein Drittel. (. . .)

Zusätzlich verärgerte die Lokführer, daß es für den Bereich der SNCF schon seit 18 Monaten einen Lohnstop gab, un die Regierung auch für 1987 Lohnerhöhungen im öffentlichen Sektor auf 3% begrenzt hatte. Zwar versuchten die Gewerkschaften, diesen Unmut aufzufangen und es gab Mitte November Aufrufe zu kurzfristigen Streiks (die üblichen wirkungslosen 24-Stunden-Streiks); doch die Lokführer hatten jetzt die Schnauze voll. Ab dem 10.11. zirkulierte im Bereich Paris-Nord eine Petition, die fast sämtliche für den Streik bedeutsamen Forderungen enthielt und zu deren Durchsetzung einen unbefristeten Streik vorschlug. Binnen kurzem erhielt diese Petition 200 Unterschriften. Daraufhin rief am 8.12. eine Gruppe von Lokführern in einem Flugblatt, zu einem unbefristeten Streik ab dem 18.12. um 0 Uhr auf.

Die Forderungen:
Beibehaltung der alten Lohnstruktur
Keine Einführung der zusätzlichen medizinischen Überprüfung mit 40
Prämien sollen sicherer werden
122 statt bisher 110 Ruhetage im Jahr
20 statt bisher 14 freie Sonntage im Jahr
Die 35-Stunden-Woche, die vor einigen Jahren eingeführt wurde,
soll auch eingehalten werden!
13. Monatsgehalt
Weniger Auswärtsübernachtungen
sowie Renovierung der Übernachtungsstätten
Höchstens fünf aufeinanderfolgende Arbeitstage (statt 6-7)

Auch in Paris-Südwest (wo sich später die zweite nationale Koordination bilden wird) gab es schon im November einige Unruhe und Anfang Dezember einen lokal begrenzten Streik für bessere Arbeitsbedingungen und höhere Löhne. Während dieses Streiks bildete sich dort eine informelle Struktur – eine günstigeAusgangslage für die Aufnahme des Signals aus Paris-Nord.

Ausweitung – Streikbeteiligung – Aktionsformen – Organisation

Auftakt des Streiks wird jedoch die Arbeitsniederlegung der Reservierungsbeamten des Pariser Nordbahnhofs am 16.12. Ihnen wurde eine 100 Mark-Prämie ohne Begründung gestrichen. Nachdem dann wie geplant die Lokführer von Paris-Nord am 18.12. in den Streik

treten, kommt es zu einer verblüffend schnellen Ausweitung, deren Parallelität zu der vorhergehenden Studentenbewegung erstaunlich ist. Doch der Eisenbahnerstreik war keine Nachahmung des Studentenstreiks, wie in vielen Zeitungen angenommen wird, auch wenn die Eisenbahner durch dessen Erfolg beflügelt wurden.

Offensichtlich wird die Initiative von Paris-Nord als völlig richtige Aktion von allen Eisenbahnern verstanden. Ohne daß besonders dazu aufgerufen wird, beschließen die Lokführer auf Vollversammlungen bei einem Depot nach dem anderen die Beteiligung. Nach wenigen Tagen befinden sich die Lokführer sämtlicher 94 Eisenbahndepots Frankreichs im Streik. Die täglich stattfindenden *Vollversammlungen* werden zum einzigen Entscheidungsorgan der Streikenden. Den Gewerkschaften bleibt nichts anderes übrig, als auf den (nicht mehr) fahrenden Zug aufzuspringen und den Streik zumindest vorerst offiziell zu unterstützen.

Obgleich die Lokführer (ungefähr 10% des Personals bei der SNCF) nicht dazu auffordern, greift der Streik weiter um sich. Kurz vor Weihnachten treten immer mehr Arbeiter der anderen »Kategorien« (Weichensteller, Kontrolleure, Bahnhofspersonal, Schaffner, Schalterbeamte) spontan dem Streik bei. Auch sie beschließen und organisieren sich auf Vollversammlungen außerhalb und neben den Gewerkschaften. So befinden sich um Weihnachten fast alle Arbeiter der SNCF im Streik. Nur die Meister, mittleren Angestellten und die leitenden Angestellten (zusammen 25% der Belegschaft) beteiligen sich natürlich nicht. Mit ihrer Hilfe und der Unterstützung des CRS (Spezialeinheit der Polizei) gelingt es der Direktion, doch einige Superschnellzüge und Schnellzüge fahren zu lassen. Allerdings bleibt der Nah- und Güterverkehr fast total blockiert.

Die Aktionsformen beschränken sich zunächst auf Gleisblockaden, um den Zugverkehr völlig zum Erliegen zu bringen. Da diese von der Polizei regelmäßig abgeräumt werden und somit fast wirkungslos sind, gehen die Streikenden mehr und mehr zu wirksamen technischen Eingriffen über, die von der bürgerlichen Presse als »Sabotage« diffamiert werden. Höhepunkt dieser technischen Eingriffe ist die Lahmlegung von 100 Lokomotiven im Süden von Paris. Nur vereinzelt verlassen die Streikenden ihren eigenen Arbeitsbereich für Aktionen. So bei einer Börsenbesetzung in Lyon und bei der Blockade der Hauptverkehrsstraße von Marseille mit Schienen.

Bis zum Ende des Streiks blieben die täglichen Vollversammlungen das entscheidende Organ der Arbeiter. Sie beschließen über Fortführung und Ende des Streiks. Auf ihnen wird über die Forderungen und den Stand der Verhandlungen diskutiert sowie die Aktionen geplant und organisiert. Ein Teil der Vollversammlungen wählt *Streikkomitees* und Pressesprecher. Mit der Direktion verhandeln allerdings weiter die Gewerkschaften, auch wenn sie ihre Zustimmung oder Ablehnung völlig von den Entscheidungen derVollversammlung abhängig machen müssen.

Die Trennung Lokführer/andere Arbeitsbereiche bleibt ebenfalls während des gesamten Streiks erhalten. Am 26.12. bilden sich zwei nationale Koordinationen. Eine in Paris-Nord, die sich auf die Lokführer beschränkt und 32 Depots (ungefähr 1/3) repräsentiert. Die andere in Paris-Südwest, wo versucht wird, die Arbeiter aller Bereiche zusammenzufassen. Beide Koordinationsstellen beschränken sich weitgehend auf Informationsaustausch und werden nicht zu Entscheidungs- und Verhandlungsorganen. Politisch aktiver ist zweifellos Paris-Südwest, wo 250 Mark mehr für alle verlangt werden und wo die Teilnahme an den Verhandlungen mit der Direktion gefordert wird, während Paris-Nord selbst auf Beobachter verzichtet. Das bringt Paris-Südwest die Feindschaft der Gewerkschaften und der bürgerlichen Presse ein, die diese Koordination als trotzkistisch gelenkt hinstellen. (. . .)

Reaktion des Staates
Angebot der SNCF – Abbröckeln des Streiks

Die französische Regierung war entsetzt. Gerade erst hatte sie eine empfindliche Schlappe durch die Studentenbewegung einstecken müssen. Um die Ausweitung dieser Bewegung zu verhindern und sich selbst eine Verschnaufpause zu sichern, hatte sie nun drei Gesetzesvorhaben zurückgezogen, die ebenfalls Anlaß für eine breite Protestbewegung gegeben hätten: Die verschärfte Ausländergesetzgebung, die Zwangsinternierung Drogenabhängiger und die Privatisierung der Gefängnisse.

Die Bauern hatte sie mit den als »Inflationsausgleich« bezeichneten Zuwendungen in Höhe von 650 Millionen DM vorläufig zufriedengestellt.

Den Eisenbahnern gegenüber, die nur wenige Tage später ihren Streik beginnen, will sie nun, um ihr Prestige nicht völlig zu verspielen, nicht nachgeben. Zunächst versucht sie den Streik »kalt« zu unterlaufen.

Mit Hilfe des nicht streikenden Personals können einige Züge fahren. Leitende und mittlere Angestellte werden als Zugführer und in Stellwerken eingesetzt, obwohl sie meist nicht für diese Aufgaben ausgebildet sind. Darüberhinaus werden sie zu Überstunden angehalten, oft bis zu 20 Stunden hintereinander. (. . .) Als weitere Maßnahme organisiert die Direktion Ersatzverkehr auf der Straße. Auch hier nimmt die Direktion Unfälle in Kauf; die Chauffeure fahren bis zu 16 Stunden am Stück.

In den Massenmedien ist anfangs vereinzelt eine wohlwollende Berichterstattung festzustellen. Diese wird dann aber, wo irgend möglich, schnell von einer Desinformationkampagne abgeblockt. (. . .) Es heißt: Die Züge fahren wieder, die Arbeit wird wieder aufgenommen usw. Polizei wird – vorerst – nur sporadisch eingesetzt. Die Regierung und die Direktion der SNCF hoffen auf ein Abbröckeln des Streiks – setzen auf die Unpopularität, die Verkehrstreiks gerade zu Weihnachten haben.

Die Entschlossenheit der Streikenden, die absehbare Verhärtung des Konflikts sowie die Reaktion an den internationalen Devisenmärkten (Nachgeben des Franc) bringen die französische Regierung und die Direktion schließlich dazu, scheinbar auf die Forderungen der Streikenden einzugehen.

Zunächst startet man vor Weihnachten einen Versuchsballon und bietet völlig unzureichende Lohnerhöhungen an. Diese werden nur von den minoritären Gewerkschaften akzeptiert, die anderen, FGAAC(Zugführergewe.), CFDT (sozialistisch) und CGT (kommunistisch) brechen die Verhandlungen ab. Mit großem Tam-Tam lassen Regierung und Direktion dann am 31.12., kurz vor 24 Uhr ihren Mittler eine Erklärung abgeben, die glauben machen soll, daß das neue Entloh-



Photo: Manfred Kampschulte

nungssystem abgeschafft wäre. Tatsächlich wird die Bedeutung der »Beförderung nach Verdienst« jedoch unterstrichen. Die Zugeständnisse sind nur geringfügig. (. . .) Von einer durchgreifenden Verbesserung der Arbeitsbedingungen kann nicht die Rede sein. Denjenigen, die jetzt noch weiterstreiken wird die Legitimation dazu abgesprochen, gegen sie verstärkt die CRS eingesetzt. Die Gleise werden nun systematisch geräumt, die Besetzung von Bahnhofsgebäuden und Depots beendet. In Paris-Nord z.B. wird jedes Gleis einzeln bewacht.

Propagandistisch gelingt der französischen Regierung so die Einengung des Konflikts auf Lohnfragen, denen sie nur im Rahmen ihrer sogenannten Stabilitätspolitik nachzugeben bereit ist. Der Streik wird von jetzt ab als von der CGT und der kommunistischen Partei (PC) ferngesteuert hingestellt, die eine Ausweitung auf weitere Betriebe des öffentlichen Dienstes anstrebt. Der Streik brökelt ab. Die minimalen Zugeständnisse werden von den Gewerkschaften, denen ein von den Arbeitern autonom geführter Streik nicht paßt, dankbar aufgegriffen. Besonders FGAAC und CFDT sehen endlich ihre Chance gekommen sich aus dem Streik herauszuziehen, teilweise rufen sie sogar zur Wiederaufnahme der Arbeit auf. Die CGT wiederum will, nachdem sie maßgeblichen Einfluß auf die Bewegung erlangt hat, sie für ihre Zwecke gebrauchen. Sie versucht gegen den Willen der beiden nationalen Streikkoordinationen eine Ausweitung des Streiks auf Teile des öffentlichen Dienstes, was zu Stromabschaltungen bei EDF (Staatliches Stromversorgungsunternehmen) am 6. und 7.1. führt und damit sogar zu einem gegenteiligen Effekt: der scharfe Protest aus der Bevölkerung wird sogleich von der französischen Regierung funktionalisiert und gegen die Streikbewegung benützt.

Am ersten Wochenende im Jahr 1987 gehen die Belegschaften der ersten vier Depots an die Arbeitsplätze zurück, im Verlauf der Woche folgen weitere; der große Einbruch kommt am Wochenende (10./11.1.), als 50 Depots für die Wiederaufnahme der Arbeit stimmen. Am 12.1. gibt auch Paris-Nord, größtes Zentrum und ein Ursprung der Bewe-

gung auf. Nur im Süden Frankreichs wird noch einige Tage hart weitergekämpft.

Welche Rolle spielten die Gewerkschaften?
»Der alte Mythos, nach dem die wirksamste gewerkschaftliche Waffe der Streik ist, dieser Mythos hat sich überlebt. Die Gewerkschaftsbewegung muß ihn aufgeben.« (Der Generalsekretär der sozialistischen CFDT, Okt. 1985)

Zu Beginn des Streiks stehen die Gewerkschaften ihm äußerst reserviert gegenüber. Als die unabhängigen Vorbereitungskomitees die Gewerkschaften der Reihe nach auffordern, eine Streikankündigung abzugeben, kann sich nur die CFDT dazu entschließen. (. . .) Sie nützt dann später diesen Umstand aus, um zu behaupten, sie hätte am Anfang der Bewegung gestanden.

Die CGT entblödete sich nicht, vor einem der größten Depots in der Pariser Region drei Tage lang Anti-Streikposten aufzustellen.

Die »interkategorielle nationale Streikkoordination« von Paris-Südwest wollte sogar an den Verhandlungen der Gewerkschaften mit der Regierung teilnehmen, konnte sich aber damit nicht durchsetzen. Damit blieb es dabei, daß die Gewerkschaften verhandelten, die Streikenden sich aber vorbehielten, die Ergebnisse nicht zu akzeptieren.

Die Gewerkschaften bekämpften die autonome Organisation von Anfang an: Ein Aktivist der interkategoriellen Koordination berichtet dazu:
»Man muß von der anderen Koordination sprechen, der der Zugführer. Zur gleichen Zeit, als wir die Idee einer nationalen Koordination *aller* Eisenbahner entwickelten, bildete sich auf Initiative von Sotteville-les-Rouen hin am Pariser Nordbahnhof eine andere Koordination, die der Zugführer.
Unsere Reaktion war: Das ist nicht unvereinbar, wir sind nicht dagegen, wir werden dort hingehen.
Wir haben uns also bei ihrer Versammlung als Delegation der Interkategoriellen gezeigt und zu unserer Überraschung haben wir eine Menge altbekannter Leute, Funktionäre der CFDT, getroffen; hallo, guten Tag, wie geht's? – man schüttelt sich die Hand usw.
Bei dieser Versammlung sind wir gegen eine Mauer geprallt, einige Leute sagten: Das sitzende Personal hat hier nichts zu suchen, wir wollen sie nicht reden hören, wir kennen sie nicht.
Das waren besonders Leute aus dem Norden – nicht aus Paris-Nord, sondern aus Lille, Dunkerque, Calais usw. Wir haben uns erkundigt, es war die FGAAC, die hinter diesen Leuten stand.

Andererseits gab es auch noch die CFDT, die in dieser Koordination der Zugführer verdeckt zu agieren versuchte. Was doch außerordentlich ist für eine Organisation, die Vertreterin aller Beschäftigten sein will.(. . .)

Wir haben uns weiterbemüht herauszufinden, was für Leute in dieser Koordination sind. Also, neben den Genannten, sogar Aktivisten, die sich zu revolutionären Bewegungen rechnen wie LCR und UTCL, auch sie agierten unglaublicherweise in diesem berufsständischen Sinn. Warum haben sie sich entschieden, nur mit den Zugfahrern zu arbeiten, obwohl man in einer Situation eines Generalstreiks aller Bahnarbeiter war? Haben sie geglaubt, wenn sie die Zugführer kontrollieren, könnten sie auch die anderen Eisenbahner dominieren? (. . .) Im Vergleich dazu hatten die Zugführer bei mir in Paris-Südwest von sich aus keine berufsständische Sichtweise! ... Es sind also die Gewerkschaftsstrategen, die sich überlegt haben, sich auf den kleinen, aber strategisch wichtigsten Teil der Bewegung, eben die Zugführer, zu konzentrieren statt in der gesamten Streikbewegung unterzugehen, und dabei die Furcht der berufsständisch eingestellten Zugführer auszunutzten, daß ihre spezifischenForderungen in einem Gesamtforderungskatalog aller Eisenbahnerberufe nicht mehr wahrgenommen würden...«


Photo: Herby Sachs

Als der Streik dann nicht mehr aufzuhalten ist, müssen die Gewerkschaften ihre Taktik ändern. (. . .) Dabei versuchen die Gewerkschaftszentralen die Bewegung so gut es geht niederzuhaltenoder zumindest in ihnen genehme Bahnen zu lenken. Die Vollversammlungen, lokalen Streikkomitees, regionalen und nationalen Streikkoordinationen stellen eine Gegenmacht dar und übernehmen Funktionen, die bisher ganz selbstverständlich die Gewerkschaften innehatten.

Beendeten früher die Gewerkschaften regelmäßig Streiks mit der Parole »man hat gewonnen, man hat unterzeichnet, man geht wieder an die Arbeit«, entschieden jetzt die VV's über die Fortführung des Streiks. Wurde früher der Streik von den Gewerkschaften organisiert, so beschließen jetzt die VV's die Organisation; bei ihnen gibt es auch alle nötigen, nicht mehr von den Gewerkschaftsapparaten gefilterten Informationen.

Aber es geht noch über den Versuch, die Koordination auseinanderzudividieren, den Versuch der Steuerung des Streiks über die Lokführer-Koordination hinaus. FGAAC und CFDT stellen die Forderungen der Zugführer heraus (besonders die Ablehnung des neuen Entlohnungssystems), nicht aber die Forderungen der anderen Arbeitsbereiche. (. . .) Auch war es an der Tagesordnung, daß die Gewerkschaften die Basis mit üblen Manövern auszutricksen versuchten. Hierzu wieder Auszüge aus dem Interview:
»Ein anderes Problem, das wir mit ihnen hatten, ist, wenn wir Initiativen bekanntgegeben hatten, haben sie für denselben Zeitpunkt andere beschlossen. Wir hatten zu einer nationalen Kundgebung vor dem Verkehrsministerium am 5.1. und zu einer Demonstration am 7.1. aufgerufen. Kurz darauf erfahren

wir, daß sie für denselben Tag Kundgebungen vor den Regionaldirektionen und auch eine Demo am 7.1. organisieren.

Nach dieser Kundgebung, wo wir der Form halber von der 2. Garde des Ministers empfangen wurden, sind wir mit 500 Leuten zum Nordbahnhof gezogen, »Fahrendes und sitzendes Personal, alle im selben Zuchthaus«, schreiend. Da unten angekommen, wollten sie von Paris-Nord uns nicht empfangen, zumindest nicht am Anfang.

Das Verhältnis zwischen uns und den Vertretern der Zugführer-Koordination war ganz schön gespannt. Sie wollten uns erzählen, die Kollegen von ihnen würden wieder anfangen zu arbeiten, wenn sie mit uns redeten. Sie sagten zum Genossen V.: ›Wenn die Kollegen erfahren, daß wir mit dir diskutiert haben, machen sie nicht mehr mit.‹

Nach mehreren Anläufen fand das Treffen schließlich statt. Niemand nahm deswegen die Arbeit auf! Bei dieser Gelegenheit haben wir erfahren, daß sie wegen der Demo am 7.1. zu den Gewerkschaften hingegangen waren und daß allein die CFDT einverstanden war. Sie machte allerdings klar, daß sie bei der Demo nicht die interkategorielle Koordination dabeihaben wollte. Bei dieser Absprache wurde auch festgelegt, daß es keine gewerkschaftlichen Spruchbänder geben soll. Nun, schon am nächsten Tag kursierten überall Flugblätter für diese Demo, die mit CFDT abgezeichnet waren. Die Koordination der Zugführer hat diesen Versuch der Vereinnahmung sehr schnell verstanden. Danach und nach einem weiteren Treffen zwischen ihnen und uns ist die Demo eine Demo der *beiden* Koordinationen mit 4000 Leuten geworden und die CFDT war im Demozug hinten.«

Dazu paßt auch, daß die CFDT eine Disziplinarstrafe gegen einen der bekanntesten Delegierten der interkategoriellen Streikkoordination aussprach. Er war Funktionär der CFDT; ihm wurde mitten im Streik sein Gewerkschaftsmandat aberkannt. Überdeutlich wird die Ordnungsfunktion, die die Gewerkschaften ausüben wollen. Deswegen werden sie auch von allen großen Parteien (Rechte, Sozialisten, Kommunisten) geschätzt. Bekundungen all dieser Parteien nach Ende des Streiks besagen gleichlautend, daß Frankreich starke Gewerkschaften brauche.

Ansätze zur Verallgemeinerung der Kämpfe — andere Streiks

Obgleich die Eisenbahner selbst nicht zu einer Ausweitung des Kampfes aufrufen, erlebt Frankreich im Dezember und Januar eine Streikwelle im öffentlichen Dienst. (. . .) Die wichtigsten Streiks, die der Seeleute und bei der RATP (Pariser Metro- undBusgesellschaft) laufen parallel zum Eisenbahnerstreik.

Die Seeleute streiken schon ab dem 8.12., also zehn Tage vor den Eisenbahnern. Zentral geht es um die sogenannte Kerguelenische Flagge (Kerguelen: eine praktisch unbewohnte Inselgruppe, die in französischen Besitz ist). Französische Reeder versuchen, immer mehr ihrer Schiffe unter dieser statt unter französischer Flagge fahren zu lassen. Denn dann können sie ihre Mannschaften zu 3/4 aus Ausländern anheuern, denen sie Niedrigstlöhne bezahlen. Weitere Streitpunkte sind die soziale Absicherung bei Arbeitsunfällen und Krankheit sowie die Verpflegung an Bord. Der nach dem 22.12. nach einem faulen Kompromiß nur noch von der CGT unterstützte Streik wird konsequent geführt. In Marseille beispielsweise blockieren die Seeleute mit einem Drahtseil und Containern den Hafen so gut, daß es dem CRS trotz mehrfacher Versuche nicht gelingt, die Blokkade aufzuheben. Auch anderswo wird über »Sabotage« geklagt — die CGT distanziert sich erstaunlicherweise nicht. Am 3.1.87 muß der Staat nachgeben und erfüllt alle wesentlichen Forderungen (keine zusätzlichen Schiffe unter kerguelenischer Flagge, soziale Absicherung bleibt bestehen). Doch trotz der Einigung mit der CGT streiken die Seeleute weiter, da sie auch die Streiktage bezahlt haben wollen.

Bei der RATP planen die U-Bahnfahrer und deren »autonome« Gewerkschaft SAT schon Anfang Dezember einen Streik vom 22. bis 24.12. Dieser legt den Nahverkehr in Paris fast vollständig lahm. Nach nur geringem Nachgeben der Direktion gibt es Ende Dezember wieder kleine Streiks. Ab dem 5.1. ruft dann CGT und CFDT, ab dem 6.1. auch die SAT zum unbefristeten Streik auf, der diesmal durchschlagenden Erfolg hat. Doch gelingt es der Direktion, die Spaltung zwischen Fahrern und restlicher Belegschaft auszunützen. Den Forderungen der Fahrer (wesentlich: 150 Mark mehr im Monat) wird am 12.1. weitgehend entsprochen, während der Rest mit knapp 3% Lohnerhöhung abgespeist wird. Da die Fahrer ab dem 13.1. die Arbeit wieder aufnehmen, bröckelt der Streik ab.

Während diese autonomen Streiks, — bei denen sich die Arbeiter ebenfalls in Vollversammlungen selbst organisieren, das Heft selbst in der Hand behalten, und erst nachträglich oder überhaupt nicht von den Gewerkschaften unterstützt werden —, erfolgreich verlaufen, scheitern die von der CGT Anfang Januar initiierten Streiks schnell. Die CGT-Führung versucht, zu einem umfangreichen Streik im gesamten öffentlichen Sektor aufzurufen, dieser Streikbewegung eine politische Stoßrichtung gegen die konservative Regierung zu geben. (. . .)

Zu Beginn der Kampagne am 6.1. kommt es bei der Post, bei Renault und in den Fabriken zur Ausrüstung der Kriegsmarine (arsenaux) zu Warnstreiks mit geringer Beteiligung. Nur die Docker in den schon durch die Seeleute blockierten Häfen und die Arbeiter bei der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft EDF beginnen einen unbefristeten Streik. Doch gerade der Streik bei der EDF, der am ersten Tag zu Stromabschaltungen bei 150000 Pariser Kunden führt, erweist sich als Bumerang. Es gelingt der Regierung, in der Öffentlichkeit Stimmung gegen die gesamte Streikbewegung zu machen. In Paris wird eine Gegendemo von 10000 aufgebrachten »Benutzern« organisiert — weitgehend kleine Gewerbetreibende.

Eine Veränderung der Kampfformen (die Arbeiter schalten bei säumigen Kunden den Strom nicht mehr ab und berechnen grundsätzlich nur den billigeren Nachttarif), kann die Niederlage nicht aufhalten. Am 14.1. suspendiert die CGT den Streik wegender großen Kälte. Bei den Dockern stimmt die CGT am 17.1. einer 2,5%-igen Lohnerhöhung zu.

Einschätzung

In den geschilderten Streiks zeigt sich eine zunehmende Loslösung der Arbeiter von den ritualisierten Streikformen der Gewerkschaften (24-Stunden-Streiks, für die Unternehmer völlig kontrollierbar), sowie deren institutionalisierten Verhandlungsformen (bei denen als »Kompromiß« meist eine nur geringfügigere Verschlechterung der Arbeitsbedingungen oder ähnliches herauskommt). Aus dem Mißtrauen gegen die versteinerten Gewerkschaftsapparate organisierten sie sich fast überall in Vollversammlungen, die täglich abgehalten wurden. Diese Vollversammlungen behielten sich die letzte Entscheidung über Streikfortsetzung oder -abbruch vor — ausdrücklich unabhängig von den Verhandlungsergebnissen und Entscheidungen der Gewerkschaften. Darüberhinaus organisierten sie sich in Streikkomittees, regionalen und nationalen Streikkoordinationen.

(. . .) Um ihren Einfluß nicht völlig zu verlieren, blieb den Gewerkschaften nichts anderes übrig, als den Streik scheinbar zu akzeptieren. Obgleich es ihnen gelang, ihr Verhandlungsmonopol zu behalten und auch wieder zum Ende des Streiks beizutragen, wurden sie doch zum ersten Mal seit '68 wieder wesentlich in Frage gestellt. Das läßt hoffen.

Norwegen – ein neuer Staatsfeind wird gebraucht

von Jürgen Wierzoch



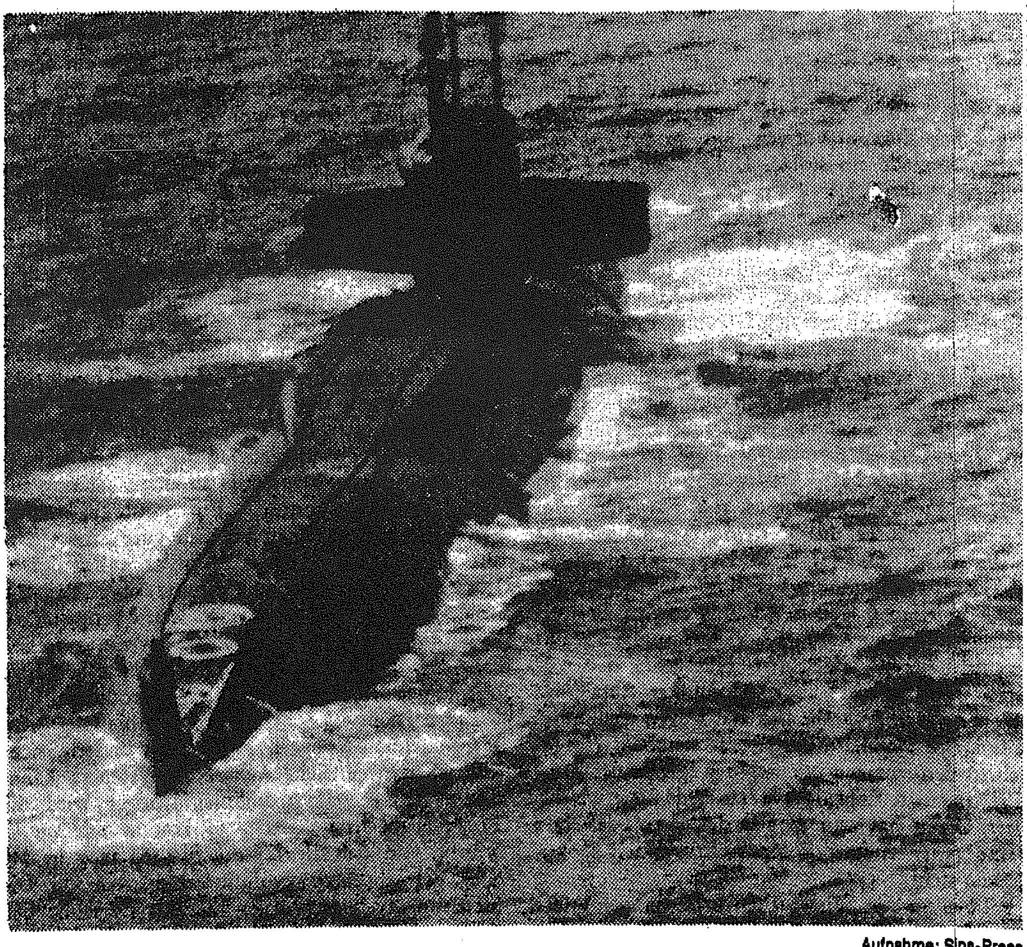
Am 14.5.87 trafen sich die Verteidigungsminister der NATO in der westnorwegischen Ölstadt Stavanger. Caspar Weinberger kam als erster in seinem Privatflugzeug nach Oslo. Parallel zu seiner Landung demonstrierten ca. 250 Leute vor der US-Botschaft gegen die Politik, die C. Weinberger vertritt. Demonstrationen vor ausländischen Botschaften in Oslo werden von der Polizei nur erlaubt, wenn die Zahl der Demonstranten nicht 10 überschreitet.

Dementsprechend fängt der Bericht der Morgenzeitung *Aftenposten* auch folgendermaßen an: ». . . professionelle Demonstranten mit langer Erfahrung im Krachschlagen und in Konfrontationen mit der Polizei. An ihrer Spitze ging Stein Lillevolden, mehrmals wegen Gewalt gegen Polizisten verurteilt. Auf raffinierte und professionelle Weise gab er durch einen Lautsprecher Anweisungen, wie sich die Demonstranten in der Konfrontation mit der Polizei verhalten sollten, während die Polizisten die Lage eine Weile nicht im Griff hatten . . .« Mit diesen Zeilen wurde eine beispiellose Personenjagd – fortgesetzt durch einen Leitartikel am nächsten Tag – eingeleitet, nach der Wallraff in der BILD-Redaktion hätte lange suchen müssen. [*Aftenposten* bewies Kontinuität; hatten sie doch einst von Hitler und Goebbels Gratulationstelegramme erhalten, weil sie eine Kampagne gegen die Verleihung des Nobelpreises an Carl von Ossietzky eingeleitet hatten].

Doch die eigentliche Vorgeschichte spielte 1986. Damals dinierte Margret Thatcher im alten Schloßgefängnis Akersfestning, doch das Dinner mußte ausgesetzt werden, weil die Polizei die Kontrolle verlor und 500 Demonstranten die Festung stürmten. Diese Panne, so der – heftiger Kritik ausgesetzte – Polizeichef Oslos, Willy Haugli (Eisen-Willy), werde sich nicht wiederholen. Deshalb marschierte die Polizei vor der US-Botschaft mit Tränengas, Schlagstöcken, Reiterstaffel und bissigen Hunden auf. Eine Menge Zivis schlug hart zu. Die Gruppe »Internationale Sozialisten« hatte Stein eingeladen. Während er sprach begann die Polizei ihre Schlacht und zwang alle zu Notwehraktionen. *Aftenposten* und sein Massenblatt-Zwilling *Verdens Gang (VG)* verbreiteten nun Meldungen, daß Stein von der Polizei gesucht werde und nach §140, dem Aufwieglerparagraphen, angeklagt sei, – worauf 8 Jahre Gefängnis stehen. [Dieser § wurde in den 20er Jahren gegen Einar Gerhardsen, den späteren Ministerpräsidenten und gegen die beiden Samen Nils A. Somby und den vor einem Jahr ermordeten Reier Martinsen, während ihres Widerstandes gegen den Staudamm-Ausbau des Alta/Kautokeino-Flusses angewandt].

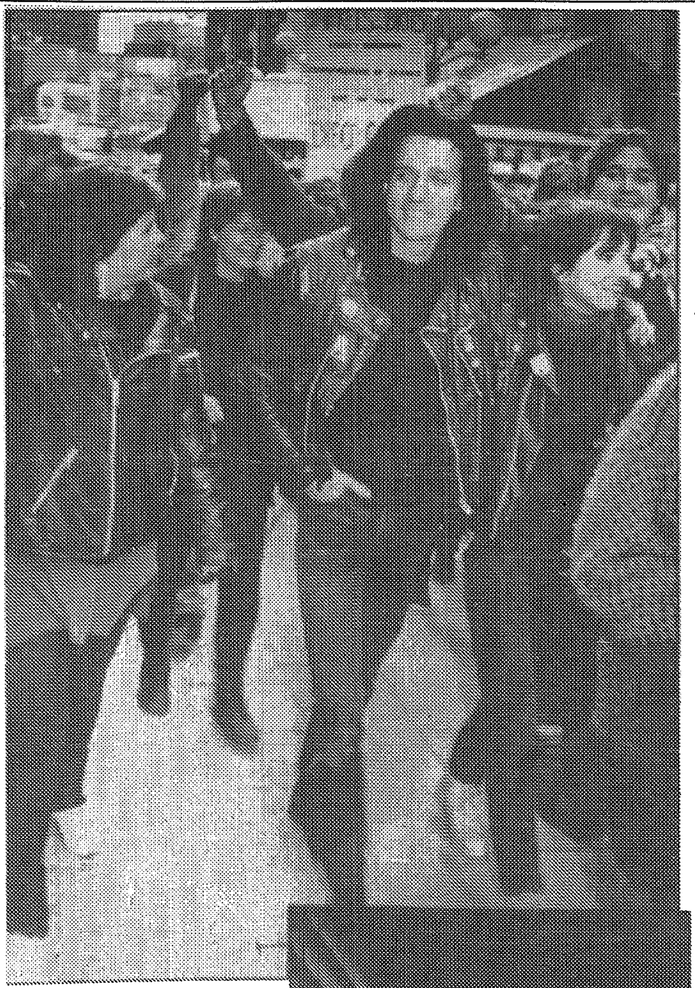
Während der folgenden zwei Tage spazierte Stein frei herum. Einige Zeitungen interviewten ihn – den neuen Staatsfeind Nr.1. Bis am Donnerstag die nächste Demonstration stattfand. Ca. 100 Leute näherten sich der US-Botschaft. Die Polizei war vorbereitet und verjagte die Gruppe. Sie versammelten sich in der Nähe und gingen in Richtung Stortinget (Parlament), die Karl-Johan entlang. Unterdessen werden überall in der Innenstadt Leute verhaftet, die »Demonstrations-verdächtig« aussehen. Am Stortinget wurde ein Apell gegen die NATO-Politik gehalten und danach ging eine kleinere Gruppe in ein gemütliches altes Café im Zentrum. Unter ihnen Stein. Ein Polizeispitzel spielte Kellner. Plötzlich verwandelt sich das Café in einen Schlachthof. Ein Chaos aus Schreien, Scherben, Schlagstöcke auf Köpfe; das Inventar wirbelt zersplittert durch die Caféhaus"athmosphäre". Ahnungslose Gäste liegen mit Hundebissen am Boden, Serviererinnen hocken irgendwo und weinen. Das Frauenradio RadiOrakel hat dieseOrgie an Polizeibrutalität auf Band. Stein wird herausgeschleppt und verschwindet im Polizeiarrest. *Eisen-Willy* begründet diese Aktion als notwendig um Stein verhaften zu können. Dieser sei in den letzten Tagen ständig von – meist weiblichen – lederbejackten »Bodyguards« beschützt worden. Mit ihm verschwand der internationale Sekretär der Maoistenpartei AKP/ml, Peter Johansen hinter Gittern; mit dem Vorwurf an einer Polizistin Gewalt verübt zu haben, die während der Demonstration über Menschen ritt und daher vom Pferd gerissen wurde.

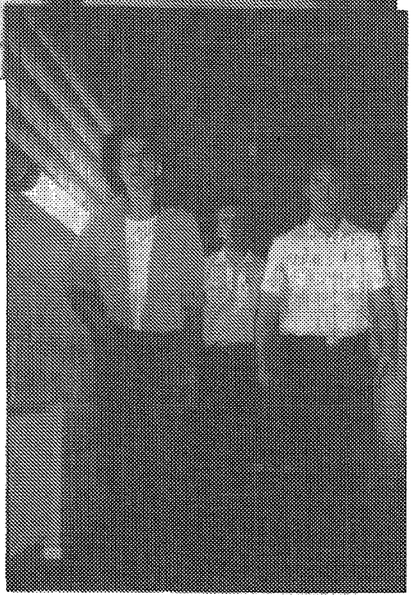
80 Personen saßen in dieser Nacht im Polizeipräsidium und wurden gegen Morgengrauen freigelassen. Stein und Peter blieben in U-Haft. In der Abendausgabe von *Aftenposten* tags darauf hetzten zwei Seiten gegen Stein – während andererseits der Artikel über den amerikanischen Botschafter so endete: ». . . der Botschafter Stuart hat ein enges Verhält-



Aufnahme: Sipa-Press

Foto: VG-FOTO





nis zu Präsident Reagan und er ist persönlicher Freund von Außenminister Schultz. Das ist nicht so unwesentlich, wenn bald die Köngsberg Waffenfabrik (KV) und andere heiße Themen in Washington D.C. auf den Plan kommen.« [KV wird in diesen Tagen, einen Monat nach den skizzierten Ereignissen, Konkurs gehen, wenn die USA ihre Boykott-Drohung im Kongreß beschließen, weil KV allzu regen Handel mit der UdSSR betrieb. Darunter ein Propeller-Modell verkaufte mit denen sowjetische U-Boote nun unbemerkt, weil leiser das Wasser schneiden. Dies alles steht in Zusammenhang mit der »*Lehmann-Strategie*«. In Kürze formuliert beinhaltet diese Strategie des amerikanischen Marineministers eine militärische Reaktion im Nordmeer, als Antwort auf einen Konflikt irgendwo sonst in der Welt. Lehmann will die sowjetische Flotte in ihren Häfen – mit Zentrum Murmansk – oder spätestens vor der Linie Grönland – Island – Finnmark versenken. Diese Strategie fordert natürlich eine erhöhte Präsenz und Übungsaktivität, Waffenlagerung usw. in Nord-Norwegen. All dies ist in Norwegen noch nicht akzeptiert, abgesehen von der rechten Høyre-Partei, der Industrie und den Militärstrategen – unter letzteren auch Sozialdemokraten. Mit der amerikanischen Drohung, die Kongsberg-Waffenfabrik Konkurs zu schlagen, haben die Amerikaner das denkbar beste Mittel, Norwegen seine militärischen Ziele aufzudrücken. Das Überleben der einzigen relevanten Rüstungsfirma Norwegens hängt vom Verkauf von 192 Penguin-Raketen an die US-Marine ab. Und diesen Trumpf wollen die Amerikaner unverblümt ausspielen, so forderte das *Wall Street Journal:* Norwegische Restriktionen gegen die Stationierung fremder Truppen und die Lagerung von Atomwaffen müßten aufgehoben werden. Das sei viel wichtiger als der Boykott norwegischer Produkte, den der Senat mit 92 zu 5 Stimmen bereits beschlossen hat. Wen wundert es also, daß in diesen Wochen zu beobachten ist, wie Norwegen zu Kreuze kriecht. Nur eben nicht die jugendlichen Demonstranten, der »Pöbel« vor der Botschaft des Herrn Stuart.]

Die Polizei wollte Stein 4 Wochen in U-Haft halten bis er am 12. Juni eine 36-tägige Haft antreten sollte, die er erhielt, weil er vor zwei Jahren mit einer Stinkbombe eine Miss Norway-Show gestört hatte. Der Untersuchungsrichter verkürzte die Polizeiforderung jedoch auf 2 Wochen, für Peter auf eine.

Für den 21.Mai kündigte Helge für die neugegründete *Aktion Ausdrucksfreiheit* eine Protestdemonstration an, für die nicht um Erlaubnis nachgesucht wird. In einer Annonce im liberalen *Dagbladet* spricht sich eine »Schlipsfront« normaler Bürger für die Teilnahme an der ungesetzlichen Demonstration aus.

Warum wird Stein so gehaßt?

Im Winter 1982 räumte die Polizei das besetzte Haus in der Skippergate 8 und ließ es abreißen. Die Osloer Kommune gründete »Straksbo«, eine Sonderabteilung in der Wohnungsverwaltung, die einigen Dutzend aus der Skippergate Wohnraum verschaffte. Das »Milieu« wurde verstreut, – Lehren aus Berlin gezogen. Eine Gruppe von 7–10 Leuten erhielt ein kleines Haus in der Tromsøgate, unter ihnen Stein. Hier herrschte Gastfreundschaft und von hier gingen permanent politische Aktivitäten aus.

Zudem bot die Stadt ein »Aktivitätshaus« in der Pilestredet an: Café Blitz. In Verbindung mit den traditionellen Auseinandersetzungen zwischen Jugendlichen und der Polizei in den Nächten zum 1. Mai wurde Blitz oft von der Polizei brutal überfallen und war mehrmals vom Abbruch bedroht. Überraschenderweise mußte die Polizei nach einem solchen Überfall 40 000 nKr. für Schäden erstatten. Im Blitz »residieren« das Studio des einzigen Frauenradios der Welt *RadiOrakel*, ein Frauenkulturzentrum, ein Fotolabor etc. Es ist der einzige Ort für nichtkommerzielle Konzerte in Oslo usw. Stein war während einiger Jahre Sprecher für Blitz und organisierte viele Verteidigungsaktionen. Darunter gelang am 30.4.1984 eine gut geplante und immer noch existente Besetzung des ehemaligen Arbeitsamtes für Tagesjobs – jetzt Arbeitslosen-Café in der Storgate! Hier und im Blitz kann mensch leichenfrei, billig und gut essen. Hier werden Solidaritätsaktionen initiiert und deshalb wird dieses Milieu von der Polizei gejagt.

Am 21. Mai jedoch »durfte« die Osloer Polizei von den Nebenstraßen aus filmen und registrieren, daß zumindest 10 000 Osloer bereit sind, an einer unangemeldeten Demonstration gegen Polizeigewalt teilzunehmen. An der Spitze Motorräder und Punker – alles wurde selbst organisiert und endete im Gewerkschaftshaus mit einer Veranstaltung zu den Polizeibrutalitäten. Weitere Demonstrationen – auch diese unbehelligt – gab's am Kreisgefängnis – bis Stein und Peter freikamen, stand nächtelang eine Fackelwache an der Gefängnismauer.

Abstimmen – Nochmal Abstimmen – Ein 8.Mal Abstimmen
Belau unter dem Druck der USA

von Maria Bergom-Larsson

Die absurden Konsequenzen des *Militarismus* haben nun auch das kleine *Belau*, mit seinen 15 000 Einwohnern, im südwestlichen Mikronesien, erreicht. Einige gottverlassene Koralleninseln im Stillen Ozean sind ins Zentrum der amerikanischen Nuklearpolitik geraten.

Auf den Phillippinen liegen die 2 größten amerikanischen Kernwaffenbasen in Südostasien, *Subic Naval Base* und *Clark Air Base*. 1991 läuft der Vertrag mit dem Gastland aus. Wird er nicht erneuert, müssen sich die USA nach einem anderen, brauchbaren Tiefwasserhafen für ihre *Trident-Uboote* umschauen; jenem entscheidenden Glied in der maritimen Aufrüstung der USA, mit einem Vernichtungsvermögen von 192 Sprengköpfen.

Die Lage der kleinen Republik Belau wurde als gut befunden und Belau hat außerdem den Vorteil, die USA als Verwalter eines UN-Mandates zu haben. Der einzige Haken war, daß sich Belau 1979 eine kernwaffenfreie Verfassung gegeben hat. Und daß es 75% der Stimmen einer Volksabstimmung bedarf, diese zu verändern.

Die USA handelten mit der USA-freundlichen Elite um Präsident Lazarus Salii einen Vertrag aus und ließen das Volk abstimmen. Zusammen: 7 mal! Und es scheint noch nicht fertig zu sein mit den Abstimmungen . . .

Der Vertrag, *Compact of Free Association*, gibt Belau eine große Geldsumme – 5,5 Millionen Dollar für 15 Jahre, im Austausch gegen 2 Flugbasen, einen Tiefwasserhafen und eine Dschungelkriegsbase, die 1/3 der äußeren Fläche des Landes beanspruchen würden. – Doch bisher war Belau nicht zu verkaufen. In 7 Volksabstimmungen hat das Volk Nein zum Vertrag mit den USA gesagt. Doch der Prozentsatz ist mit der Dollarflut für die Organisatoren der Ja-Kampagne geschrumpft: Während der 6. Volksabstimmung, am 21.2.1986 wurden 500 000 Dollars ins Land gepumpt. Das Resultat waren 72% Ja-Stimmen für den Vertrag. Doch das reichte nicht. Einige Formulierungen im Vertrag über die "Freie Association" wurden geändert und am 2.12.1986 durfte Belaus Bevölkerung wieder an die Wahlurnen. Dieses Mal sank die Zahl der Ja-Stimmen auf 66% – der Widerstand war besser organisiert.

Ein Gruppe unabhängiger Beobachter, u.a. vom Europa-Parlament, berichtete von einigen Merkwürdigkeiten. Schüler, die an der Ja-Kampagne teilnahmen, erhielten dafür 1 Woche vor der Abstimmung frei. Präsident Salii erklärte im TV, daß es im April keinen Lohn für die 5000 staatlichen Angestellten gäbe, wenn der Vertrag nicht angenommen würde und damit das amerikanische Geld ausbliebe. Schulen und Regierungsbüros fungierten als Kampagnelokale für die Ja-Seite. Regierungsautos reisten mit der Ja-Fahne herum und dem Volk wurde gratis Essen und Trinken angeboten, als Vorahnung auf den Manna, der über es regnen würde, ginge der Vertrag mit den USA in Ordnung.

Von direkter Wahlfälschung wurde auch berichtet: Stimmzettel verschwanden. Läden mit Stimmen von ein paar kleinen Inseln wurden aufgebrochen entdeckt. Im letzten Augenblick vor der Abstimmung ließen die USA mitteilen, daß der Vertrag, wenn er nicht angenommen wird, nicht neu verhandelt werden kann.

Vor diesem Hintergrund ist es fast heroisch, daß nur 66% Ja zu den amerikanischen Basen sagten und 34% fortgesetzt ihre Konstitution und Kernwaffenfreiheit des Landes verteidigen.

Ich versuche mir eine Situation vorzustellen, wo Schweden 7 Jahre lang jedes Jahr von einer Großmacht gezwungen wird, abzustimmen, wie über die Kernkraft 1980. Zerschleißende Stimmung am Mittagstisch, Familien- und Freundeskreise gesplittert, Haßund Verdächtigungen. Gleichzeitig ist das Land von Armut geplagt, Krankenhäuser sind ohne Medizin, Schulen ohne Lehrbücher, die Jugend leidet an wachsendem Alkohol- und Drogenmißbrauch. Wo die Kraft zum Widerstand hernehmen?

Hätte es sich um ein Volk mit weißer Haut gehandelt, würden die USA ihren Willen nach *einer* Abstimmung respektiert haben. Nun muß dieses kleine, schwarze Volk abstimmen, bis sie stimmen wie die Supermacht es will.

Die nächste Wahl, die achte, war am 23. Juni geplant. Als ich die Widerstandsorganisation *Belau Pacific Center* anrief, erfuhr ich, daß der Präsident jetzt Strom, Wasser und das Radio gesperrt hatte, um den Druck aufs Volk zu erhöhen. TV-Zeit kostet 15 Dollar pro Minute, was sich nur die US-finanzierte Ja-Seite leisten kann. Eine wirkliche Parodie westlicher Demokratie und eine schreiende Verachtung von allem, was Selbstbestimmungsrecht heißt.

Belau ist nur ein Fliegenscheiß auf der Weltkarte. Doch sein Recht über sich selbst und seine Zukunft zu bestimmen, dürfte dasselbe sein, wie das anderer Völker. Dieses kleine Land hat nur einen Wunsch, selbständig zu bleiben und nicht militarisiert zu werden. Das ist doch ein normaler Begehren. Das geht auch *uns* (in Skandinavien) an: das Recht eines jeden Landes, ohne Kernwaffen zu leben.

(Übersetzt aus *Dagens Nyheter, 7.6.87 von Jürgen Wierzoch)*



Kongreß zu »Technologie und Freiheit« – internationales Treffen in Lissabon vom 8.–10. April

Die Internationale Studienkonferenz **»Technologie und Freiheit«** vom 8.–10.4.87 in Lissabon, Portugal behandelte in 17 Vorträgen die drei Bereiche:

a) die Neuen Technologien in Industrieländern und ihre ökonomischen, wissenschaftlichen und arbeitsmarktpolitischen Auswirkungen

b) Veränderungen in Kommunikation und in der Kulturproduktion durch die neuen Medien

c) Gesamtgesellschaftliche Veränderungen der nächsten 20 oder 30 Jahre und ihre politischen, juristischen, internationalen und ideologischen Implikationen

Ungefähr hundert Teilnehmer/innen aus 15 Ländern nahmen an den Debatten teil. Ursprünglich hätte das Treffen Teil einer größeren Veranstaltung sein sollen, die das hundertjährige Bestehen des portugiesischen Anarchismus begehen sollte. Nach unüberbrückbaren Gegensätzen mit anderen Gruppen, entschied sich die Gruppe um die Zeitschrift *A Ideia* und der Verlag *Sementeira* mit seiner Gruppe *Circulo de Estudos Neno Vasco* zu einer eher begrenzten Veranstaltung. Ein Umstand, der auch erklärt, warum nicht mehr um größeren internationalen Besuch geworben wurde. Trotzdem waren 70 ausländische Teilnehmer angemeldet, (darunter 2 aus dem FLI, die dann jedoch nicht fuhren,) von denen 30 tatsächlich teilnahmen. Die Beiträge, die sich im Zusammenhang der Diskussionsveranstaltungen in Italien (Milano, Venezia) sehen, sollen in einem Buch in Portugal erscheinen und teilweise in Zeitschriften Italiens, Frankreichs und den USA veröffentlicht werden. Wir wollen sehen, ob sich Übersetzungen für den *SF* anbieten und sich Übersetzer/innen finden; von den uns vorliegenden Kurzfassungen in englisch, französisch und auf portugiesisch geben wir in dieser Nummer nur eine erste wieder, setzen diese Information jedoch im nächsten *SF* fort:

Joel Spring: Technologie, der Staat und die Verteilung von Wissen

Der Staat könnte das Versprechen der neuen Informationstechnologie zerstören, einen leichten Zugang zu dem Wissen der Welt und einen freien Informationsfluß zu bieten. Telekommunikationskreise ermöglichen eine Verbindung eines Computers mit einer Vielzahl von Datenbanken. Dadurch besteht für jedermann Zugang zu Wissensspeichern und der Technologie, mit der dieses Wissen analysiert werden kann.

Das mögliche Zerplatzen des Traums über die neue Informationstechnologie, freien Zugang zu Wissen zu erhalten, könnte dem Scheitern der letzten Informationsrevolution gleichen. Das gleiche Versprechen des Zugangs zu Ideen gab es schon bei der Entwicklung der Druckerpresse und der Expansion der Druckindustrie. Büchereien, Buchläden, Leseclubs in den Gewerkschaften und die Entwicklung billiger, massenproduzierter Taschenbücher machten der Mehrheit der Bevölkerung Lesestoff zugänglich. Selbst im 20. Jahrhundert bejubelten radikale Gruppen die Entwicklung früher Kopiermaschinen als die Vorhut der Revolution. Hier war ein Instrument entstanden, mit dessen Hilfe jede kleine Gruppe leicht Informationen drucken und der Bevölkerung zugänglich machen kann.

Die Geschichte der staatlichen Versuche das Wissen zu kontrollieren gleicht der Geschichte der Massenproduktion von Lesestoff. Mit steigendem Zugang zu Wissen und damit möglicherAblehnung der Autorität des Staates inszenierte der Staat eine Kampagne um den Zugang des Bürgers auf »offizielles« Wissen zu beschränken. »Offizielles« Wissen meint dabei das Wissen, das die Autorität der bestehenden politischen Kräfte unterstützt.

Deshalb wuchs die staatliche Ausbildung parallel zur Entwicklung der Massenproduktion des Lesestoffs. Man kann natürlich auch argumentieren, die staatliche Ausbildung habe die Fähigkeit zu Lesen und zu Schreiben verbessert und als Folge habe sich der Konsum an Lesestoff gesteigert. Das Ziel der staatlichen Ausbildung war aber das Lesen des offiziellen Wissens zu lehren. Ansonsten hätte es ausgereicht dem Bürger Lesen beizubringen und es ihm selbst zu überlassen, sich bei einem freien Buchmarkt seine eigenen Gedanken zu bilden.

Der Schlüssel zur staatlichen Vermittlung des offiziellen Wissens und zur Lesekontrolle bildet das Schulbuch. Dieses vermittelt offizielles Wissen, und kann obendrein wegen seiner Langweiligkeit und Ausdruckslosigkeit, den Wunsch zerstören, auch etwas anderes zu lesen. Mit der Entwicklung der staatlichen Ausbildung wurde das Schulbuch zur Wissensquelle für einen Großteil der Bevölkerung.

Das staatliche Lehrbuch vermittelt Wissen auf eine Art und Weise, die es als neutral erscheinen läßt. In diesem Fall meint neutral, nicht politisch vorgeprägt. Natürlich ist Wissen, und vor allem offizielles Wissen, *immer politisch vorgeprägt*. Aber indem die Existenz neutralen Wissens vorgespiegelt wird, bereitet das Lehrbuch die Bürger darauf vor, später staatliche Verlautbarungen als Wahrheit und als nicht politisch vorgeprägt zu akzeptieren. Insofern wird mit staatlichen Lehrbüchern versucht, den freien Fluß des Wissens in einem Zeitalter der Massenproduktion von Büchern, zu begrenzen, indem Unterricht auf offizielles Wissen beschränkt wird, die Existenz eines neutralen Wissens vorgespiegelt wird und indem, häufig unbeabsichtigt, der Wunsch nach weiterer Lektüre zerstört wird.

Damit Lehrbücher offizielles Wissen enthalten ist es nicht notwendig, staatliche Verlage ins Leben zu rufen. Staatlich produzierte Lehrbücher würden offensichtlich nur offizielles Wissen enthalten. In Ländern wie den USA, wo der Staat keine eigenen Schulbücher herausgibt, wird der Markt vom Monopol der staatlichen Schulen beherrscht, die nur Bücher mit offiziellem Wissen nachfragen. Somit gibt es in den USA in Buchläden eine größere Gedankenfreiheit als in staatlichen Schulen und den entsprechenden Lehrbüchern.

Die Frage, die sich bei einer Ausdehnung des Einsatzes neuer Informationstechnologien stellt, ist die, ob ihr Versprechen des freien Zugangs zu Informationen eingelöst wird, wenn der Staat sie unter seine Kontrolle bringt. Nimmt man die Geschichte des Buches als Maßstab, kann man annehmen, daß der Staat Methoden entwickeln wird, die sicherstellen, daß die Mehrheit der Bevölkerung mit Hilfe der neuen Technologien lediglich Zugang zu offiziellem Wissen erhält.

Die neuen Informationstechnologien haben das Potential zur Erweiterung des menschlichen Wissens, und zur Unterstützung der Planung neuer Arten von Gemeinden und sozialer Strukturen. Tatsächlich ermöglichen sie, neue Kommunikationslinienm zwischen Menschen zu eröffnen, eine wirklich freiwillige Weltgemeinde. Zudem eröffnen die neuen Technologien neue Möglichkeiten für menschliche Kreativität.

Aufgrund der historischen Erfahrungen bei der Entwicklung desBBuches, sollten die folgenden Punkte bei der Planung eines freien Einsatzes der neuen Informationstechnologien berücksichtigt werden:

1) Begrenzung staatlicher Regelung der neuen Informationstechnologien

2) Begrenzung der staatlichen Schulung im Gebrauch der neuen Technologie (das Äquivalent zur Begrenzung der Rolle des Staates beim Leseunterricht)

3) Entwicklung freiwilliger, kooperativer Anstrengungen zur Vermittlung des Gebrauchs der Informationstechnologie

4) Bildung freiwilliger elektronischer Netzwerke für die freie Kommunikation und den Wissensfluß

5) Freiwillige Bildung von Datenbanken, die nicht offizielles Wissen darstellen.

(übersetzt von Harald Simon)



»Fragmente zum Zeitgeist« von Herby Sachs

– zu essen wie Hartgekochtes aus der Fast-Foodküche dieses Staates

Mit immenser Geschwindigkeit rennt die Zeit auf eine Mauer zu, wird zurückgeschleudert – verdoppelt ihre Schnelligkeit um ein Vielfaches, – wie ein Flummi, das immer höher hinaufwill. *Wir vernichten, was wir lieben!*

Anpassung – Ausgrenzung – Aussonderung Ständige Schreckensnachrichten, nur mit ungeheurer Abgebrühtheit und tastender Wahrnehmung sind wir in der Lage dieses Inferno zu verarbeiten. Im tag-täglichen Verdrängungsprozeß haben Nachrichten und Schreckensvisionen keine andere Funktion als Menschen gefügig, widerstandslos zu machen, um ihnen ihre eigene Ohnmacht wie einen Spiegel vorzuhalten.

Soziale Wahrnehmung?
Bruchstückhaft durchziehen Wortfetzen die Gehirne – Risse in einer niemals runden Kugel. Buchstaben werden in willkürlichen Reihen zusammengefügt. *Leere!*
Nur unter äußerster Konzentration beginnen winzige Teilchen unserer Sinne einen irrsinnigen Tanz, um verlorengegangene Elemente in rasender Geschwindigkeit unter Ausnutzung der Beschleunigungskraft an seidenen Enden festzuhalten. Eine mörderische Dichte verkabelter Drähte, die scheinbar sinnlos ineinandergesteckt doch Funktionen erfüllen. Begrifflichkeiten, die zu hierarchisch strukturierten Systemen verkommen und inhaltsleer zur sozialen Realität gemacht werden.

Der Staat
erzwingt scheinbare Übereinkunft aller Menschen – vorgegaukelt ohne Pappnase und mit Computernummer. Er verordnet große Lösungen zu den Menschheitsproblemen. Technologische Umstrukturierung-Psychomarkt-Soziale Technologien, die von Therapieangeboten über Kleidermode verbindliche Unverbindlichkeiten suggerieren. Es gibt *keine* freie Wahl sich die Ware sinnlicher Eindruck bewußt anzueignen. Die Kurzlebigkeit von Eindrücken, produziert nach Mechanismen der Anpassung, soll soziale Wahrnehmung bewußt oder unbewußt verhindern.

Wesentliche Bedürfnisse
werden befriedigt, ob als Scheinbedürfnisse produziert oder nicht interessiert niemanden – es geht um die Zerstörung der Möglichkeit sich selbstbestimmte Sinne anzueignen. Die inflationäre Fortführung der Produktion macht es u.a. notwendig jeden Versuch einer Aneignung sinnlich kritischer Wahrnehmung zu verhindern. Die totale Verweigerung – das ständige »Gegen den Strom schwimmen« ist die einzige Chance auf einen faßbaren Gegenentwurf. Dem entgegen steht die ständige Okkupation der Sinne, die jeden Menschen aus seiner Eigenverantwortlichkeit zu entheben scheint und die spürbare Ohnmacht wachsen läßt.

Verschärfte Vision
Er durchwanderte Tage und Nächte eines begrenzten Raumes. Die weißen Wände schnitten Fratzen – die Holzsparren drohten über ihm zusammenzubrechen. Draußen dämmerte der Tag – die zahllosen Strahlen warfen sanfte Schatten durch das Fensterglas – seine Wirrnis steigerte sich in dem Maße wie seine Augen zufielen. Der Horizont, verdüstert von wachen Tagträumen, brannte wie eine Gaslampe in dämmrigem Gewölbe. Schweiß tropfte von seiner Stirn. Die ersten Stunden des neuen Tages zerflossen im Spiel – allesdrang ans Licht: Hoffnungen auf menschliches Leben ohne Entfremdung, nie gekannte Utopien einer selbstbestimmten Welt. Im grauen Nebel verborgen fanden sich Spuren von Freiheit – aufsässig, unruhig – doch der Nebel bildete eine undurchdringliche Mauer. Mit bloßen Händen durchtastete er den Schein – versuchte wie ein Gefangener Mörtel aus der Mauer zu kratzen. Keine Zeit beruhigte das Bewußtsein – diese trügerische Freundin der Fiktion. Ablenkung verschafften Momente eines im Hintergrund dröhnenden Gesangs schemenhaft sichtbarer Menschen in schillernder Kleidung, denen Hunger tiefe Furchen in die Gesichter geschnitten hatte, – einen Hunger des vollen Magens, einen Hunger von Sättigung bitter verzogener Lippen. Er fühlte einen Schauer über seinen Rücken laufen – der Jubel der Kehlen erdrückte seinen Atem. Neonfarbene Röhren



Photo: Herby Sachs

– chromquecksilbrig glitzernd – hüpften um die Menschen wie Luftballons. Sekunden später war der Spuk vorbei. Das Gesicht tief in die Hände gedrückt, verharrte er lange schweigend und regungslos.

In einer Flut von Bildern untergehen?
Über Menschen erzählen bedeutet sich mit ihnen und ihrer sozialen Realität auseinandersetzen. Das Kino produziert im Videozeitalter eine schnell und glatt konsumierbare Oberflächlichkeit, eine unerträglich unkritische Version des »Abbilds« von Leben. Scheincharakter suggeriert filmische Fiktion. Kinorealität und ihre Verwertbarkeit bedeutet Filme, die ausprobieren, auf's Abstellgleis zu schieben. Der Blick des Zuschauers soll abgelenkt werden von Kritikfähigkeit. Ein bißchen Sex and Crime, ein bißchen Liebe, ein paar Wermutstropfen Realität und fertig sind die Machwerke á la *Blue Velvet*. Auseinandersetzung mit Inhalten, Filmexperimente, sollen den cineastischen Spinnern vorbehalten sein. Selektion im übelsten Ausmaß. Das Publikum könnte ja Maßstäbe entwickeln, um Filme und Inhalte selbst zu bewerten.

Jeder Schwachsinnsschinken wird aufbereitet mit einem Schuß Hollywood-Dramaturgie, die als solche Ausgrenzung, Vergewaltigung und Heldentum betreiben. Die wenigen kleinen Filme – z.B. Zischke oder Anne Trister erzählen von fiktiven Situationen und lebenden Menschen, ihren Hoffnungen und Sehnsüchten, den Irrwegen wie den Haltungen, die in dieser Welt der Schubladensysteme – der Kategorien, der Konventionen, andere Möglichkeiten erahnen lassen.

Auch im Kino gewinnen die Menschen kein Spiel gegen sich selbst – sie sind in jedem Fall Opfer und Täter zugleich. Sehgewohnheiten werden nach Schema F entwickelt und durchaus klug durchdacht wieder in die Köpfe und Herzen transportiert. Für Psychomarkt und Filmgeschäft werden Konsumenten herangezüchtet, AbnehmerInnnen einer gigantischen Medienmaschinerie. Die Zwischentöne bleiben AußenseiterInnen vorbehalten, die ihre Sandkastenspiele mit Leidenschaft und Subversion betreiben dürfen.

Die Sturzflut der Alpträume am Rande der Zeit

Mit bleierner Müdigkeit in den Knochen versuchte er sich aufzurichten. Noch in respektvoller Ferne, doch seit geraumer Zeit spürbar war eine groteske Bewegung, die den Tanz auf dem Vulkan als höchsten Grat noch nicht erreicht hatte. Ihr Empfang wurde sein hilfloses Lächeln. Seine Augen drehten sich im Kreis gleich einem Kirmeskarussel, das aus der Lagerung zu springen droht. Stillstand–Brennpunkt–Erstarrung. Unsicher versuchte erdie Umrisse zu fassen, die in die Ferne seiner Wahrnehmung abzugleiten schienen. Schemenhafte Schatten aus Sehschlitzen wie in Gefängnistransportern rasten eine Straße hinunter, die sich am Horizont in Nichts auflöste. Gesichter, die rausgetreten waren aus einem großen Bild starrten an ihm vorbei. Gesichter mit leicht angewinkelten Köpfen, ungläubig, fast erschreckt. Stillstand. Mit einem Ruck drehten sich die Köpfe zu ihm. Er versank in die Abgründe – die Zeit der lachenden Schrecken, wo blinde Informanten von teuflischen Maßregeln flüsterten.

Rigide Maßnahmen zur Liquidierung persönlicher Selbstverantwortung ergreift die bayrische Staatsregierung, um das Problem ›zivilisatorischer Seuche‹ zur ›Normalität‹ zurückzuführen. Vorstufen neuer Massenvernichtung?

In den Köpfen werden in kürzester Zeit Skandale von folgenden Schandtaten überlagert. Schicht über Schicht türmen sich Berge der Empörung und Betroffenheit – hohle Begriffe – knallharte Fakten lösen sich stündlich ab mit nichtsändernden Entscheidungen.

Die Antwort unserer Wahrnehmung sieht aus wie ein Hamburger – Fleisch mit Soße zwischen zwei Pappdeckeln. Der Alltag deckt die *Kontinuität der Wahrnehmungen* zu, die einzige Grundlage um die Wirklichkeit zu begreifen und als Folge die Schwächen und Lügen der Herrschenden zu demontieren.

Zeitprobleme
gestern – morgen – heute – Tschernobyl, die Abschiebungen von Flüchtlingen, AIDS, die Wende, Volkszählung, wie lange liegen die Schweinereien zurück, 1 Woche oder 2 Jahre? Ständige Aufholjagd! Es gibt keine Umkehrung. Die zwei Seiten ein und derselben Medaille – Wackersdorf wird doch gebaut, jetzt erst recht. Der schnelle Brüter wird nicht in Betrieb genommen – kein Problem – die Salzstöcke von Gorleben brechen zusammen – der Tod eines Arbeiters wird zum Kalkül, mit der lapidaren Begründung einer Erdverschiebung. Gründe sind Schall und Rauch!

Seit *wann* verschiebt sich die Erde? Da scheint sich Neues anzukündigen! Die Kugel, ein gigantischer Spielball – ein unbeherrschter Moloch? Der Berg wird zum Gebirge – schwere Schlünde öffnen ihr gefräßiges Maul – plötzlich bricht der Salzstock ein (!) – in Sekundenschnelle –

Die Volkszählung dauert
oder dauert nicht – ein Puzzle ohne Ende – 10 Minuten für diesen Staat – Ordnungswidrigkeit wird in diesem Fall, und Ausnahmen bestätigen die Regel, mit der Todesstrafe geahndet. Wir sind weit entfernt von jedweder Willkürherrschaft!
Das *Andere* wird immer abgetötet, der Berg geschliffen, die Ecken begradigt – die Barbarei unserer Zeit schreitet unmerklich voran.

Ernesto Sábato – Kunst ist eine Fiktion, eine Vision der brutalen Realität des Lebens?

von Wolfgang Haug



Über den schriftstellerischen Versuch des Argentiniers Ernesto Sábato

Mit steigender Begeisterung liest die Szene Romane aus Lateinamerika. Die Existenz von Raubdrucken belegt mit am eindeutigsten ein neu erwachtes Interesse an Schriften von Allende, Márquez, Llosa u.a. Natürlich spielt die politische Solidarität mit den ausgebeuteten und IWF-abhängigen lateinamerianischen Ländern eine gewisse Rolle. Das Interesse an einer Verarbeitung der chilenischen Geschichte konnte als positive Vorbedingung etwa für Isabel Allendes Roman *Das Geisterhaus* angenommen werden. [Daß ihr zweiter Roman jetzt durchgefallen scheint, – zumindest in der Kritik, wenn auch nicht in der ominösen Bestsellerliste des SPIEGEL – hängt nach meinem Eindruck mit der im folgenden vorgestellten These zusammen, ihm mangelt die »Totalität«.] Ein Literaturnobelpreis für Márquez *Hundert Jahre Einsamkeit* tat ein übriges. Aber Erklärungen, die das lebhafte Interesse allein auf Mechanismen des literarischen Markts oder linke Modethemen zurückführen, wären bei weitem zu kurz gegriffen.

Die Romane (und das läßt sich verallgemeinern) beeindrucken durch ihre Vielschichtigkeit, die verschiedenen Handlungsstränge, Erzählebenen, die Selbstreflektion des Autors im Roman, die Mischung zwischen Personengeschichte, Metaphysik, Politik, Gewalt, Psychoanalyse; und den Ansatz eine Erzählung über Generationen anzulegen und die Geschichten mit Bildern vollzustopfen. All dies fehlt zumeist in gegenwärtigen europäischen Romanen. Wenn die Europäer »mehr« darstellen wollen, werden sie abstrakt und jonglieren mit Sprache anstatt mit Bildern. So kommt man an der Erkenntnis (wenn auch widerwillig) nicht vorbei, daß es mit den irrationalen Themen und ihren Bildern, die in die Romane eingebaut werden, zu tun haben muß.

Bei all dem sind viele dieser lateinamerikanischen Autoren beeinflußt vom Existentialismus Sartres und Camus, von der Psychoanalyse C. G. Jungs (Archetypen), und manchen anderen europäischen Traditionen; es wäre also falsch, eine typisch lateinamerikanische Kultur dahinter zu vermuten; was wir in Wirklichkeit vorfinden, trägt alle Zeichen einer Mischkultur – und gerade das fasziniert.

Um dem Phänomen näher zu kommen, möchte ich eine Extremfigur der lateinamerikanischen Literatur vorstellen. Der Argentinier **Ernesto Sábato** versucht sich theoretisch wie praktisch an einem »totalen Roman«, was er darunter versteht, wie er dies umsetzt, und was das alles mit Politik, noch dazu im anarchistischen Sinne zu tun haben kann, sollen die Fragen sein, die diese Untersuchung beantworten soll. Sábato ist dabei alles andere als ein widerspruchsfreier Mensch, doch interessiert sein (vielleicht alter klassischer) Anspruch, der Roman solle eine Synthese der gesellschaftlichen Zustände sein und helfen bei ihrer Überwindung. Doch zunächst: Wer ist Sábato?

Ernesto Sábato wurde am 24. Juni 1911 in der Kleinstadt Rojas geboren. Seit 1924 schreibt er Erzählungen und Gedichte, die zumeist wieder vernichtet wurden. 1929 studierte er Physik und Mathematik an der Universidad Nacional de La Plata, gleichzeitig schloß er sich anarchistischen Gruppen an, trat 1931 zur KP über, wo er 1933 Generalsekretär der kommunistischen Jugend wurde, 1934 heira-

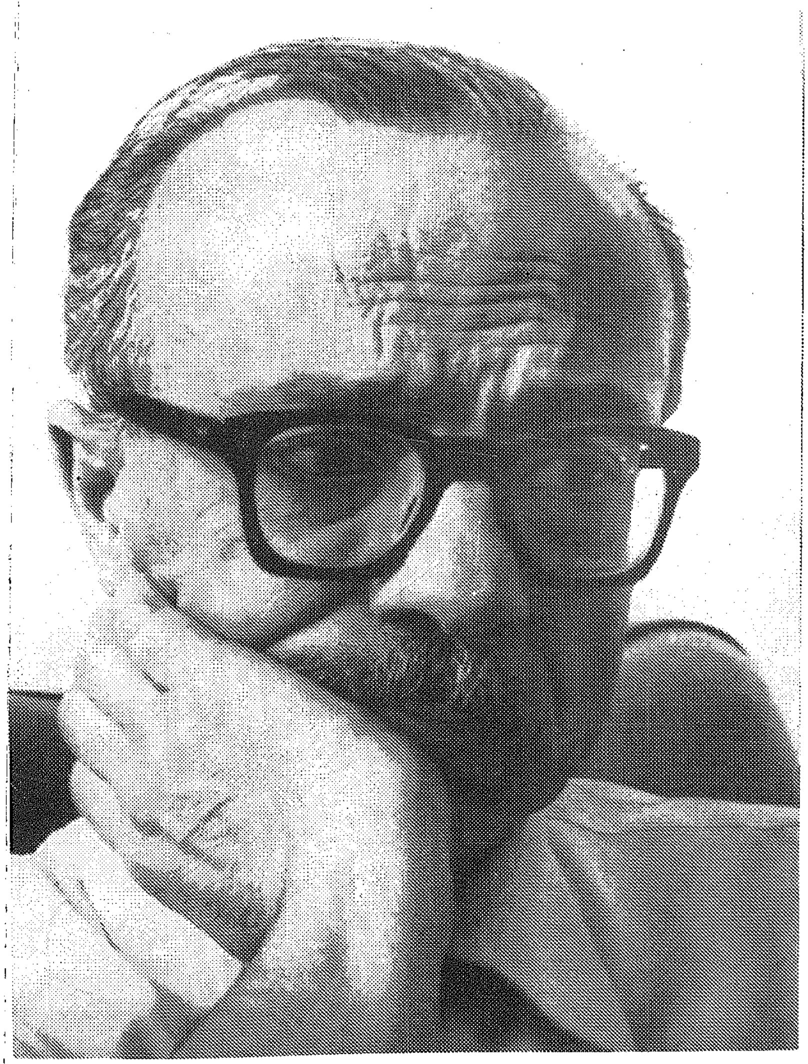


Photo: Limes Verlag, München

tete er Mathilde Kusminsky-Richter; im selben Jahr wurde er Delegierter der kommunistischen Studentenschaft beim Brüsseler Weltkongreß, aufgrund Stalins Verfolgungen aller Oppositioneller (Schauprozesse) bricht Sábato mit dem Kommunismus und verweigert eine Kaderausbildung in Moskau. Anschließend flieht er nach Paris, lebt dort in der Boheme, verarmt und politisch desorientiert. Er kehrt nach Argentinien zurück und schreibt eine Doktorarbeit. 1938 erhält er ein Stipendium für Nuklearforschung in Paris. Erneuter Kontakt mit der Bohème und den Surrealisten (André Breton, Oscar Domínguez). Er schreibt (und vernichtet) wieder. Ein erster Roman (*La fuente muda*) bleibt erhalten. 1939 arbeitet er beim Massachusetts Institute of Technology (Boston) für Forschungen über kosmische Strahlung und wird deshalb 1940 für den ersten argentinischen Lehrstuhls für theoretische Physik berufen (Universidad de La Plata), parallel beginnt er seine 1940 Mitarbeit an der literarischen Zeitschrift *Sur*, lernt Borges, Bioy Casares und Silvina Ocampo kennen. Später gründet er eine eigene Zeitschrift *Teseo*. 1943 zieht die ganze Familie in die Provinz Córdoba, von dort reist er zu wöchentlichen Vorlesungen über Energietheorie nach Buenos Aires. Ende 1945 bricht er mitten in der Vorlesung die wissenschaftliche Tätigkeit ab; bekommt andererseits den zum ersten Mal ausgeschriebenen Premio de Prosa de la Municipalidad de Buenos Aires. 1946 wird er von Perón aus dem Staatsdienst gefeuert; so geht er 1947 als Sekretär der UNESCO zurück nach Paris, wegen seiner Abneigung gegen jede Bürokratie hält er diesen Job jedoch nicht lange aus, und fährt über Italien nach Argentinien zurück. Zeitungsartikel, Vorträge, Verlagsberatung halten ihn eher schlecht über Wasser; auch wenn er 1948 mit seinem Roman *El túnel, (Maria oder die Geschichte eines Verbrechens*, dt. beim Limes-Verlag) bekannt wird. Camus setzt dessen Übersetzung bei Galliamard durch (*der* Literaturinstanz in Frankreich, vgl. Lothar Baier's Artikel in taz, 19.10.86); finanziell aufwärts geht es 1955 – nach Peróns Sturz – kann Sábato Chefredakteur der Wochenzeitung *Mundo Argentino* werden, nicht allzu lange, wie man schon vermuten könnte: er tritt öffentlich wegen mangelnder Pressefreiheit in Argentinien zurück. Fällt die Erfolgsleiter jedoch hinauf und wird Leiter der Kulturabteilung des Außenministeriums. Auf diesen Honorationenjob verzichtet er aus politischen Gründen. 1959 endlich ist er nichts weiter als freier Schriftsteller; Literaturpreise folgen [1964 Chevalier des Arts et Lettres (Paris), 1976 Prix du meilleur livre étranger (Paris) für *Abbadón el exterminador, (Abbadon*, dt. beim Limes-Verlag]. Im Dezember 1983 wird er zum Vorsitzenden der nationalen Kommission über das Verschwinden von Personen (CONADEP) im Argentinien der Generäle gewählt, diese Kommission legt (er hält eine öffentliche Rede) im September 1984 eine Dokumentation *Nunca más (Nie wieder*, dt. im Beltz-Verlag 1987) der Verbrechen der Militärdiktatur von 1976–1983 vor. Weitere Literaturpreise mit zunehmendem Alter scheinen unausweichlich [September 1984 Premio Gabriela Mistral der Organización de Estados Americanos (OEA), Dezember 1984Ehrenbürger von Buenos Aires, April 1985 Premio Cervantes de Literatura (Madrid), bedeutendster Literaturpreis der hispanischen Welt.] Ein arrivierter Anarchist, ein nonkonformistischer Arrivierter? – Jedenfalls war/ist er in seiner Lebensführung für Überraschungen gut, da sein erklärter Schwerpunkt das Romanschreiben war, dürfte in ihnen genügend Stoff zu finden sein.

Nach seinem radikalen Bruch mit der Wissenschaft beginnt Sábatos komplizierte Rolle als lateinamerikanischer Schriftsteller [vgl. Dieter E. Zimmers ausführlichen Bericht über die persönliche undpolitische Auseinandersetzung Gabriel Garciá Márquez (lebt derzeit in Kuba und sympathisiert mit Castros System wie die Mehrzahl der lateinamerikanischen Schriftsteller) mit Vargas Llosa (Gegner jeder Diktatur; in *DIE ZEIT*, Nr.43, 17.10.86)], als Gegner Peróns und der Diktaturen, als eines Linken, der es ablehnt sein Land zu verlassen, eines Metaphysikers und Humanisten, der von links wie rechts nicht verstanden und angefeindet und doch auch respektiert wird.

Sábato versucht in seiner Literatur sein Denken so miteinander zu verbinden, daß philosophische, historische, politische und ästhetische Ansichten im Roman sich durchdringen und zudem Platz für das Irrationale bleibt. Naturalistische und realistische Abbildungen verwirft er als sinnlose Verdopplung der grausamen Realität. Beeinflußt sieht er

sich von der deutschen Romantik und vom französischen Surrealismus, sein eigener Beitrag besteht in einer nachdenklichen Ironie, in der die Abwehr und Verachtung für die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse durchscheinen. In einem Interview, das er anläßlich seines im Mai '87 auf deutsch erschienen Untersuchungsberichts »Nie wieder« der *FR* gab, umschreibt er seine Auffassung von Kunst in der Gesellschaft: **»Die Kunst verschwände nur in einem Gesellschaftszustand unendlicher Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Der Künstler wird geboren durch die Unzufriedenheit mit der Gesellschaft, weil die Realität ihn anwidert, er sie nicht aushalten kann. . . . (Kunst) rettet die Menschheit als Ganzes vielleicht in einer Weise, in der sich der individuelle Mensch durch seine Träume vor dem Suizid oder dem Mord schützt. Die Träume sind alltägliche Katharsis. Derjenige, der Kultur schafft, kreiert damit Träume für die ganze Gesellschaft, denn ohne Träume kann der Mensch nicht überleben, was im übrigen längst wissenschaftlich bewiesen ist. Verweigerte man jemanden die Träume, würde er wahnsinnig. Es ist kurios, daß die Träume nützlich sind, weil sie schrecklich sind. Und das kann man auch über die Literatur sagen: Die größte Literatur ist im Grunde immer schrecklich.«** (FR 30.5.87).

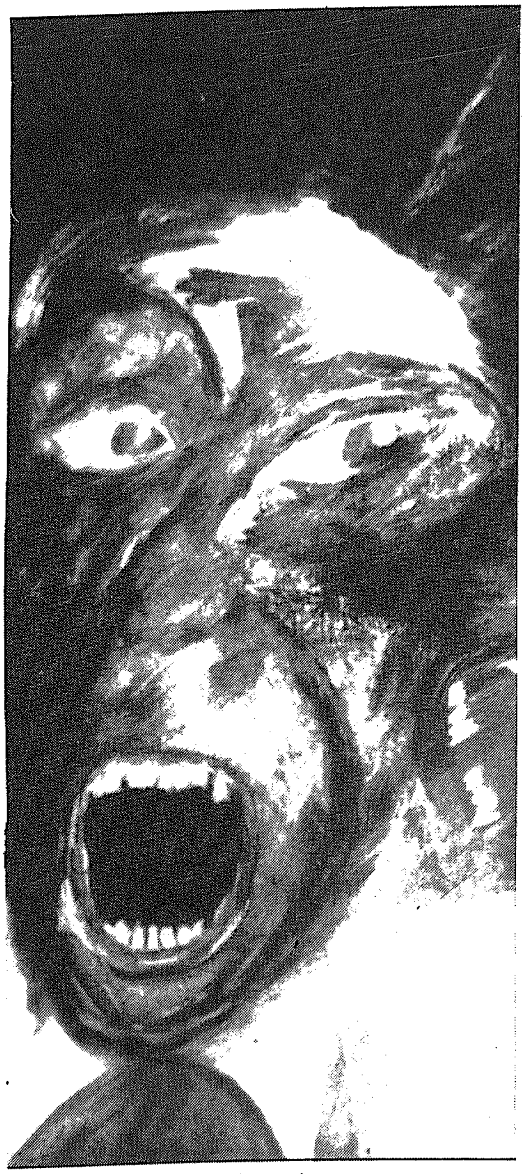


Bild von Jörg-Peter Bierach

In den Träumen setzt der einzelne Mensch seine Zerrissenheit wieder zusammen, so bleibt es Ausgangspunkt und Zieloptik für Sábatos Schaffen den Roman»helden« vollständig zu erfassen. Daß er dazu psychoanalytische Mittel einbezieht, ist keine Überraschung, daß er jedoch auch Mythen und Irrationalismen sucht und beschreibt, liegt quer zu unserem gängigen Verständnis von – nennen wir es – ›linker Weltanschauung‹. In der Renaissance sieht Sábato (katholischer Theorienbildung hier nicht unähnlich) nicht das Abstreifen metaphysischer Eingebundenheit in autoritäre religiöse Systeme sondern die Vorbedingung für die Einseitigkeit des Rationalen und Materiellen, das die heutige Gesellschaft prägt und das menschliche Sein in die Krise, in die Entfremdung führt.

Im Verlust der Metaphysik sieht er eine individuelle Vorbedingung für die heutige Anpassung der einzelnen an die wissenschaftlich-technische Fortschrittsideologie imperialer Machtstaaten, wie für vergangenen Entdeckungs- und Missionsdrang und Eroberungen. Und je mehr der einzelne Mensch diesem System entspricht, je mehr verliert er seine irrationalen Seiten, je mehr wird er zum auswertbaren Material, das rational zufunktionieren hat. Beginnend mit der Wissenschaftseuphorie des 18. und 19. Jahrhunderts bis zur heutigen High Tech-Fortschrittsideologie á la Sillicon Valley sieht Sábato eine sich ständig steigernde Entfremdung des Menschen von sich selbst, bis hin zum »anonymen Massengrab« (zit. n. *Thomas M. Scheerer, in: KLRG, »Ernesto Sábato«*).

Als Gegenbewegungen läßt er gelten: utopischer Sozialismus, Existentialismus, Ästhetizismus, Dada und Surrealismus – ihr wiederholtes Scheitern wird ihm jedoch zum Symptom der gesellschaftlichen Krise, wenn er auch an einer real-utopischen Hoffnung festhält: ». . . immer gibt es jemanden, der die menschliche Existenz durch seine Praxis rechtfertigt.« (FR, 30.5.87) Ethisch verlangt er den Respekt vor dem jeweils anderen und entsprechend kommunikatives Verhalten, praktisch-politisch träumt er von der »Errichtung kleiner sozialistischer Gemeinschaften" (zit. n. KLRG), realisiert er übergreifendes Engagement, wie die Kommission zur Untersuchung der Menschenverschleppungen.

Im Roman muß dieses konkrete politische Engagement seiner Ansicht nach nicht unmittelbar oder plakativ enthalten sein, im Gegenteil: ». . . eine literarische Fiktion muß absolut frei sein, die Poesie muß absolut frei sein. Das Engagement ist mir als Mitbürger Pflicht, aber die vordergründig politisch engagierte Literatur ist immer zweitklassige Literatur geblieben.« (FR, 30.5.87) Trotzdem gelangt er durch die Darstellung menschlicher Brutalitäten, durch die Beschreibung der Ursachen für das, was er »Kulturkrise« nennt, gleichzeitig zur Krisenbewältigung. »Meine drei Romane tendieren eher zu einer dunklen Vision der menschlichen Gattung, aber in ihnen wie im Leben gibt es immer Figuren, die die Gattung retten.« (FR, 30.5.87)

In Lateinamerika, das sieht auch Sábato wird eine Trennung zwischen politischem Engaement und schriftstellerischer Arbeit normalerweise verworfen: »Die Befreiung eines halben Kontinents geschah mit einem Säbel in der rechten und dem Buch von Rousseau in der linken Hand; die Tradition der Intellektuellen in Lateinamerika war von Beginn an für die Entwicklung unserer Nationalität sehr wichtig, alle Befreiungsbewegungen dieser Zeit wurden von Intellektuellen geführt, die von Grund auf nicht nur die literarischen, sondern auch die politischen Werke der Romantiker oder der Enzyklopädisten kannten. Aus dieser Zeit erklärt sich das Prestige der Schriftsteller in diesem Kontinent. Ein Schriftsteller ist hier etwas mehr als ein Schriftsteller, er ist eine Art von Zeuge, dem von den Menschen eine enorme moralische Wichtigkeit zugewiesen wird.« (FR, 30.5.87) Trotzdem leitet sich aus Sábatos Anspruch ab, daß seine Literatur politisch nicht eindeutig funktionalisiert werden kann. So ist es zu erklären, daß es zu ungerechtfertigten Verurteilungen à la Gabriel García Márquez kommen kann, der selbst den politisch bedenklichen Borges noch gerner sah als Sábato. Dennoch bleibt ein Widerspruch, den auch Sábato sieht: Konkret politisch Verfolgte können sich selbstredend auch nicht mit Sábatos Beharren auf dem allgemeinen humanitären, befreienden Anspruch von Literatur trösten. In *Abbadon* problematisiert er diesen Widerspruch selbst: »Kannst du mir vielleicht sagen, wann ein Roman . . . der beste Roman der Welt, der *Quijote, Ulysses, Der Prozeß*, je dazu gedient hat, den Tod eines einzigen Kindes zu verhindern? . . . Mehr noch: Wie, wann, auf welche Art hat ein Choral von Bach oder ein Gemälde von van Gogh je dazu gedient, daß ein Kind nicht verhungert? Müssen wir am Ende aller Literatur, aller Musik, der ganzen Malerei abschwören?« Daß sich Sábato nicht auf dieses Niveau puren Moralismus' einlassen will, beweist die eine Seite später folgende Passage: »Bei dem Kriterium war Beethoven ein schlechter Mensch, weil er mitten zur Zeit der Französischen Revolution Sonaten geschrieben hat statt Militärmärsche.« (Abbadon, S. 47/48)

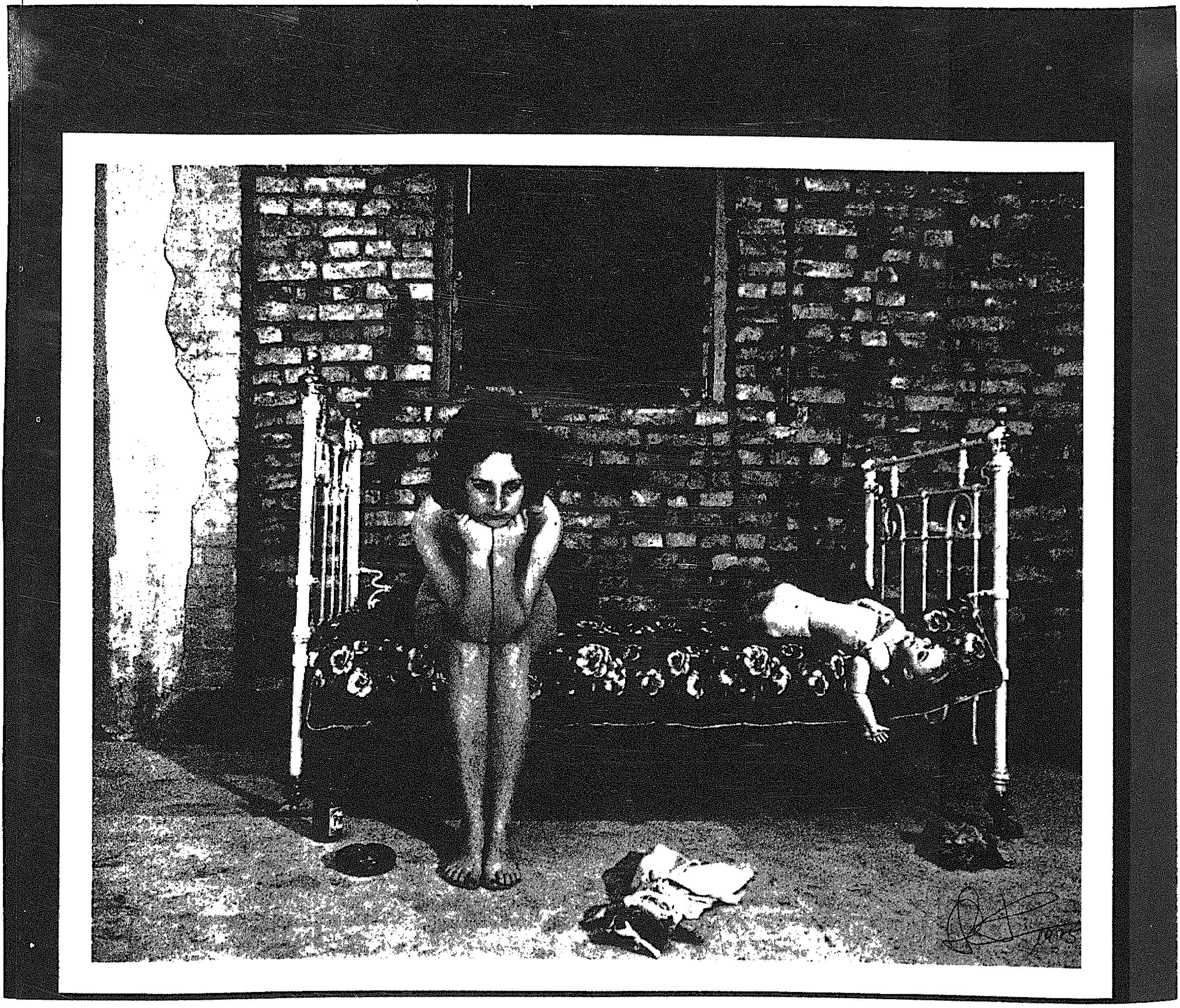
Die meisten Vorwürfe aus der Linken trafen ihn, als er sich weigerte ins Exil zu gehen. Seine Entscheidung beruhte auf seinem Anspruch, eine Literatur zu schreiben, die in der Tendenz ein totales Weltbild liefert. Dies fordere vom Schreibenden eine beständige Selbstanalyse und zugleich eine soziale Aufmerksamkeit, die dem Schriftsteller nur im eigenen Lande möglich sei. Sábato wollte sich also keinesfalls von seinen Wurzeln lösen lassen und erwog deshalb – zugunsten seines Schaffens – die (äußere) Emigration erst gar nicht.

Seine Romane – sind nicht einfach zu lesen und vermutlich erfassen wir nur einen Teil von dem was Sábato hineinlegt; d.h. die Aufnahme stößt unter Umständen genau an die Grenzen seines eben beschriebenen Anspruchs – wir haben die Wurzeln Sábatos nicht.

El túnel

Maria oder die Geschichte eines Verbrechens (span. El túnel) ist noch am leichtesten zu lesen, vielleicht weil es der erste (nicht wiedervernichtete) Roman ist und die Ansprüche, daß im Roman selbst laufend über das Ziel, die Synthese, die Ästhetik etc. gesprochen werden müsse, noch nicht so ausufernd umgesetzt wurden wie im dritten, *Abbadon*.

Die Hauptfigur: »Es wird genügen, wenn ich erwähne, daß ich Juan Pablo Castel bin, der Maler, der María Iribarne umgebracht hat.« stellt sich selbst vor. Es ist der erste Satz des Romans. Die Handlung ist einfach; der Maler beobachtet, daß María Iribarne in ei-



ner Ausstellung als einzige seinem Gemälde ›Mutterschaft‹ Aufmerksamkeit schenkt und verliebt sich in sie. Sein Besitzdenken wird jedoch schnell so übermächtig und zerstörerisch, daß er die Beziehung systematisch durch Eifersucht erstickt. Dabei macht er die Frau in seinem Kopf zum Objekt, er brauche sie und als sie treffend zurückfragt »wozu« findet er keine Antwort, außer der, daß es sich noch herausstellen werde. Zuletzt reduziert er sie zur Hure, die ihn angeblich betrügt; er schließt dies alles aus ihren Gesten, ihrem Verhalten – das er mit dem einer Zufallsbekanntschaft vergleicht, die *er* selbst machte. »María und die Prostituierte haben einen ähnlichen Gesichtsausdruck gehabt. Die Prostituierte täuschte Lust vor. Also täuschte María Lust vor. María ist eine Prostituierte.« (María, S. 183) Einmal von der typisch patriarchalen Vorstellung der »Hure« besessen, beschließt und plant er den Mord und ersticht María. Der Roman erzählt die Geschichte und nimmt den Mord im ersten Satz vorweg. Castel sitzt in einer Heilanstalt (sein Name deutet sein äußerliches und inneres Gefangensein schon im Voraus an) und er schreibt, obwohl er glaubt, daß ihn kein Mensch versteht, weil die einzige, die ihn verstanden habe, die Ermordete gewesen sei. Über Marías Gefühle, ihr Leben, ihre Ansichten usw. erfährt man nichts. Sie hat allerdings einen blinden Ehemann Allende (!), der dem Mörder »Wahnwitziger« zuruft und sich auf ihn stürzen will. Castel fühlt am Ende des Buches, die »Mauern« um sich immer enger werden und bedauert auch, daß er seine Zeit in Freiheit nicht besser genutzt habe, z.B. um die Welt von 6, 7 weiteren Verbrechern zu befreien. »Daß die Welt schrecklich ist, ist eine Wahrheit, die keiner Demonstration bedarf. Ein Vorfall würde jedenfalls genügen, um dies zu beweisen: In einem Konzentrationslager klagte ein ehemaliger Pianist über Hunger. daraufhin zwang man ihn, eine Ratte zu essen, *aber eine lebendige.«* (Maria, S. 9) Aus diesen bedrückenden Zuständen kommt der Maler jedoch nicht heraus, er kann sich niemanden mitteilen, erkennt die Mitteilungsunfähigkeit der anderen, sieht Verhaltensmuster, die alle anderen anscheinend nicht sehen: »Es genügt irgendeines der Beispiele: Psychoanalyse, Kommunismus, Faschismus, Journalismus, genauer zu betrachten. Ich habe da keine Vorlieben, alle sind mir gleich widerwärtig« (María, S. 22) (. . .) Er fragt einen Psychoanalytiker, wohin er gehe »Zu einem Cocktail der Gesellschaft – Welcher Gesellschaft? fragte ich mit versteckter Ironie, denn mich bringt ihre Art der Anwendung des bestimmten Artikels zur Weißglut: *die* Gesellschaft für die Psychoanalytische Gesellschaft, *die* Partei für die Kommunistische Partei, *die* Siebte für die Siebte Sinfonie von Beethoven« (María, S. 23) Sábato entlarvt Pseudokommunikation, weil er wirkliche Mitteilungsfähigkeit vermißt. Auch sein Protagonist ist zu keiner wirklichen Öffnung fähig, seine überdrehte Eifersucht ist auch nicht das Ergebnis irgendwelcher Neurosen, die Castel zweifellos hat, sondern sein Unvermögen mit der *FRAU* überhaupt umzugehen. In seinem Mord versucht er sich diese Frau, der er nicht näher kommt, doch noch und dann brutal und endgültig anzueignen. Natürlich vergeblich, und so vermittelt es auch Sábato, wenn er den Erzähler schreiben läßt, daß ihn vermutlich niemand versteht.

Ähnlich wie bei Marquez oder Llosas lateinamerikanischen Experimentalromanen (z.B. Vargas Llosa, *La casa verde, dt. Das grüne Haus*, Suhrkamp tb) werden Sábatos große Romane zu »Denkaufgaben«, in denen die entziffernde Aktivität der Leser/-innen vorausgesetzt wird. In seinem Fall nimmt man/frau sich besser gleich alle Romane zusammen vor, um die – immer wiederkehrenden – Zeichen zu verstehen. Eine Näherung findet sich in dem Beispiel mit der Ratte, – in den beiden anderen Romanen treten die »Blinden« oder bestimmte angstauslösende Personen als Motiv ausführlicher in Erscheinung: Sábatos metaphysische, psychologische und historisch-politische Themen haben ihr Zentrum in einer Auffassung von der Herrschaft des Bösen! Und damit verbunden der Ohnmacht des einzelnen Menschen, der trotz großer Anstrengungen und Kombinationsgabe (die Figur *Fernando Vidal Olmos* in *»Hel-*

den und Gräber«) gegen die Organisation der Macht (in der eingeschobenen Erzählung über *»Die Blinden«*) nichts auszurichten vermag. Gleichzeitig läßt Sábato jedoch andere Personen lebendig werden, die durch ihr Verhalten diese Auswegslosigkeit in Frage stellen und tendenziell überwinden.

Helden und Gräber

Um der Vielschichtigkeit der Welt gerecht zu werden, vermeidet Sábato in seinen weiteren Romanen einen festen Erzählstandpunkt. Auch die Figuren selbst sprechen und denken nicht mehr aus einem ihnen eigenen Bewußtsein, sondern wir erlesen sie nur noch in Ausschnitten: Gedankenfetzen, Ich-Erzählung, Dialog, Wahrnehmung durch andere oder durch den als Zeugen gegenwärtigen Erzähler. Dieser Zeuge in *Über Helden und Gräber (span.: Sobre héroes y tumbas)* heißt Bruno, er ist eine Figur, die zunächst vor allem zuhört und so für die Hauptfigur Martin zu einem Ersatzpsychiater wird, über den sich dann herausstellt, daß er selbst in die Beziehungen zur Olmos-Familie so verstrickt ist, daß ihm seine eigene Rolle nicht völlig klar wird. Trotzdem steht Bruno Bassán außerhalb der Haupthandlung, zitiert gar Sábatos schriftstellerische Ansprüche an das Buch und wird zum Erzähler des Blinden-Teils und damit als Co-Autor in die Handlung integriert. In *Abbadón, dem dritten und letzten Roman,* gibt es für diesen Zweck ebenfalls einen Bruno und dazu noch einen Schriftsteller namens Sabato (ohne Akzent), der jedoch die Interview-Ansichten Sábatos deutlich teilt und auch dem Lebenslauf entspricht: die Naturwissenschaften aufgegeben, die Mehrzahl der eigenen Romane vernichtet, bis auf die beiden erschienenen und der sich verabscheut, wenn er einen Literatur-Preis bekam und dafür die erwartete Rede hielt. Schon in »María« hat Sábato kritisiert, daß in den verschiedenen Gesellschaftsschichten in der Regel ausschließlich die Begegnungen ein und derselben Schicht miteinander stattfinden, in seinen weiteren Romanen vermischt er nun kräftig: Gossensprache mit den Gestelzheiten der feinen Leute, Anglizismen mit Italianismen, die abgehobene philosophische mit journalistischer oder politischen Versatzstükken von Fachjargons usw. – eine weitere Ebene, wie er die Kommunikationsunfähigkeit der Gesellschaft faßbar macht. Da er die Beschränkung aufs Materielle ablehnt, löst er konsequenterweise auch die lineare Zeitvorstellung auf. Die Haupthandlung von *Über Helden und Gräbern* geht eigentlich nur von Mai 1953 bis Juni 1955, aber in »Abschweifungen« behandelt er einen Zeitraum von 1770 bis 1945. In *Abaddón* kann man/frau überhaupt keine feste Zeit mehr festmachen, irgendwo um 1972 herum, doch nach rückwärts erweitert. Indem Sábato die beiden vorhergehenden Romane und deren Zeitvorstellungen zitiert, Erinnerungen einbezieht und mit der Erzählung des Todes von Che Guevara die Zeit um 1967 und die Folgen für das heutige Argentinien in den Mittelpunkt rückt, gelingt es, die lineare Zeit, das Folgerichtige, Zielstrebige zu durchbrechen. Dadurch gewinnt ein Roman fast automatisch größere Komplexität; er bekommt gleichsam einen anderen Blickwinkel auf die uns bestimmende Realität und verdeutlicht Bedingungen, Ursachen und Determinismen für eine gegebene Situation.

In *Über Helden und Gräbern* werden die Hauptfiguren, Martin und Alejandra wieder mit psychischen Problemen ausgestattet, die sie nicht zu überwinden imstande sind. Martín, der eigentlich abgetrieben werden sollte und im Gefühl dieser Unerwünschtheit aufgewachsen ist, versucht vergeblich in seiner Liebe zu Alejandra seinen Ekel gegen die Frauen und die Gesellschaft zu überwinden; – als sie sich ihm verweigert, gerät er in Verzweiflung und als sie verbrennt, versucht er sich umzubringen.Er wird jedoch von einer selbst unglücklichen Frau aus dem Volke gerettet (was er als ›gottgewollt‹ versteht), daraufhin verläßt er das Zentrum Buenos Aires und flieht (?) ins ländliche Patagonien. Doch auch nach Jahren hat er sein Kommunikationsproblem zu Frauen und der Gesellschaft für sich noch nicht lösen können; noch immer steht er rätselnd vor seiner Erinnerung an die unbegreifliche Alejandra und deren Familie. Die Geschichte dieser Familie Olmos in den Befreiungskämpfen Argentiniens wird im Roman immer wieder aufgegriffen und weitererzählt – was den Alptraum der Gefangenheit in Gewalt und Sinnlosigkeit nahezu perfekt macht und in der Art von Sábatos Schilderung sarkastische Züge annimmt. Gleichzeitig reflektiert diese Rückschau die Problematik Argentiniens als Vielvölkerstaat und Einwandererland, voller Traditionen aber mit wenig eigener Identität. Fast alles ist geliehen, so auch die Ideologien von Nationalismus contra Liberalismus, um die die Kriege geführt wurden und über deren Sinnlosigkeit ein Soldat aus der Familie der Olmos, der für den geschlagenen, sich nach Bolivien zurückziehenden Lavalle reitet, nachdenkt: »800 Meilen Niederlagen. Er versteht schon nichts mehr . . . Und hat die Solana nicht Brizuela Lavalles wegen verlassen? Jetzt sieht er Brizuela vor sich: mit zerzaustem Haar, betrunken, umgeben von Hunden. ›Daß kein Bote von Lavalle es wage, sich zu nähern!« Und reitet dieses Mädchen aus Salta jetzt nicht an der Seite des Generals? Er versteht nichts mehr. Und alles war zwei Jahre zuvor so klar: Freiheit oder Tod. Aber jetzt . . .«

Alejandras Abwehrverhalten gegen Martin beruht auf ihrem Haß gegen den inzestuösen Vater Fernando (ihre Mutter war dessen Schwester Georgina, zu der Bruno in ähnlich aussichtsloser Beziehung stand, wie Martin zu Alejandra). Sie bekommt panische Angst vor Martins sexuellen Wünschen und versucht weiteren Treffen aus dem Weg zu gehen. Positiv kann auch sie ihre Lage nicht verändern, aber – getreu der Prämisse 6,7 Schurken vorher zu beseitigen, um die Welt zu bessern – erschießt sie immerhin den Vater und steckt das Elternhaus in Brand. Wieder beginnt der Roman mit diesem, auch ihrem, Ende.

Alejandras Vater Fernando hat endgültig die Verbindung zur Realität verloren. Ursprünglich Anarchist, was zu ausgezeichneten Beschreibungen der argentinischen Anarchistenszene der 20er Jahre führt, in der sich Sábato augenscheinlich auskannte, verliert er sich völlig in seinen Ängsten vor Verschwörungen der Macht. Er forscht über eine Sekte von Blinden, der er seiner Ansicht nach zum Opfer fallen wird. Es ist ein Kapitel über den Wahn. Fernandos Bilderwelt vermittelt den sonst verdrängten, irrationalen Teil der Psyche. Sábato schildert durch sie eine Gegenrealität, die natürlich auch metaphysische Vorstellungen enthält. Neben dieser verqueren, schwerer nachvollziehbaren Welt besitzt





Fernando jedoch auch einen irdisch-politischen Gehalt aus dem frühen 20. Jahrhundert, was zur politisch willenlosen Gestalt Martins in auffälligem Gegensatz steht. Als Anarchist und Bankräuber steht Fernando, dessen Beziehung zur Gesellschaft damals noch nicht verloren war, zugleich für entsprechenden politischen Veränderungs- und Ausbruchswillen des frühen 20. Jahrhunderts, – ein Zeitpunkt, den Sábato als möglichen Wendepunkt in der Geschichte gelten läßt, der jedoch verpaßt bzw. verloren wurde!

Spekulation wäre es, wenn ich Sábato unterstelle, er habe Fernando deshalb von der Realität abirren lassen, weil sichgesellschaftlich nichts verändern ließ. Martín hingegen gehört zu einer Generation, die politisch keine Traditionen mehr kennt und deshalb passiv bleibt, er ist unwilliges Mitglied der peronistischen Gesellschaft, findet aber theoretisch und praktisch keine Alternativen. Das einzige Moment, das Hoffnung in Sábatos trübe Welt voller Obsessionen und Ohnmachtsgefühle trägt, dürfte die natürliche gegenseitige Hilfe nicht näher beschriebener Menschen sein; illustriert an der Frau, die Martin vor dem Selbstmord bewahrt. Es ist das einzige unangezweifelte Verhalten im ganzen Roman, so daß hierin die eigentliche, aber sehr vorsichtig formulierte, soziale Utopie Sábatos für Argentinien zu suchen ist.

Abbadon

Der Inhalt von *Abaddón el exterminador* kann weniger gut zusammengefaßt werden. Er beginnt mit der Selbstreflektion des Schriftstellers Sabato über seine Rolle, seinen Zwang zu schreiben, dessen Sinn und um die Schwierigkeit mit einem neuen Roman, – eben *Abbadon* (es ist der Name des 5. Engels der Apokalypse des Johannes, der Engel des Abgrunds). Der Ort ist wieder Buenos Aires, und der Roman atmet beispielsweise in der Beschreibung untergetauchter Nazis, personifiziert in der Figur Schneiders, der (dem Roman-)Sabato instinktiv Furcht einflößt, schon die bedrückenden Zustände der Folterkammern der späteren Herrschaft der Generäle. Daß Sábato diesem drohenden Prozeß hilflos gegenübersteht, verdeutlicht er dadurch, daß er sich nun ganz direkt und nicht mehr über die Figur des Bruno allein in den Roman einbezieht; und – indem er sich dort eine Mischung aus Martin und (dem späten) Fernando hilflos und wahnhaft darstellt. Gegen Ende des Buches verwandelt er sich sogar in eine geflügelte Ratte (»Sein Sehvermögen hatte angefangenen schwächer zu werden und da überfiel ihn die Gewißheit, daß diese Schwächung weder eine vorübergehende Erscheinung war . . . sondern langsam zunehmen würde,bis sie die völlige Erblindung erreichte.« S. 464), was jedoch seine Umgebung nicht bemerkt. Trotz dieses alptraumhaften Zustands beschließt er weiterzuleben; – hier erscheint Sábatos positive Utopie also noch weiter reduziert, man/frau muß schon in diesem Lebenswillen eine letzte Möglichkeit erkennen wollen. Ganz offensichtlich hat Sábato seinen Glauben an die Menschheit fast völlig verloren.

In den vielschichtigen Handlungssplittern dieses Romans sticht die Geschichte des jungen Marcelo Carranza heraus. Ein Student aus gutem Hause, »wie alle argentinischen Revolutionäre«, – wie Che Guevara – gerät in die Fänge der argentinischen Polizei, weil er Palito, einen alten Kampfgefährten Ches unterstützt haben soll. Er – wie andere, Männer und Frauen, selbst Schwangere – werden zu Tode gefoltert. Sábato erweist sich in seiner Beschreibung der Folter als Prophet der Zustände, die wenig später im Argentinien der Generale Wirklichkeit werden, und die er in ihrer Entwicklung wohl intuitiv erfaßt hatte und im voraus detailliert beschrieb: »Sie legten ihn auf den Tisch mit der Marmorplatte, zogen seine Arme und Beine so auseinander, daß sein Leib etwa ein Kreuz darstellte, und fesselten seine Hand- und Fußgelenke mit Stricken an den Tisch. Dann schütteten sie einen Eimer kaltes Wasser über ihn und hielten ihm die Spitze der *Picana* vor das Gesicht. Ob er wisse, was das sei. »Eine argentinische Erfindung«, sagte Turco und lachte, »Und da heißt's dann, wir Argentinier können nichts weiter, als das Auslandnachahmen. Das hier ist *made in Argentina* jawoll, der Herr, und wir sind stolz darauf.« (S. 442) [*Picana: Kurze Metallstange, mit der an Intensität variable Elektrostöße verabreicht werden*, wh]

Ein zweiter Handlungsgang bildet die inzestuöse Liebe der Geschwister Nacho und Agustina Izagirre. Wieder zeichnet Sábato die beiden Figuren als die Gefangenen ihrer Leidenschaft; insbesondere Nacho kann sich nicht aus seiner Situation lösen und unternimmt einen (wieder scheiternden) Selbstmordversuch, als Agustina die Geliebte eines Unternehmers wird. Nacho beschreibt die Sinnlosigkeit des Durchschnitts-Lebens, in dessen Negation ebenfalls eine Veränderungsmöglichkeit aufscheint: »Sie kamen zur Welt und beschmutzten schon die Windeln, würgten Milch hervor (ich geb' meinem, soviel ich kann, wissen Sie), wurden fett (schauen Sie nur, wie süß, und dazu wischt sie ihm das Gesabbere mit dem Lätzchen weg), wuchsen heran, erreichten den einzigen magischen und wahrhaftigen Augenblick (unvernünftige Träumer, Irre), und dann kamen die Prügel, die Ratschläge und die Lehrerinnen, die sie in eine Herde von Heuchlern verwandelten (man darf nicht lügen, Kind, kaut nicht eure Nägel, schreibt keine schlimmen Wörter an die Wände, man darf nicht in der Schule fehlen), in eine Herde von Realisten, Emporkömmlingen und Knauseren (Sparen ist die Grundlage des Vermögens). Ohne die ganze Zeit über auch nur einen Augenblick lang nicht zu essen, sich zu entleeren und alles, was berührt wird, zu beschmutzen. Dann die Anstellung, die Ehe, die Kinder. Und erneut ein kleines Monstrum, das Milch hervorwürgt vor den entzückten Augen des ehemaligen kleinen Monstrums, das auch Milch hervorwürgte, und die ganze Komödie geht von vorne los. Kampf, Streit um die Sitze im Autobus und die Posten in der öffentlichen Verwaltung, Neid, Verleumdung, Befriedigung des Minderwertigkeitsgefühls beim Anblick der vorbeirollenden Tanks des Vaterlands (da kommt er sich stark vor, der Zwerg). Und so weiter.« (S. 418/19)

Die Verbindung zur Selbstreflektion der Sabato-(ohne Akzent)Figur wird im Roman hergestellt, indem Nacho Photos an die Wand pinnt, von denjenigen, die viel versprechen und nichts halten, die Vorbilder sein könnten



Literaturangaben zu Ernesto Sábato

* La fuente muda, entstanden um 1938; verloren; Teilabdruck in Sur, 157, 1947, .
* El túnel, 1948; dt. zuerst als: Der Maler und das Fenster, übers. v. A. Lobato, Wien/München/Wiesbaden 1959); jetzt: Maria oder die Geschichte eines Verbrechens, übers. v. Helga Castellanos, Limes-Verlag Wiesbaden und München 1986.
* Ejercicios estilísticos, 1950 (in Narrativa completa, 1165–1183).
* Sobre héroes y tumbas, 1961; dt. Über Helden und Gräber, übers. v. Otto Wolf, mit e. Vorw. v. W. Gombrowicz, Limes/Wiesbaden 1967, ²1986).
* Abaddón el exterminador, 1974; dt. Abaddón, übers. W. A. Luchting, Limes/Wiesbaden-München 1980).

Herausgebertätigkeit
* Nunca Más. Informe de la Comisión Nacional sobre Desaparición de Personas, 1984. dt. Nie wieder, Beltz 1987 (von Reemtsma geförderte Übersetzung, vgl. seinen Artikel in *Konkret, Juni 1987*).

Essays (zahlreich, aber bislang zumeist nur auf spanisch)
* Tres aproximaciones a la literatura de nuestro tiempo. Robbe-Grillet, Borges, Sartre, 1968 (dt. Sartre gegen Sartre, übers. v. W. A. Luchting, Wiesbaden 1974).
* Persönliche Bemerkungen zu den Kulturbeziehungen zwischen Europa und Lateinamerika, Zeitschrift für Kulturaustausch, 24, 1, 1974, 110–112.
* Presentación La Nación, 24–9–1984, 5; Rede bei Übergabe des Informe Nunca Más).
*Übersetzungen für einen Essay-Band sind beim Limes-Verlag, München-22 in Vorbereitung, Brief v. Marguerite Schlüter an W.H. v. 21.11.1986

Über Sábato
Thomas M. Scherer: Ernesto Sábato, in: Kritisches Lexikon der romanischen Gegenwartsliteratur, Tübingen
Hannsjörg Prelle: Interv. »Der Mensch ist die einzige zoologische Spezies, die foltert«, *FR*, 30.5.1987

und deren Kompromisse die Ideen verraten; – an Nachos Wand pinnt Camus, pinnt Sábato! Als er den Unternehmer hinzupinnt, ärgert sich Agustina: »Ich hab' immer geglaubt, deine Absicht wär', nur die Bilder von den widerwärtigen Kerlen zu sammeln, die vom Absoluten quasseln. Es war doch, wenn ich mich recht erinner', einer von diesen Pakten: bloß die großen Schweine. Nicht die Fotos von den kleinen Würstchen.« (S. 421/422)

In dieser Selbstreflektion des Schriftstellers in der heutigen Gesellschaft, seiner Ohnmacht und Aufgabe, seiner Ehrlichkeit gegenüber sich selbst und seiner eigenen Feigheit, liegt die eigentliche Bedeutung von *Abaddon*. Sábato versucht die gesellschaftliche Realität und das eigene Ich schonungslos zu erfassen. Er schreibt aus Zwang, nicht freiwillig: »Wozu aber schreiben, kreieren, wenn die Realität, die uns zuteil wurde, uns zufriedenstellt? Gott schreibt keine Fiktionen: die werden aus unserer Imperfektion geboren, aus der unzulänglichen Welt, in der wir zur leben gezwungen wurden.« (S. 120)

Daneben finden wir die zerrissenen Entwicklungs-Bedingungen für Lateinamerika am Beispiel Argentiniens, finden die Kritik an bisherigen marxistisch-aufgesetzten Befreiungsideologien, und erfahren vor allem die Brutalität und die »Normalität« von Alt- und Neu-Faschisten und Folterern: »Wir wissen auch, daß du keinGuerillero bist, daß du nicht imstand wärst, einer Fliege was zuleid zu tun. Wir wissen viel mehr von dir, als du dir vorstellst. Wir foltern dich hier nicht deswegen, verstehst du: Wir foltern dich, weil du allerlei weißt und wir's wissen müssen. Wir setzen viele Hoffnungen auf einen Kerl wie dich, gerade deswegen. Weil dir Gedichte gefallen, weil du kränklich bist. Verstehst du das? Nimm's nicht übel. Glaub nur nicht, daß ich die *Picana* anwend', weil's mir Spaß macht. Nein. Ich hab' auch Familie. Oder was glaubst du, daß wir sind? Bestien?« (S. 445)

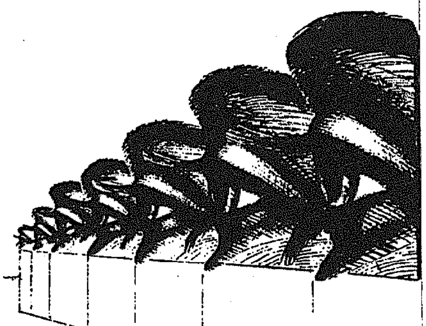


Photo: Manfred Kampschu



Zeitschriftenschau

L'80. Zeitschrift für Literatur und Politik, Heft 41: »Im Namen des Individuums«. Die Linke, die Aufklärung und die Utopie, März 1987 – In einer Zeit – schreibt Johano Strasser, der Herausgeber der Zeitschrift *L'80* –, in welcher »der Mensch, das Individuum zunehmend zum Störfaktor eines Betriebs wird, dessen *reibungsloses Funktionieren* (nicht seine Störfälle) die größte Bedrohung für Freiheit und Menschenwürde darstellt«, sei es besonders wichtig, jenen Gehör zu verschaffen, die sich gegen jegliche Vereinnahmung wehren. Von solchen, die »im Namen des Individuums« – so das Thema des neusten Heftes von *L'80* – gedacht und geschrieben haben, handeln denn auch die Beiträge zum Schwerpunktthema.

Rolf Cantzen hat schon an anderer Stelle Beiträge zu einer libertär-ökologischen Gesellschaftstheorie geschrieben. In seinem Aufsatz »Wider den Dampfmaschinensozialismmus« stellt er Gustav Landauer in diesen Zusammenhang, insbesondere seine Marxismuskritik. Neben dem Ziel einer Eroberung der Staatsmacht, einer Errichtung der Diktatur des Proletariats sowie der Organisation der staatlichen Planwirtschaft kritisiert Landauer die marxistische »Vergötterung« der Produktivkraftentwicklung, deren politisch-sozialen Folgewirkungen – nicht nur in ihrer kapitalistischen Form – für die Emanzipationsbestrebungen der Menschen verheerend waren. Gemeint sind in erster Linie die enorme Zentralisierung der Arbeit in den Städten, die Atomisierung der Massen, die Zerstückelung der Arbeitszusammenhänge, die Unterwerfung der Menschen unter die Anforderungen der Maschine. Landauers Tadel gilt auch dem marxschen Konzept von der »Humanisierung der Natur«, das vom christlichen »Macht-euch-die-Erde-untertan« nicht weit genug entfernt sei; er selbst hat schon zu seiner Zeit jenes heute höchst aktuelle Neben- und Miteinander von Mensch und Natur postuliert.

Arnold Künzli weist in einem fingierten, doch »mißglückten Gespräch zwischen Anarchismus und Sozialdemokratie« darauf hin, daß es eine »unité de doctrine« des Anarchismus nicht gebe, lediglich »einige Grundideen« seien den Vertretern des Anarchismus gemeinsam; sie betreffen den Staat, das allge-



– was sich zu lesen lohnt!

meine Wahlrecht, die Diktatur der Mehrheit, die Funktion von Verfassung und Gesetzen, das Privateigentum und die Selbstverwaltung, eine den anthropologischen Gegebenheiten angepaßte soziale Organisationsform. In einer anschaulichen Weise läßt Künzli die anarchistischen Theoretiker zu Wort kommen und ihre Standpunkte darlegen, so entsteht ein klarer Überblick über anarchistisches Denken. Daß dabei Vereinfachungen und Schlagwörter nicht immer zu vermeiden sind, schmälert Künzlis Aufklärung über den Anarchismus nur wenig. Überraschend allerdings, daß Künzli gerade jenen immer wieder in diffamatorischer Absicht zitierten Satz Bakunins anführt, dessen Entstehung Cantzen ein paar Seiten zuvor einer Zeit zugeschrieben hat, in der Bakunin noch nicht als ein anarchistischer Denker bezeichnet werden kann: »Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust«.

Betrachtet man die Autonomie des Menschen als ein Kernstück anarchistischen Denkens, so wird man zu recht Ludwig Marcuse – wie *Horst Wernicke* es in seinem Aufsatz »Der totgeschwiegende Aufklärer« tut – als »skeptischen Anarchisten« bezeichnen dürfen. Nie hat er sich einem Glauben, einem Denksystem, einer Ideologie – gaben sie sich noch so zukunftsweisend und humanistisch – verschrieben; sich aber doch stets in einer Geistesverwandtschaftwissend mit denen, die es ihm ähnlich taten, mit Epikur, Voltaire, Büchner, Heine, Nietzsche, Freud, Toller und – vor allem – Albert Camus. Mit ihm teilt er, wie Wernicke zusammenfassend schreibt, »die entschiedene Utopie- und Hoffnungskritik, die ausführlich begründete Ablehnung der christlichen und marxistischen eschatologischen Hoffnung, den skeptischen ›Revolte‹-Gedanken.

Camus als Bezugspunkt – das gilt auch für *Wolfgang Michals* Aufsatz über Breyten Breytenbach, auch einer, der zwischen allen Stühlen sitzt. Michal zeichnet in einem pakkend geschriebenen Essay dessen Entwicklung als Schriftsteller nach, seinen Weg vom heimatlichen Südafrika ins Pariser Exil. Er ist »einer, der – mit Camus – auf der Solidarität der einzelnen besteht, auf Autonomie und Gesellschaft, solitaire und solidaire.« Wiederum wie Camus im Algerienkrieg gerät Breytenbach im Südafrika-Konflikt zwischen die Fronten: Er verlangt die Befreiung *aller* Südafrikaner. Was für Camus der »Mythos vom Sisyphos« ist für ihn der »Mythos des Minotaurus«, eine Freiheitsauffassung, die – wie Michal schreibt – »anti-politisch im Sinne eines politisch erwünschten Abbaus von Politik zugunsten menschlicher Emanzipation« ist.

Wenn es um die Bedeutung des Individuums geht, hat der Anarchismus ein gewichtiges Wort mitzureden. Verdienstvoll, daß der Herausgeber dabei nicht allein die »reinen« anarchistischen Theoretiker zu Wort kommen läßt, sondern auch jenes anarchistische Element, das heute auf einer breiten Ebene – oft untergründig zwar – spürbar wird.

Heinz Hug

Der **Flattersatz – Zeitschrift für Literatur** – hat seine dritte Ausgabe Literatur, Film und Geschichte Spaniens gewidmet. Aus dem Editorial: *»Behaupten wir: Spanien ist in aller Munde! Es ist im Munde von Millionen deutscher Spanientouristen. Es ist im Munde von Politikern aller Fraktionen als neues EG-Mitglied. Es ist im Munde von Militärstrategen der NATO. Es ist im Munde von Historikern und Laien, die sich mit dem Spanischen Bürgerkrieg beschäftigen. Viele führen Spanien im Munde, und jeder denkt dabei an s e i n Spanien – um Spanien geht es jedoch meist zu allerletzt.«*

Der *Flattersatz-Spanien* ist eine Art Lesebuch. Er umfaßt ein breites Spektrum verschiedenster Texte von AutorenInnen dieses Jahrhunderts. Tendenziell unterliegt der Sichtweise eine linke-antifaschistische Haltung, die besonders Eigenarten kultureller und politischer Identität des Landes aufzunehmen sucht. Die Zusammenstellung der Texte erscheint auf den ersten Blick ein wenig willkürlich, im Verlauf des Lesens entpuppt sich das Gerüst jedoch als sehr abwechslungsreich.

Durch eine sorgfältige Auswahl kurzer Texte entfernt sich das Lesebuch von typisch folkloristischen Klischees und der Beliebigkeit anderer Publikationen zur kulturellen Entwicklung in »exotisch« anmutenden Ländern. Es entsteht kein kultureller Einheitsbrei, sondern ein vielfältiges Bild sozialer Lebens- und Denkweise.

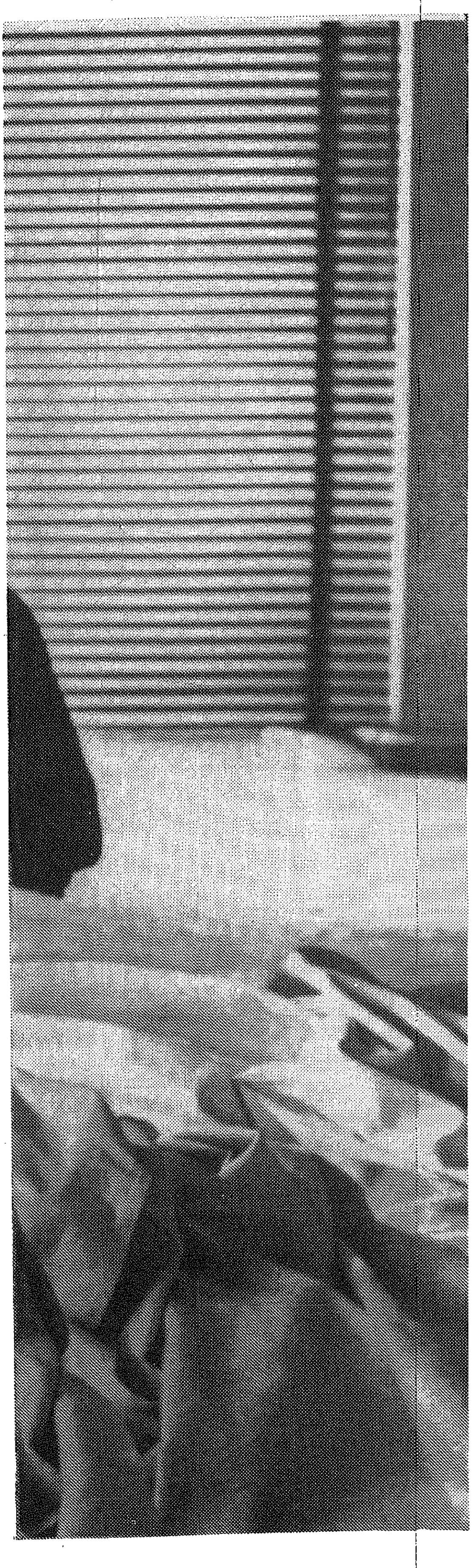
Neben Poesie und Prosa von spanischen Autoren wie Valle Inclan, Rafael Alberti, Garcia Lorca u.v.a. sind einige Texte deutscher AutorenInnen aufgenommen, z.B. Erich Weinert – Franz Kafka – Günther Bruno Fuchs u.a. Interviews, literaturwissenschaftliche Skizzen oder einfach Lieder in Spanisch und Deutsch von Labordetta oder Lorca erweitern das Interesse an spanischer-Kultur. Besonders beeindruckend ist eine Rede von Pablo Neruda und Garcia Lorca (Buenos Aires 1933) von beiden gleichzeitig und zusammen gehalten zum Gedenken an den nicaraguanischen Dichter Ruben Dario.

Der Text »Neunzig Jahre spanischer Film« versucht sehr behutsam einen Überblick über die Entwicklung der verschiedenen Phasen des spanischen Films zu geben. Besonders hervorgehoben ist die Filmkultur während des Bürgerkriegs: »Der Film der Republikaner« und neben »dem oppositionellen Film« im Faschismus die verschiedenen Strömungen des Kinos nach Franco – nach der offiziellen Abschaffung der Zensur.

Besonderes Verdienst gilt am Schluß den Literaturhinweisen für deutschsprachige leser – eine wirklich übersichtliche Bibliographie – ohne Anspruch auf Vollständigkeit –, die u.a. auf preisgünstige Ausgaben Wert legt. Die Schwerpunkte sind gegliedert nach: Belletristik, Spanischer Bürgerkrieg, Geschichte Spaniens, Anthologien und Discographie. Kriterium für die Aufnahme eines Titels war die Lieferbarkeit durch den Buchhandel.

Flattersatz 3, Edition Zerberos 1987, Hg. Jörn Laue/Rudolf Schmitt, PF 69, 3405 Rosdorf.

Herby Sachs



»Es lebt noch eine Flamme . . .«

von Reinhold Görling



Sie forderten den 6-Stunden-Tag, um die Massenarbeitslosigkeit zu vermindern; sie verpflichteten die Unternehmer in einigen Berufszweigen, sich an den zentralen Arbeitsnachweis ihrer Gewerkschaft zu halten: so konnten sie die knappen Beschäftigungsmöglichkeiten selbständig und gerecht untereinander aufteilen; sie gründeten Landkommunen und Freie Schulen; sie organisierten Kindergruppen nach den Idealen antiautoritärer Erziehung; sie wollten, wie sie sagten, so »leben lernen, als sei die Revolution schon gewesen«; ihre Frauengruppen, sie nannten sie Frauenbünde, kämpften gegen den Paragraphen 218, dachten über den Gebärstreik nach, praktizierten bewußt die Alleinerziehung ihrer Kinder, zum Teil wie in Frauenzentren heute – gemeinschaftlich, und experimentierten mit neuen Formen der Geschlechterbeziehung; auch ihre Jugend suchte nach neuen Lebensformen und erklärte der bürgerlichen Kultur den Krieg; es gab Theater- und Musikgruppen mit eigenen Liedern, und bei alledem beteiligten sie sich äußerst aktiv an den politischen Auseinandersetzungen ihrer Zeit: der Revolution von 1918/19, der aus dem Widerstand gegen den Kapp-Putsch entstandenen Märzrevolution von 1920, und dann am Kampf gegen Armut, politische Justiz, Beschäftigungslosigkeit, Faschismus. Bis 1937 konnten sie noch genügend informelle Strukturen aufrechterhalten, um den Widerstand zu organisieren. Die Spur verliert sich erst in den Zuchthäusern, Konzentrationslagern und psychiatrischen Anstalten des Dritten Reiches.

Die Rede ist von den TeilnehmerInnen einer fast vergessenen sozialen Bewegung: den deutschen Anarchosyndikalisten und insbesondere denen des rheinisch-bergischen Raumes. Kein Schulbuch über die Geschichte der Weimarer Republik verliert ein Wort über sie, und auch die Standardwerke zur deutschen Arbeiterbewegung erwähnen sie nur am Rande: als eine unbedeutende, von einigen kleinbürgerlichen Intellektuellen initiierte und getragene Sekte. (. . .) Der Anarchismus gilt als Gegenbewegung ohne wenn und aber, ein Wesen ohne Heimat oder Fleisch, über das die Geschichte hinweggegangen ist, also letztlich als eine Bewegung ohne eigene Geschichte.

Aber wenn man etwas Abstand nimmt von der politischen Polemik, erscheint es kaum plausibel, daß etwas, das nur Negation, nur Ablehnung, sein soll, eine wirkliche, prägende soziale Bewegung sein konnte. Die Annahme liegt nahe, daß viele nicht wissen und vor allem nicht wissen wollen, was dieses negativ Gefaßte des Anarchismus ausmacht: In sozialen Gegenbewegungen artikuliert sich gesellschaftlich Ausgegrenztes und Unterdrücktes, von der Gesellschaft nicht zugelassene Wahrnehmungs- und Erfahrungsweisen, verpönte Gefühle und verdrängte Bedürfnisse. Es liegt in der »Natur der Sache«, daß sich dieser Protest nicht an die Spielregeln der herrschenden Gesellschaft hält, denn gerade diese Regeln sind es, die die Ausgrenzung der Protest-Motive bewirken. (. . .)

Das Geschichtsverständnis des Anarchismus ist ausdrücklich eine Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer (wie aber auch der marxistischen) Geschichtsphilosophie. Geschichte ist dem Anarchismus nicht etwas Machbares, eher ein aktualisierbarer

Reichtum an Potentialen, an Möglichkeiten. Fortschreitende Naturbeherrschung war dem Anarchismus nie ein Garant für die Entstehung einer freien und gerechten Gesellschaft; diese können nur die Menschen selbst schaffen; und zwar unabhängig von den Bedingungen, in denen sie leben. Der Anarchismus sieht imMenschen einen Souverän, der nicht vollständig eingebunden ist in einen objektiven und sich geradlinig entwickelnden geschichtlichen Prozeß, sondern in eine Historie menschlichen Willens zur Befreiung, der immer wieder entsteht. Und das heißt auch unter den Bedingungen der Unfreiheit in eine Historie der Märtyrer und Opfer. In ihrem Eingedenken läßt sich Geschichte vergegenwärtigen, ist eine Kommunikation zwischen den Generationen möglich.

So blieb für die deutschen Anarchosyndikalisten der 1. Mai immer jener Gedenktag an die fünf 1887 in Chicago hingerichteten Anarchisten; und am 13. Oktober gedachten die deutschen Anarchisten eines anderen Opfers: des anarchistischen Pädagogen Francisco Ferrer, der 1909 wegen eines Aufstands der Arbeiter Barcelonas hingerichtet wurde. (. . .)

Zu einer Massenbewegung wurde der deutsche Anarchosyndikalismus nur einmal und nur für kurze Zeit in der deutschen Geschichte: Das war unmittelbar nach dem 1.Weltkrieg. (. . .) Jetzt vertraten 109 Delegierte über 110 000 Mitglieder. Davon stammten 50 000, also fast die Hälfte, aus dem Rheinland. (. . .) Wohl nahm die Mitgliederschaft in den nächsten Monaten fast noch einmal um das Doppelte zu, doch in den Inflationsjahren 1923/24 und der darauf folgenden relativen Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse schrumpfte sie wieder schnell. Die Arbeiterbörse Rheinland der FAUD hatte 1925 nur noch 25 000, zur Jahreswende 1929/30 knapp 10 000 und 1932 nur noch 3000 Mitglieder. Eben diese Geschichte der AnarchosyndikalistInnen des rheinisch-bergischen Raumes haben *Ulrich Klan* und *Dieter Nelles* in jahrelanger Arbeit erforscht, aufgeschrieben und nun veröffentlicht. (*Es lebt noch eine Flamme – Rheinische Anarcho-Syndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus, Trotzdem-Verlag, PF, 7031 Grafenau-1; 360 S.; 32.-*) Sie stützen sich dabei auf die wenigen überlieferten schriftlichen Quellen der Bewegung sowie Dossiers und Berichte, der politischen Polizei der Weimarer Republik, vor allem aber auf Gespräche und Interviews mit noch lebenden Teilnehmern dieser Bewegung oder ihren Kindern. Und in erster Linie sind es wohl die in das Buch immer wieder eingeflochtenen Informationen, Bilder und Redewendungen aus diesen Gesprächen, die es den Autoren ermöglichen, die Negativbestimmungen des Anarchosyndikalismus weit hinter sich zu lassen. Sie beschreiben eine Bewegung, die in ihren Organisationen und in ihrem Alltag eine eigene Kultur, eine proletarische Gegenkultur entfaltet hatte. (. . .)

Ulrich Klan und *Dieter Nelles* haben aus ihrer wissenschaftlichen Historiographie der anarchosyndikalistischen Sozialbewegung im Rheinland eine über weite Strecken spannend zu lesende Chronik von Menschen gemacht, die sich der Zerstörung ihrer Sinn- und Lebenszusammenhänge widersetzt und dabei eine erstaunlich vielgestaltige Gegenkultur geschaffen haben. Sie lebten die große ebenso wie die kleine Verweigerung (den Generalstreik und den Aufstand während der zwei revolutionären Jahre nach dem 1. Weltkrieg ebenso wie den alltäglichen Widerstand, den Boykott der herrschenden Gesellschaftsordnung in der Suche nach befreienden Lebensformen).

(Auszüge aus einer Sendung des WDR, 1.7.87)





Anarchosyndikalistische Jugendliche aus Elberfeld-Barmen, 1924

Zwischen Liebe und Anarchie

»Sie können mich verhaften, sie können mich verurteilen und ins Gefängnis werfen, aber niemals werde ich schweigen; ich werde mich niemals den Behörden fügen oder unterwerfen, noch mit einem System Frieden schließen, das die Frauen zu bloßen Gebärmaschinen degradiert und sich an unschuldigen Opfern mästet (Kinder, die als Arbeiter ausgebeutet werden). Jetzt und hier sage ich diesem System den Kampf an und werde nicht ruhen, bis der Weg frei ist zu einer selbstgewählten Mutterschaft und einer gesunden, fröhlichen und glücklichen Kindheit.«

Diese Äußerung Emma Goldmans - zitiert nach der jetzt übersetzten Biografie von Candace Falk - beinhaltet eine nahezu typische Charakteristik der Anarchistin und Frauenrechtlerin, wie wir sie bislang kannten, und wie sie sich selbst in ihrer dreibändigen Autobiographie "Gelebtes Leben" (dt. im K. Kramer Verlag Berlin) sah. Emma Goldman, im Gefolge der Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung aus dem zaristischen Rußland in die USA ausgewandert, emanzipierte sich dort recht schnell aus der patriarchalischen Enge ihrer Familie und schloß sich der anarchistischen Bewegung an. Aufgrund ihrer Begabung als Rednerin avancierte die "Rote Emma" schnell zur meistgehaßten Frau Amerikas; ihre Versammlungen wurden von Polizei und Bürgerwehren regelmäßig gesprengt, ihre Zeitschrift "Mother Earth" von der Postbeförderung ausgeschlossen und verboten. Als offizielle Rechtfertigungen dieser Repressalien diente schon damals u.a. Emmas Verhältnis zur Gewalt: »Ich glaube, daß Gewalt etwas Unvermeidliches ist – ... Aber sie ist nicht per se ein Bestandteil des Anarchismus. Es sind vielmehr die Verhältnisse, die das Individuum oder die Massen dazu bringen. Und ob ich nun selber Gewalt anwende oder nicht, niemals würde ich ein Individuum verurteilen, das sich in seinem Kampf der Gewalt bedient. Mein Platz ist an der Seite der gesellschaftlich Geächteten. Heute glaube ich an das Recht der Arbeiter auf Widerstand, ...(mit der Einschränkung, daß) es unverzeihlich ist, das Leben Unschuldiger zu gefährden.« Ihr unverdrossener Einsatz für den 8-Stunden-Tag und die Geburtenkontrolle (1916 enthielt die New York Times beispielsweise die in heutigen Auseinandersetzungen durchaus brauchbare Schlagzeile "Emma Goldman besteht auf Recht des Kindes, nicht geboren zu werden"), für Frauenrechte und den Anarchismus zogen Gefängnisaufenthalte, Prozesse und schließlich, nach Verabschiedung von - bis heute gültigen - anti-anarchistischen Gesetzen, die Deportation nach sich.

Ihr - zum Zeitpunkt des Memoirenschreibens - längst gescheitertes Verhältnis zu dem Hobo-Führer Ben Reitman hat sie in "Gelebtes Leben" weitgehend ausgeblendet, obwohl er der Reisebegleiter und -organisator ihrer 10 aktivsten Jahre in den USA gewesen war, und sie von dieser intensiven Beziehung emotional aufgewühlt und umgetrieben wurde: »Wie ist es nur möglich, daß eine so resolute, energische und unabhängige Frau wie ich, die sich gegen eine ganze Welt aufgelehnt und so viele Schlachten geschlagen hat, sich an einen Menschen klammert, ohne den ihr das Leben absolut trostlos erscheint? Wie konnte so etwas geschehen? Ich kann keine Antwort finden. Ich weiß nur, daß es so ist, daß mein Leben so fest an deines gekettet ist, daß all meineInteressen, Energien, Wünsche zusammen mit dir dahingeschwunden sind und mich starr und gefühllos zurückgelassen haben ...«



Emma Goldman, um 1910
Das Foto ist entnommen aus:
Candace Falk: Liebe und Anarchie & Emma Goldman -
Ein erotischer Briefwechsel. Eine Biographie.
„Liebster komm' näher, ich will ein rotglühendes, samtweiches T über W und die Büsche jagen, damit du ganz rasend wirst. Ach, nur einen einzigen S an dieser wundervollen K oder nur einen einzigen Schluck aus diesem Lebensquell..."

Emma Goldman als Rednerin, 1917
Das Foto ist entnommen aus:
Candace Falk: Liebe und Anarchie & Emma Goldman –
Ein erotischer Briefwechsel. Eine Biographie.
„In jedem Falle müssen wir darauf bestehen, daß Gewalt nur ein letztes Mittel zur Beseitigung sozialer Ungerechtigkeit sein kann."

Karin Kramer Verlag Berlin
1000 Berlin-Neukölln (44)
Braunschweiger Str. 26





Emma Goldman in Spanien 1938
Das Foto ist entnommen aus:
Candace Falk: Liebe und Anarchie & Emma Goldman –
Ein erotischer Briefwechsel. Eine Biographie.
„Der Anarchismus in Spanien ist keineswegs gescheitert, sondern hat sich vielmehr als konsequent und realisierbar erwiesen."

Die Amerikanerin Candace Falk, verantwortlich für ein Projekt der Universität Berkeley, das alle Informationen von und über Emma Goldman zusammenträgt, stützte sich bei ihrer 1984 erschienen Emma Goldman-Biografie vor allem auf die 1975 von ihr gefundenen Liebesbriefe Emma Goldmans und Ben Reitmans. Candace Falk erklärt sich die Entscheidung Goldmans, diese Briefe kaum in ihre Memoiren einzuarbeiten, aus der "Spannung zwischen einer großen Idee und der Begrenztheit des Individuums", die für Emma "zur Tortur" wurde. Sie "betrachtete ihre Briefe als Produkte ihrer Schwäche und konnte nicht zugeben, daß sie zu ihren Lebzeiten veröffentlicht würden, solange sie selbst bemüht war, der Welt ihre Stärke zu zeigen." Die jetzt vorgelegte und teilweise zu deutsch geratene Übersetzung - so wird beispielsweise "well-ordered institutions" flugs mit "freiheitlich demokratischer Grundordnung" wiedergegeben - bedeutet deshalb eine ungewöhnliche Annäherung an eine Persönlichkeit aus der sozialrevolutionären Bewegung. Vielleicht nicht zufällig, - so mag kritisiert werden -, wird ein solches Verfahren gegenüber einer Frau angewandt; doch müßte die Konsequenz aus diesem Einwand heißen, daß eine ähnliche Annäherung auch bezüglich mythosbeladener Männer (und von Männern!) unternommen werden sollte. Denn daß Candace Falk - obwohl mit "E. G." sympathisierend -, am Mythos dieser Revolutionärin kratzt, erweisen die zahlreich aufgedeckten Widersprüche, wie etwa die Propaganda für sexuelle Freiheit einerseits und das Unvermögen, diese im eigenen Leben praktisch zu verwirklichen: »Deine Eskapaden, deine Promiskuität nagen an meinem Lebensnerv, bringen meine Galle zum Überlaufen und verzerren mein Wesen so sehr, daß ich mir selbst fremd werde,« beklagte sich Emma bei Reitman.

Aber es wäre verfehlt, sich lediglich darüber zu belustigen, daß die Propagandistin der "Freien Liebe, der Geburtenkontrolle und des Anarchismus" sich mit scheinbar bürgerlichen Gefühlen von Eifersucht, Besitzdenken und Egoismus herumschlagen mußte. Goldman thematisierte in ihren Briefen diesen dramatischen und von ihr nicht bewältigten Unterschied zwischen ihren politischen Idealen ("Revolution bedeutet nicht nur äußere Veränderung, sondern innere, grundlegende Veränderung"; "Anarchismus muß in unseren Beziehungen zueinander jetzt gelebt werden, nicht in der Zukunft") und den eigenen Gefühlen, die sich jeder und jedem stellen können, die/der nicht vorbehaltlos verdrängt. Im Formulieren persönlicher Infragestellungen und von Zweifeln, also gerade im scheinbar "privatesten" Teil, liegt so die erstaunlich aktuelle Verwertbarkeit dieser Biografie für heutige Leser/innen: »Wie kann man hier und heute leben, wenn wir Tag für Tag unsere besten Kräfte dazu brauchen, die Welt in ihrem jetzigen Zustand zu kritisieren und das Bild einer zukünftigen Gesellschaft zu entwerfen?« - oder: »Aber wenn man sich seiner Träume bewußt wird, merkt man, wie sehr sich die Realität von den Träumen unterscheidet.« Auch die Realität der anarchistischen Bewegung, in deren Reihen eine Frau wie Emma Goldman trotz ihrer Berühmtheit menschlich einsam bleiben konnte: »Freilich ist der Preis, den wir modernen Frauen und auch Männer für unsere Selbstverwirklichung zahlen, sehr hoch und schmerzlich, aber man muß den Weg weitergehen oder trübsinnig dahinvegetieren. (...) Die moderne Frau kann nicht im alten Sinne Ehefrau und Muttersein. Und ein neuer Weg ist noch nicht gefunden. Ich meine den Weg, Ehefrau, Mutter, Freundin zu sein und dennoch vollkommen frei zu bleiben.«

Bei allem politischen Engagement blieb Emma Goldman aufgrund ihres ernst genommenen "Privatlebens" offensichtlich davor bewahrt zur blutleeren Funktionärin einer abstrakten "heiligen" Sache zu werden. In diesem Sinne ist die Biografie "Liebe und Anarchie" eine willkommene Ergänzung zu Emma Goldmans Selbstbiografie; nichts für aufrechte Revolutionäre oder puristische Anarchophile, dafür aber für Menschen, denen bei aller Notwendigkeit des politischen Widerstands gegen die herrschenden Zustände, die Lust am Tanzen nicht vergangen ist. Emma Goldman kannte die – damals wie heute – gängigen Vorwürfe der "Hardliner" und wehrte sie deutlich ab: »Ich meine, daß eine Sache wie der Anarchismus, zu dessen wundervollsten Idealen die Lockerung und Freiheit von Konventionen und Vorurteilen gehört, nicht den Verzicht auf Leben und Freude bedeuten darf. Deshalb möchte ich nicht, daß man von mir erwartet, wie eine Nonne zu leben, und auch nicht, daß die Bewegung ins Kloster verlegt wird. Wenn das beabsichtigt ist, möchte ich damit nichts zu tun haben.«

Candace Falk: Liebe und Anarchie und Emma Goldman, übersetzt von Dita Stafski und Helga Woggon, Karin Kramer Verlag, Berlin 1987, 360 S., 39,80 DM.

von Wolfgang Haug

Die Ausgegrenzten Hamburgs nach 1933

Wahrheit und Faschismus

von Heribert Baumann

Seit der Zeit der Weimarer Republik gibt es in politischen und wissenschaftlichen Zusammenhängen eine Auseinandersetzung um die Faschismusfrage. Es handelt sich um Erklärungsversuche aus sozialökonomischen, psychologischen, psychoanalytischen, individualistischen Gründen. Beim Thema »Verfolgung in der NS-Zeit« hat sich die historische Forschung vor allem mit dem politischen Widerstand bzw. Nichtwiderstand befaßt. Jüdische und politisch Verfolgte haben sich durch Lebensberichte, Tagebuchaufzeichnungen vergleichsweise häufig schriftlich geäußert. Überlebende aus anderen verfolgten Gruppen wurden kaum von der Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen. Dieser Forschungslükke will die »Projektgruppe für die vergessenen Opfer des NS-Regimes in Hamburg« durch ihre Veröffentlichung: »Verachtet, Verfolgt, Vernichtet« begegnen.

Den Schwerpunkt bei der Erarbeitung dieser Dokumentation bildete die Auswertung der infrage kommenden Archive, Behördenakten und sonstiger schriftlicher Quellen. Der lokalgeschichtliche Ansatz, den die Projektgruppe wählte, sollte durch die Konzentration auf einen überschaubaren Raum eine präzise Untersuchung des Verfolgungsschicksals der einzelnen Ortsgruppen ermöglichen. Die Ausgangsfrage lautet, weshalb Menschen in und aus Hamburg, über deren Geschichte bisher wenig bekannt ist, während der NS-Herrschaft verfolgt wurden und was mit ihnen geschah.

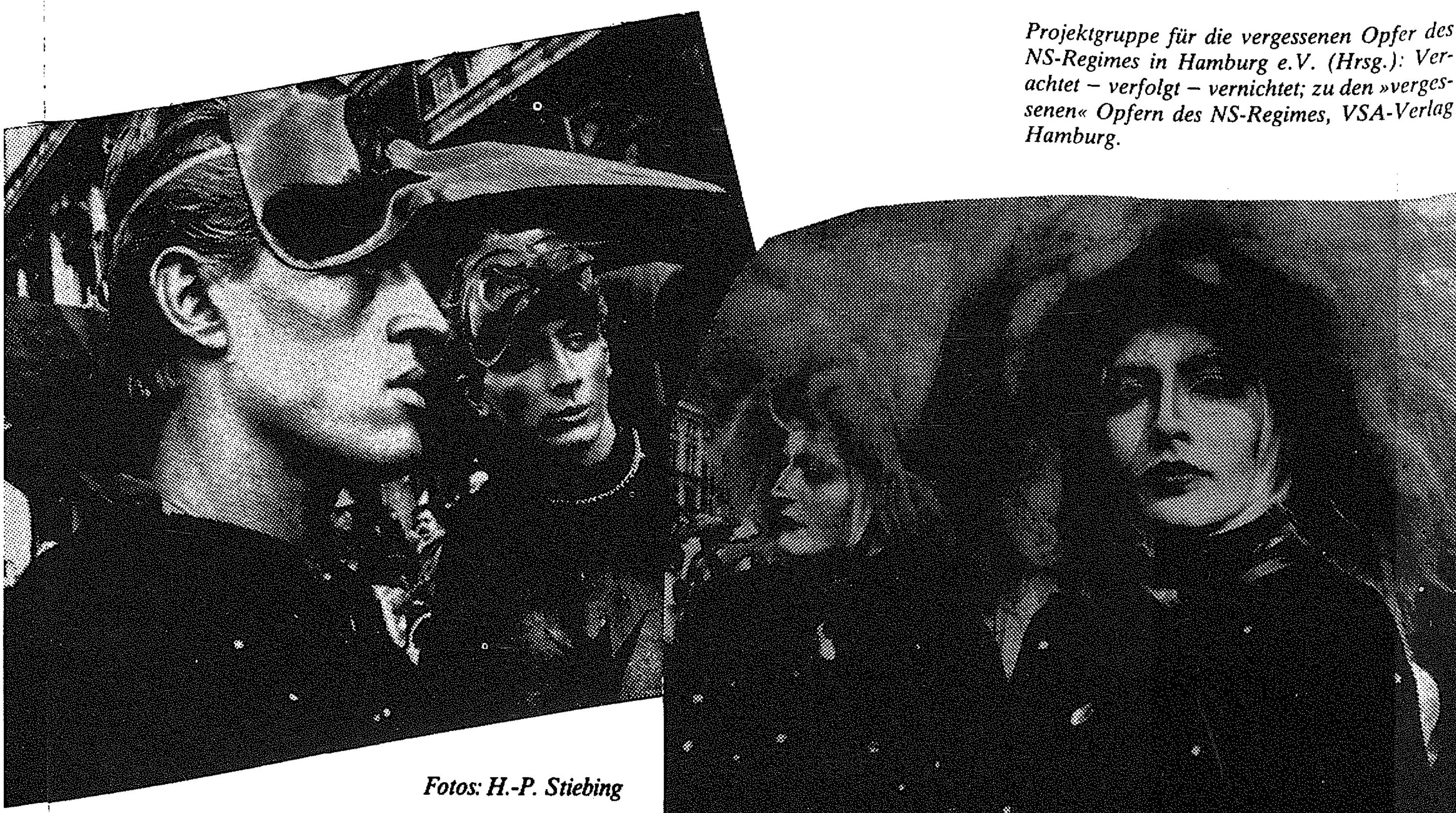
Die Dokumentation beschäftigt sich (in Einzelaufsätzen) mit der Verfolgung der Hamburger »Swing Jugend«, der Unterdrükkung Homosexueller, der nationalsozialistischen Praxis gegenüber Zwangssterilisierten, der Christenverfolgung in Hamburg und der Ausgrenzung von Prostituierten. Die einzelnen Beiträge berichten aus der Sicht der Betroffenen und sind deshalb sehr anschaulich- und lebensnah aufgearbeitet. Diese Vorgehensweise wird sehr gut ergänzt durch Interviews von Zeitzeugen und durch historisches Bildmaterial.

Die »vergessenen« Opfer sind nicht einseitig ausgewählt, sondern umfassen eine große Bandbreite von Betroffenen, die von anglophilen Musikliebhabern, Bettlern, Prostituierten bis hin zu religiösen Gruppen. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie genauso wie die »nichtvergessenen« Opfer in den Rassenmythos des III. Reiches nicht hineinpaßten und als Sündenböcke funktionalisiert wurden, die für den »Untergang des Abendlandes« verantwortlich wären. So wurde sogar die »Swing-Jugend« zu einem Politikum. Dies beschreibt sehr ausführlich *Rainer Pohl* in seinem Aufsatz »Das gesunde Volksempfinden ist gegen Dad und Jo«. Die Nazis polemisierten gegen die »nichtdeutsche Musik«: »Überall, wo wir eine ausgeprägte Vernniggerung der Melodik finden, die unserem Rassegefühl zuwider läuft und unser Empfinden verletzt, sprechen wir von Jazz . . . Die Abrechnung mit dem Jazz wird völlig kompromißlos sein. Es gibt für uns in Deutschland keinen mehr oder weniger vernniggerten Jazz; die Verniggerung muß radikal aus der deutschen Musik verschwinden.« (S. 17) *Rainer Pohl* führt eine Reihe von Auseinandersetzungen zwischen Jazz-Jugend und dem NS-System an.

Die anderen Beiträge bewegen sich auf ähnlichem Niveau. Die Dokumentation wird beendet mit der Frage der ausgebliebenen Entschädigung für die »vergessenen« Opfer. Nach 1945 wurden die alten kapitalistischen Herrschaftsstrukturen wieder restauriert, die NS-Vergangenheit wurde zugunsten des wirtschaftlichen Aufstiegs verdrängt. Da auch der neue Staat aufgrund seiner Herrschaftsstruktur dieselben Randgruppen (Prostituierte, Bettler, Homosexuelle) produzierte, war es für diese »vergessenen Opfer« erst in den 80er Jahren möglich sich Gehör zu verschaffen, materielle Entschädigung blieb jedoch bis heute aus.

Die Dokumentation ist insgesamt sehr interessant, materialreich und pluralistisch aufgebaut. Sie bietet eine gute Ergänzung zu den bisherigen Faschismusstudien. Wenn man sich jedoch intensiv mit dieser Dokumentation beschäftigt, fällt auf, daß sie von einer unausgesprochenen Sympathie des Lesers mit den »vergessenen Opfern« und einem geklärten Faschismusbegriff ausgeht und darauf die gesamte Argumentation aufbaut. Widersprüche innerhalb der »vergessenen Opfer« und Mitläufertum oder aktive NS-Beteiligung werden kaum erwähnt. Problematisch ist auch die materielle Entschädigungsforderung am Ende des Buches. Ohne Zweifel sind materielle Forderungen in einer materialistischen Welt ein legitimes Anliegen, sie können aber niemals Unterdrückung und Unrecht entschädigen oder beseitigen. Dies kann nur durch eine geistige und politische Auseinandersetzung geschehen auf der Basis von Wissenschaft und Wahrheit. Die »vergessenen Opfer« resultieren aus der politischen Unfreiheit des NS-Regimes, nur eine freiheitliche Ordnung kann sie rehabilitieren.

Projektgruppe für die vergessenen Opfer des NS-Regimes in Hamburg e.V. (Hrsg.): Verachtet – verfolgt – vernichtet; zu den »vergessenen« Opfern des NS-Regimes, VSA-Verlag Hamburg.



Fotos: H.-P. Stiebing

Buchbesprechungen

Bücher, die der Redaktion zugeschickt wurden, kurz vorgestellt:

* *Mafia – Mythos, Macht, Moral* von Rolf Uesseler, 240 S., 16,80 DM. *Verlag J. H. W. Dietz Nachfahren, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn-2.*
Der Autor beschreibt die Mafia als sozialen und politischen Treibriemen einer hochentwickelten Industriegesellschaft. Mit Hilfe von Hintergrundinformationen, Interviews, Akten und Prozeßberichten, die hier erstmals in deutscher Sprache veröffentlicht werden, zeigt er, worauf die Macht und der Einfluß der Mafia in Italien beruhen. Zu Wort kommen diejenigen, die die Mafia aus unmittelbarer Erfahrung kennen, die unter ihr gelitten haben und noch leiden.

* *Die Diggers – eine frühkommunistische Bewegung in der englischen Revolution von Gernot Lennert*, 204 S., 25.-DM. Reihe Libertäre Wissenschaft im *Trotzdem-Verlag, PF, 7031 Grafenau-1.*
Die Diggers, sie nannten sich auch »True Levellers« (Wahre Gleichmacher) treten ab 1649 auf. Sie forderten, daß den Armen das Gemeindeland, Brachland und das durch Cromwell (für den sie gekämpft hatten) von den Royalisten konfiszierte Land zur gemeinsamen Bewirtschaftung mit Gütergemeinschaft ohne Geld, Lohnarbeit und Staatskontrolle überlassen werde. Um dem Nachdruck zu verleihen und aus Überlebensnot besetzten sie Land und begannen es zu bebauen. Ihre bedeutendste Kommune lag bei Cobham, etwa 30 km von London. Ihr wichtigster Flugschriften-Autor Gerrard Winstanley formuliert zum erstenmal antiautoritäre wie autoritäre sozialistische Vorstellungen. Die Inhalte der Diggers wurden von einigen Hippies genauso wiederaufgenommen, wie von der englischen Friedensbewegung. Gernot Lennert untersuchte die historische Bewegung bis zu ihren heutigen Folgen.

* *Die schlechte Aufhebung der autoritären Persönlichkeit von Frank Böckelmann*; 108 S., 12.-DM, *Ça ira-Verlag, PF 273, 7800 Freiburg. Hrsg. vom Archiv für Soziale Bewegungen in Baden.*

Böckelmann setzt sich mit den Studien Adornos und Horkheimers über Autorität und Familie auseinander. Der Text erschien erstmals 1966 als Diskussionspapier der situationistischen Gruppe *Spur*. Ein Vorwort des Autors »Zwanzig Jahre danach« leitet die Neuauflage ein.

* *»Tu was du willst« – Anarchismus: Grundlagentexte zur Theorie und Praxis, hrsg. von Hans-Jürgen Degen.* 270 S.; 24.- DM. *Verlag Schwarzer Nachtschatten, Karlheiz Schreieck, Mittenwalderstr. 33, 1000 Berlin-61.*
»Tu was du willst« erschien erstmals 1980 im inzwischen eingestellten *AHDE-Verlag Berlin*. Die vorliegende Fassung wurde überarbeitet und erweitert und deckt nahezu alle Einzelbereiche der anarchistischen Theorie und Praxis mit gut ausgewählten repräsentativen Texten ab. War schon die erste Ausgabe das damals empfehlenswerteste Einführungsbuch in die Theorie und Praxis des Anarchismus über den Weg von Originaltexten, so ist dies dem Herausgeber mit der 2.Auflage noch besser gelungen. Emma Goldmans »Gift des Denkens« leitet die Themen ein; abgedeckt werden: Individualanarchismus (mit Texten von Godwin, Stirner, Armand, Proudhon), Anarchismus–Marxismus (Mühsam, Bakunin, Landauer, Kropotkin), Autorität und Freiheit (Read, Landauer, Nettlau, Wartenberg, Müller-Lehning, Rocker), die Gewaltfrage (Tolstoi, Malatesta, Ramus, Rocker, Müller-Lehning, Friedrich, Carter), Antiparlamentarismus (Rocker, Read, Rüdiger), Syndikalismus (CGT, Roller, IAA, Linow, Rüdiger, Gerlach, SAC), russische Revolution (Golos Truda, Kropotkin, Kronstadt, Rocker, Goldman), spanische Revolution (Puente, Santillan, Souchy, Leval), libertäre Pädagogik (Thoreau, Ferrer, Faure, Goodman, Ward), Anarcha-Feminismus (Goldman, Mujeres Libres, Ehrlich, Leeder), Ökologie (Bookchin), Revolution–Evolution? (Landauer, Goodman, van Duyn, Reichert, Ward, Souchy). Ein Vorwort des Herausgebers und Kurzbiographien zu den genannten Autor/innen ergänzen den Band, dem wir noch viele Auflagen wünschen.

* *Libertäre Pädagogik in der Weimarer Republik – Zeitschriften-Inhaltsbibliographie; hrsg. von Heribert Baumann.* Heft 2 von »Anarchismus und Pädagogik«; *Edition Flugschriften, Ulrich Klemm, Straßburgweg 19, 7900 Ulm.* 58 S.; ausgewertet wurden 25 anarchistische und unionistische Zeitschriften; in 18 davon fanden sich nennenswerte Bildungs- und Erziehungsartikel. Diese Bibliographie versteht sich als Arbeitshilfe auf den Spuren libertärer Pädagogik. Sie rekonstruiert nahezu lückenlos die Auffassung, Diskussion und das Handeln deutscher Anarchisten nach 1918 in ihren Zeitschriften zum Thema Bildung und Erziehung.

* *Dinamita Cerebral (Geistiges Dynamit) – Politischer Prozeß und ästhetische Praxis im Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) von Reinhold Görling*, 574 S., 48.- DM. *Verlag Klaus Dieter Vervuert, Wielandstr. 40, 6000 Frankfurt.*

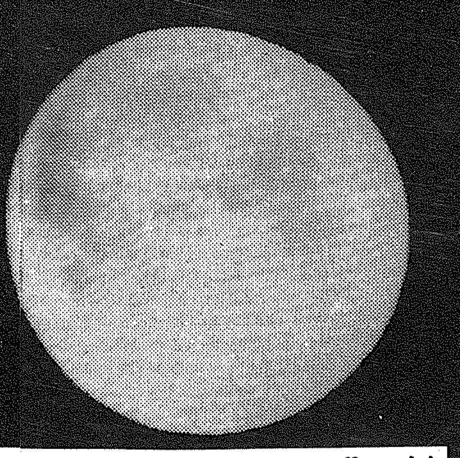
Diese ausführliche und lesenswerte Arbeit behandelt vor allem revolutionäre Kulturarbeit in Spanien: Aspekte der Kulturrevolution, des Populismus, der Mythen, der Verwertung der Fotographie am Beispiel Robert Capas. In Kapitel 3 geht es um die unauffälligeren anarchosyndikalistischen Herangehensweisen: »revolutionäre oder revolutionierte Kultur?«, um eine Abwehr von Hobsbawms marxistischer Interpretation ländlicher anarchistischer Bewegung, um die Positionsentwicklung anarchistischer Theoretiker wie Santillan und um die (damalige?) anarchistische Lust am Lesen. Kapitel 4 beschäftigt sich mit kommunistischer Volksfront-Kultur, Schriftstellerkongressen und dem kommunistischen Widerstand gegen den Stalinismus am Beispiel Kol'covs.

Die Unterschiede zwischen der Ästhetisierung von Politik und der ästhetischen Erfahrung politischer Prozesse entwickelt *Reinhold Görling* anhand der schriftstellerischen Arbeiten von Orwell, Malraux und Arturo Bareas. 100 Seiten Anmerkungen und Literaturhinweise machen die Arbeit zu einer Fundgrube für Spanienforscher/innen.

Auch im Rahmen der sich in der A-Szene abzeichnenden Populismus-Debatte werden wir im SF sicher noch Anleihen bei Görlings Arbeit zu machen haben.

wh

Leserbriefe





btr. TAZ vom 17.3.1987 »Prawda – offen – kritisch«

(Ein Leserbrief für die TAZ, den sie nicht veröffentlicht hat; – vielleicht veröffentlicht Ihr ihn ja im SF)

So informativ eure UdSSR-Berichterstattung ist, so wichtig es für die Linke ist, die Umstrukturierung der russischen Politik zu beobachten und auf sie zu reagieren, so sehr ärgern mich manche Artikel:

Wie unterscheiden sich Eure UdSSR-Artikel noch von denen der bürgerlichen FR-FAZ-Spiegel? Welches Bild, welche Einschätzung des real-existierenden Sozialismus wird da gezeigt, und welche Position zur westlichen, »freien« Welt wird bei euch deutlich?

Alice Meyer, Erich Rathfelder und der Schreiber bzw. die Schreiberin des Seite-1-Artikels scheinen nicht mehr die Unterschiede und Ähnlichkeiten benennen zu können zwischen den intellektuellen Narren-Marktlücken einer »offenen, kritischen« TAZ **und den aktuellen ökonomischen, politischen und militärischen Notwendigkeiten des plumperen und im Moment aufbrechenden Ost-Totalitarismus**: Seit Tschernobyl, der hereinbrechenden Wirtschaftskrise, den ungeheuren Umwelt- und Gesundheitszerstörungen bei gleichzeitiger Total-Mobilisierung für militärische und propagandistische Aufrüstung bedürfen inzwischen auch östliche Herrschereliten der Seelenhygiene und sensationistischen Ohnmachtsvermittlung einer pseudo-kritischenPresse, um das Volk gefügig zu halten, um deutlicher werdende gesellschaftliche Konflikte im Sinne der Obrigkeit verarbeitbar zu gestalten und Widerstand (im vorhinein) zu unterdrücken. Gute Propaganda, die Leidensbereitschaft wecken will, ist immer »offen und kritisch«, ob von Goebbels beeinflußt oder von Thatcher, Reagan, Rau.

Solange der »Umbau« von oben, hierarchisch, angeordnet wird, (freilich, um die Konfrontation mit dem Druck aus dem Volk nicht eingehen zu müssen,) solange nur der zitierte Kommentarteil der Zeitungen sich ändert, ansonsten die Zeitungen aber weiterhin nur die propagandistische Funktion einnehmen, die Parteipolitik dem Volk erläuternd anzuerziehen, solange eben »von den Journalisten weit mehr« Umbau »verlangt wird als von den anderen gesellschaftlichen Bereichen«, solange das Volk nur lernt seine aus der Bahn geratenen Gedanken wieder richtig zu denken und sie, wenn zu kritisch gedacht, eben nur in den dafür vorgesehenen Sandkisten auszuleben, ansonsten aber Denken und Handeln voneinander zu trennen, solange Fragen des »Wohnraumes, der Kindergärten, Schulen, kultureller Einrichtungen« und Umweltprobleme, eben die bei wirtschaftlicher und militärischer Planung immer zweitrangigen Fragen, nur in den Medien seelentherapeutisch angesprochen, nicht aber in gesellschaftlicher Praxis verändert werden, solange Demokratisierung sich beim Bilder-Anhängen in Museen (Beispiel aus der TAZ) abspielt und Gesellschaftskritik die Verzweiflung der Mächtigen an sich selber meint – [zit. »Selbstmord des Leiters der Kollektivierungskommission«] – anstatt daß Unterdrückung und Ausbeutung klar benannt werden, solange »offen und kritisch« von westlicher Sensationspresse kopiert, [zit. Kindersterblichkeit, Drogenmißbrauch, Kriminalität] und andere Randgruppen abtrennenden und Ohnmacht vermittelnden Journalismus meint (unter dem Motto, ach, wieviel schlechter könnte es mir ja gehen, bzw. wie werde ich zum guten Norm-Staatsbürger), solange herrscht in der Sowjetunion kein (zit.) »Mut zur Wahrheit«, sondern Revisionismus und Hunger nach Macht.

Eine TAZ, die die Umstrukturierung der russischen Medien als Fortschritt und revolutionäre Verwestlichung [zit. »revolutionäre Veränderung . . . nach westlichem Vorbild«] feiert, übersieht die politisch-ökonomisch-militaristischen Hintergründe, daß nämlich die Mächtigen des aufbrechenden Ost-Totalitarismus' ihre Macht nur durch Verwestlichung ihrer Gesellschaft bei minimiertem Risiko und optimierter Ausbeutung werden halten können.

Stattdessen ist die TAZ der bürgerlichen Idealisierung einer auch im Westen nur in der Propaganda existierenden offenen und kritischen Meinungsäußerungsmöglichkeit verfallen. Anstatt durch das Feiern der (zit.) »Praw-taz« die westlichen Scheinwerte unnötig aufzupolieren, wäre vielleicht die Analyse angebrachter, wie die linke Presse aus ihrem Szene-Marktlücken-Verhalten zu tatsächlichem offenen, kritischen, gesellschaftsverändernden Journalismus gelangt.

Die Folgen Eures Aussparens der ökonomischen, politischen Hintergründe sind die jeglicher unmaterialistischen, bürgerlichen Wirklichkeitsbetrachtung: zum einen: In monarchistischer Sehnsucht betrachtet eure Berichterstattung die Kremlchefs als die Macher der Geschichte und verschleiert eben dadurch zusätzlich die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe und Sachzwänge der Macht in Staat und Kapital.

Zum anderen führt diese bürgerliche Sichtweise dazu, daß ihr inBrevisionistischer DKP-SPD-Manier die anscheinend die Werte endlich einsehenden, moralisch guten »Kremlchefs« lobt [zit. »Gorbatschows neue Offenheit«], die angeblich in bester Absicht die Veränderungen wollen, wenn doch nur das Volk auch sein Bestes wollte [zit. »bisher sucht die Reform noch ihre Akteure« unter den Journalisten].

Da beweist ja selbst die *Marxistische Gruppe* in ihrer Hamburger Hochschulzeitung vom 3.2.87 mehr Gespür für die innere Logik staatlicher und wirtschaftlicher Herrschaftsapparate.

Die andere Seite der Umstrukturierung ist die Unzahl der Schauprozesse und Todesurteile für nicht richtig funktionierende Bürokraten, die Alkoholismusbekämpfung, das brutale Vorgehen gegen politischen Widerstand, der auch einer ist.

Statt Umstrukturierung ist es angebrachter von Total-Mobilisierung der Gesamtgesellschaft zu sprechen.

Dimitrí, Hamburg-Altona

btr. SF-24/Editorial zu Horst Blume

Liebe SF-Mitarbeiter/innen,
vorweg meinen herzlichen Glückwunsch zur Nummer 24 des *SF*: Der ›Schwarze Faden‹ wird tatsächlich von Ausgabe zu Ausgabe interessanter und lesenswerter. Zwar sähe ich gerne mehr Beiträge zum Themenbereich Frieden/Abrüstung/Antimilitarismus, aber man kann wohl kaum den Schwerpunktinteressen aller Leser/innen gerecht werden. Dennoch, der Artikel über die US-Basen in Grönland war für mich besonders wichtig.

Horst Blume's Ausstieg aus der Arbeit am *SF* (aber hoffentlich nicht aus der politischen Arbeit überhaupt) finde ich mehr als nur bedauerlich, aber ich kann seinen Entschluß nachvollziehen. Aus ähnlichen Gründen kam ich aus der A-Szene zur Mitarbeit in der DKP: Zuviele Anarchos und Autonome scheinen verbale und sonstige »Randale« für die wesentliche anarchistische Aktionsform zu halten und übernehmen dabei leider häufig politische Verhaltensmuster, die man eher auf der rechten Seite des politischen Spektrums erwarten würde.

Das sollte uns aber nicht wundern, es gibt genug objektive gesellschaftliche Ursachen dafür: Einerseits fehlen zumeist nachahmbare konkrete Modelle für anarchistische Politik, andererseits liegt die Motivation vieler Anarchos weit mehr in der berüchtigten »Wut im Bauch« über gesellschaftliche Verhältnisse als in anarchistischem politischen Bewußtsein. Und wer wütend ist, ohne diese Wut umsetzen zu können in durchdachtes politisches Handeln, agiert eben aggressiv, spontan – und häufig gegen die eigentlichen politischen Ziele. Das ist kein Plädoyer für intellektualisierte »Strategie & Taktik«, für die traditionellen Politikmuster der bürgerlichen Männergesellschaft, aber der anarchistischen Bewegung fehlt wirklich oft der zum ideologischen Überbau passende praktische politische Ansatz: Jede/r weiß genau, was er/sie will, aber keine/r hat eine Vorstellung, wie man die jeweiligen Träume umsetzen könnte in wirkungsvolles und kontinuierliches politisches Handeln, wie man aus dem Schloß im Kopf eine Hütte auf der Erde machen könnte.

Theorie, und sei sie noch so richtig, ist sinnlos ohne die sich daraus ergebende und darauf bezogene Praxis, und das gilt natürlich auch für meine Vermutungen über die Ursachen der nicht nur von Horst festgestellten Misere der anarchistischen Bewegung. Sollten meine Überlegungen zutreffen, dann müßte sich auch am Konzept des *SF* etwas ändern: Weniger geschichtliche und kulturelle Themen, weniger Hintergrund und Überbau, und dafür noch mehr Beiträge über konkrete Modelle anarchistischer Aktionen, über deren Planung, Durchführung und Auswertung. Und zwar über nachvollziehbare Aktionen zu aktuellen Themen, aus deren Diskussion auch und gerade die kleineren Gruppen Anregungen entnehmen können. Das würde dann auch für die Berichterstattung über die anarchistische Bewegung in anderen Staaten gelten, bei der man die spektakulären Großaktionen in den Hintergrund rücken und mehr als bisher möglicherweise nachvollziehbare kleinere Aktionsformen in den Vordergrund stellen sollte.

Einen »Kochbuchanarchismus nach Rezept« kann es natürlich niemals geben, aber der jetzige Konflikt zwischen neuen Denkweisen und alten politischen Verhaltensmustern muß irgendwie überwunden werden, weil sonst irgendwann die alten Verhaltensmuster das Denken prägen werden: »Randale« nicht mehraus Verzweiflung und Hilflosigkeit angesichts fehlender sinnvoller Praxisformen, sondern »Randale« zum Prinzip erhoben, und damit das Abrutschen in immer rechtslastigere Aktionsformen bis hin zum als »anarchistisch« bemäntelten Terrorismus, zur Militarisierung und damit Vernichtung der anarchistischen Ansätze, mit denen man begonnen hatte.

Kurz, viele wissen zwar, was Anarchismus ist, haben aber nur gelernt, wie man nicht-anarchistisch (gewaltsam, bürgerlich-politisch, wenn nicht faschistoid) handelt und zur Bekämpfung dieses Defizits kann gerade der *SF* einen wichtigen Beitrag leisten.

Auch durch weniger verwirrende Diskussionsanstöße: Ihr schreibt, Horst's Ausstieg sollte als Anstoß zu einer (Neu-) Bestimmung unserer Position »zwischen Radikalität und Konstruktivität« dienen. Das Gegenteil von Konstruktivität ist Destruktivität [meinten wir nicht, SF], und davon haben wir wahrlich schon mehr als genug, außerdem kann Konstruktivität gerade in unserer destruktiven Welt äußerst radikal sein. Wir brauchen meiner Meinung nach eben nicht eine (für mich auch schwer vorstellbare) Position *zwischen* Radikalität uind Konstruktivität, sondern *konstruktive radikale* Positionen [du rennst offene Türen ein, SF] – die radikal-destruktiven Ideen können wir getrost NATO und Pentagon überlasssen, oder der RAF. Nebenbei, die herkömmlichen Politikformen, die Ihr vermeiden wollt, liegen exakt da, wo Ihr unsere Positionen beinahe verortet hättet: zwischen Radikalität (was ist an den GRÜNEN radikal?) und Konstruktivität (durch den legalistischen Reformismus der GRÜNEN wird nicht Freiheit »zu« geschaffen, nicht einmal Freiheit »von«, denn Gesetze verhalten sich zu Freiheit immer destruktiv). Dito, wenn auch ausgeprägter, für die SPD – der Rest ist nicht Politik, sondern Verhinderung derselben.

Rudolf Stolte, Augsburg

Btr. Editorial SF-24

Horst Blume ist also nach 7 Jahren Mitarbeit in der Redaktion des *SF* weggegangen. Jedoch, so einfach geht keiner weg. Die Beweggründe gab er an.

Sicherlich ihr verteidigt euch – zumal wie ihr schreibt, es *den* Anarchismus nicht gibt. (. . .) Ich selbst kann jedoch Horsts bitterer Erfahrung mit den Anarchos/Autonomen aus eigener Erfahrung eigentlich nur zustimmen. Auf der einen Seite die »harten Kämpfer mit ihrem heroischen Getue« und auf der anderen Seite manchmal die sogenannten Links-Mittelschichtigen, die zu Hause bei Ikea-Möbel und gesicherter Arbeitslage sich fast eher SPD-Wahlansprüchen anbiedern. (. . .) Ich selbst schätze mich als Anarchisten ohne Adjektive ein (im Trubel zwischen ›gewaltfrei oder nicht‹). Doch zurück zu Horst. Mehr als verständlich, daß all diese Reibereien einem mit der Zeit auf die Nerven gehen. Auch ich habe bei Demos einigen »mit schwarzen Sternen« ihr blödes Verhalten offen zur Rede gestellt. Da waren zwei Besoffene und mit ihrer leeren Pulle machten sie die Bullen an. Nur mit Mühe gelang es, sie davon abzuhalten. Für mich selber tauchten dabei ebenfalls Zweifel mit meinem Verhalten auf: bin ich nun der »Autoritäre, der Besserwisser?«, ich weiß es nicht. (. . .) Und so nehme ich mir heute die Freiheit, entweder beim schwarzen Block mitzugehen oder einfach nicht. Sicherlich, hier öffnen sich »Schubladen«. Sicherlich gibt es heute schon Ansätze der Autonomen dieses Verhalten zu diskutieren, das erfreut – endlich! Und gerade solche Diskussionen (. . .) über den Umgang miteinander und zugleich mit anderen, hin zu einem konstruktiven Verständnis (. . .) sind notwendig. Ich hoffe, daß Horst (und andere) über seine sieben Jahre Erfahrung noch einiges hören läßt. (. . .) Wir Anarchisten/innen stecken in einem ganzen Wust voller Widersprüchlichkeiten. Alle reden von Basisdemokratie – jedoch die Ausführung? Man/frau kommt oft zu dem Schluß, ganz einfach diese Bürgerlichen zu überrennen, denn die labern eh nur usw. Horst sprach davon, daß in Hamm-Uentrop die Bauern und Elterngruppen den Treffen zunehmend fernblieben und meines Erachtens auch bleiben. Und selbst wir Anarchisten/innen bleiben ja unter uns, in den jeweiligen Grüppchen. Die einen (Gewaltfreien) von den anderen als Müsli-Esser bezeichnet, die anderen (die Militanten) von den einen als Zoff-Macher hingestellt. Und wer zwischen den Stühlen – mehr recht als schlecht oder umgekehrt sitzt, muß eben schauen, wie er/sie zurecht kommt.

So z.B. in der *Aktion*, wo ein Hamburger FAU-Genosse ältere Genossen fragt, wie sie jüngeren Erfahrung vermitteln können? So ein alter FAU'ler: ›Propagandistisch habe ihr Erfolg im Hausverkauf ihrer Zeitung in proletarischen Vierteln und die damit verbundenen Diskussionen gelegen.‹ Darauf der Hamburger Genosse: ›Die Zeugen Jehovas gingen mir durch den Kopf.‹ Nun dies ist seine Einschätzung. Mir hingegen ging durch den Kopf: nichts wie ran! Endlich raus aus dem Ghetto, der Kneipen-Szene, ohne diese abwerten zu wollen, denn sie ist genauso wichtig und notwendig. Hier merkt man/frau meine DKP-Vergangenheit vor zehn Jahren; damals Mitte der 70er im erzkonservativen Augsburg, gingen wir zu viert mit der *UZ* von Tür zu Tür; so richtig im avantgardistischen proletarischen Pflichtgefühl (!) – ohne handgreifliche Auseinandersetzungen – und siehe da, ich hatte damals die tollsten Diskussionen und die DKP in diesem Stadtteildie meisten Stimmen. Und deshalb mache ich hier in Berlin – zusammen (oh Schreck!) mit der AL, der SEW und den Mieter-Inis eine Unterschriftensammlung gegen den beabsichtigten »weißen Kreis«. Hier in Moabit schlappe 30 000 Menschen im Viertel (danach werde ich den Orden abholen), die es gilt aus ihrer Resignation zu holen. Und wehe ich erwische eine/n Anarchoverdächtigen, den werde ich natürlich links liegen lassen. Alles klar! Vor kurzem – als Held der VOBO-Bewegung – schmierte ich vor einer berüchtigten Berliner Kneipe auf Zählungsplakate ›Boykott‹ und ein Arbeiter kam heraus. ›Was soll denn diese Schmiererei?‹ und ich dachte, ach den kannste vergessen – Marke gutbürgerlicher Facharbeiter. Aber weit gefehlt. Es folgten sage und schreibe zwanzig Minuten Hin und Her und zum Schluß wünschte er mir alles Gute – ich war platt. – Nun am gleichen Tag – (weiter im heldenhaften Kampf) – schmiere ich in einem anderen Stadtviertel gerade wieder ein Plakat zu. Ein junger Typ steigt aus der Karre (Jeans und Bart – nichts gegen Jeans und Bartträger!) und brüllt rüber, ›eh du Arsch‹.

Deshalb frage ich mich (und andere), wie wollen wir als Anarchisten/innen diese Gesellschaft verändern, wenn wir es uns selbst so schwer machen. Wenn wir selbst den Kollegen/innen zum Vorwurf machen, sie hätten ihre Gewerkschaft verdient, sie von uns aus jedoch aufgeben? Ohne verständliche Flu(ch)blätter? Ohne Öffentlichkeitsarbeit vor den Betrieben? Und vielleicht ohne den ›Schwarzen Stern‹ gleich an die Helden-Brust zu klatschen? Vor sieben Jahren habe ich z.B. im Kabelwerk Siemens in Spandau gearbeitet, damals – zu Hochzeiten der K-Gruppen – brüllte morgens um sieben ein übereifriger Arbeiterkämpfer doch glatt ›Nieder mit dem imperialistischen Staat‹ – mit Verlaub gesagt: ich hätte ihm am liebsten eine »gedonnert«. Und welch Wunder, die meisten nahmen natürlich keine Zeitung . . .

1.Mai: selbstverständlich mit schwarz-roter Fahne zur Demo. Natürlich – so mein Zynismus – werde ich bei der Demo die blöden Gewerkschafter/innen so anmachen, daß die Polizei nicht um einen kleinen Einsatz herumkommt – womit wir von neuem bewiesen haben, dieses ›Schweinesystem‹ . . . Oder: ich werde, das nicht tun, sondern mich – weil kein Besserwisser – den SPD-und SEW-Parolen unterordnen. Nein, auch das nicht . . .

Also was dann? Wir werden das Mühsam-Gedicht vom Lampenputzer zum besten geben, wir werden ihnen eventuell bei Gesprächsbereitschaft die *Direkte Aktion* oder meinetwegen die *Graswurzel* anbieten. Vielleicht werden uns einige als Spinner abtun, einige SEW-Genossen/innen, die mich kennen, werden mit den Zähnen knirschen. Ein paar werden sich freuen, wenn wir Anarchisten Erich Mühsam zitieren, und ich wette, es gibt Gewerkschafter/innen, die genüßlich schmunzeln. Guck an, wie ein kleiner *Schwarzer Faden* treten sie in *Aktion* und verhalten sich relativ wie eine *Graswurzel*, sie sind einfach nicht kleiner zu kriegen; und wer uns dann akzeptiert oder gut findet, wird eingeladen ins Libertäre Forum . . .

Vielleicht hat Horst Blume ein gutes (neben dem bösen natürlich) Zeichen gesetzt, und wir streiten uns hoffentlich konstruktiv.

Jokel Schiffelholz, Berlin-21

Platten

Platten: Für PUNK hat sich ein neuer *Plattenvertrieb* entwickelt, der nebenbei auch die Wuppertaler A-Zeitung *Bauernfänger* kostenlos verschickt. **Unter Schwarzer Flagge – Antimedien, Produktion und Vertrieb** bietet derzeit:

The Ex – Too many Cowboys* 14,50 DM
The Ex – History is what's happening 12,50 DM
Armee der bewaffneten Jesuskinder – First Blood 4,- DM
Conflict The Battle Continues 73,50 DM
The Apostles – Smash the Spectacle /3,50 DM
Conflict – Ungovernable Force 13.- DM
Antidote – Destroy Fascism 4,50 DM

Versand: Unter schwarzer Flagge, c/o Förderverein, Postfach 311, 4730 Ahlen. Konto: T. Stapel, Postgiro Dortmund, BLZ 440 100 46, Kontonr. 858 70–466. Plattenkritiken, Textauszüge ab und zu in den folgenden Nummern des SF.

★Sie geistert herum, in A-Kreisen: die **Gegenbuchmesse in Amsterdam**. Aber sie wird erst im Frühjahr 1988 stattfinden. Ihr vielversprechender Titel: »Europe against the current information carriers fair Amsterdam«. Genaueres steht noch nicht fest, also bitte Geduld! Wer es dennoch nicht erwarten kann, wende sich an die Kontaktgruppe: *Bula Het Fort van Sjakoo, Jodenbreestraat 24, NL-Amsterdam.*

Presse Info für die Bewegung gegen Atomanlagen und Umweltzerstörung. Seit Juli '86 erscheint in Hamburg monatlich das Presse Info und informiert kurz über alle Aktionen bzw. Aktionsformen des Widerstandes in der BRD. Jeder zugesandte Bericht über gelaufene, geplante Aktivitäten, Ankündigungen, Kontinuierliches, Kriminalisierung und Broschüren wird veröffentlicht. *Presse Info, Nernstweg 32, 2000 Hamburg-50.*

Suche Rudolf Rocker's **Aus den Memoiren eines deutschen Anarchisten**, herausgegeben von M. Melnikow/H. P. Duerr; edition Suhrkamp (vergriffen); Wer kann helfen? *Kontakt: Frank Werle, Auf der Bühl 12, 6588 Ellwieler*

Stuttgart unterm Hakenkreuz, heißt ein Buch von Maria Zelzer, 500 S., 100 Photos; Mängelexemplare können für 20.- (statt 38.-) portofrei bestellt werden bei: *Peter Grohmann, Stälinweg 26, 7000 Stuttgart-1.*

Kurzes

Feminismus und Gewaltfreiheit – ein Frauentreffen in Irland vom 26.7.–1.8.. Die Initiative zu diesem Treffen ging von einigen Frauen von War Resisters' International (WRI) aus.

Gewaltfreie Politik gegen Frauenunterdrükkung, feministische Politik gegen Krieg – auf den ersten Blick scheint da etwas durcheinander gekommen zu sein. Dennoch, das eine greift ohne das andere zu kurz: Antimilitarismus ohne Antisexismus ist nur eine halbe Sache. Sowohl Männergewalt als auch Krieg und Kriegsvorbereitung sind Ausdruck von grundlegenden gesellschaftlichen Gewaltverhältnissen. (. . .) Viele Frauen, die antimilitaristische Arbeit machen, geben sich nicht mehr zufrieden mit männerdominierten Organisationen und männerorientierten politischen Inhalten. Frauenunterdrückung in diesen patriarchalen Gesellschaften soll thematisiert und zum Politikum gemacht werden; und das zuerst in den eigenen Reihen. (. . .) Das Treffen wird im Glerence Center for Reconciliation, etwa 18 km von Dublin entfernt, stattfinden. (Damit keine Dominanz von nordeuropäischen Frauen zustande kommt, soll die Teilnehmerinnenzahl der BRD auf 10 begrenzt sein.) Die Koordination übernimmt die *Graswurzelwerkstatt, Scharnhorststr. 6, 5000 Köln-60, Tel. 0221/765842.*

Information: Hausdurchsuchungen bei SABOT, Hamburger Info-Sammlung, am 10.6.87 durchsuchte die Staatsschutzabteilung Fd 7 den Frauenbuchladen in der Bismarckstraße sowie die Privatwohnung einer Frau. Es ging um ein Ermittlungsverfahren gegen *die unbekannten Verfasser, Hersteller und Verbreiter der Druckschrift SABOT Nr.14, März 87.* Grund für die Durchsuchung soll sein, daß die SABOT Nr.14 auf S.5–9 Redebeiträge der Hafenstraße und des antiimperialistischen Plenums enthielt. Warum gerade der Frauenbuchladen? Hintergrund dürfte sein, daß dort am 24.6. eine Veranstaltung zu Frauen im Knast stattfand, daß eine Frau sich mit politischen Gefangenen schreibt und daß vor kurzen zum Tod von *Ulrike Meinhof* ein Buchladenfenster gestaltet wurde. D.h. wieder einmal geht es um die Zerstörung linksradikaler Kommunikationsstrukturen und um die Illegalisierung der Widerstandsmedien.

Hilfe für palästinensische Lager. Die Nahostgruppe Darmstadt ruft dazu auf Geld zu senden, das einem Volkskomitee übergeben werden soll, das nach eigener Entscheidung damit humanitäre Projekte finanzieren kann. Konto: Bunte Hilfe Darmstadt, Stichwort: Palästina, BLZ 508 501 50, Ktonr. 111 034 150.

Wir suchen immer wieder verborgene Talente: **Zeichner – Fotografen – Maler** für Postkarten und Poster, Fotoserien, Gemälden, Kalender, Leute die schreiben: Bücher, Gedichtbände und Comics. Junge ausgeflippte Mode selbst entwerfen, wir verkaufen sie in unseren eigenen Läden. Ihr könnt haupt- und freiberuflich bei uns arbeiten. Jetzt seid ihr dran, was zu zeigen, wir haben die Anzeige ausgearbeitet. Für eingesandte Arbeiten Rückporto beilegen – bitte keine Originale – *Kontakt: Verlag Kronbach-Mazzarella, PF, 7173 Mainhardt*

5. Internationales Sommertheaterseminar – Integrierte Workshops zu: Zirkustechniken, Clownerie und Fool, Rhythmik, Tanz und Bewegung, unsichtbares Straßentheater und Aktionstheater, armes Theater, theatralischer Ausdruck und Stimme und Bewegung. *Termin:*10.–19.Juli 1987; *Haus Lerbach, Bergisch Gladbach*; 10 Tage: 400.- DM incl. Verpflegung und Unterbringung. Infos bei: *Jeanine de Heus, Europäische Akademie Lerbach, 5060 Bergisch-Gladbach 2, Tel. 02202/31021.*

Das **Sozialistische Büro** will seinen *Arbeiter-Solidaritäts-Fonds* ausweiten und fordert zu Spenden auf. »Gegenwärtig sind es Auseinandersetzungen bei BMW in Berlin. Zanker in Tübingen, bei BASF und Bayer die finanziell unterstützt werden. Kontakt: *ASoF, express-Red., Bleichstr.5/7, 6050 Offenbach; Bank für Gemeinwirtschaft, BLZ 672 101 11, Ktonr. 1084 199 900.*

*ALTE AUSGABEN DES SF:
Um neuen Abonnenten oder Interessierten die Gelegenheit zu geben, einen besseren Einblick in unsere bisherige Arbeit zu bekommen, machen wir folgendes Angebot: **Für 4 alte Ausgaben schickt ihr uns einen 10.-DM Schein, Überweisung oder Briefmarken).** Welche Nummern ihr haben wollt, schreibt ihr dabei. Zur besseren Orientierung hier die Inhaltsangaben, zusätzlich haben wir eine mit Anmerkungen, Register, Vorwort, Rezension und neuem Lay Out versehene *NOSTALGIENUMMER* (ebenfalls 10.-) zusammengestellt, die Texte aus den vergriffenen ersten 13 Nummern (0–12) enthält. Einzeln nicht mehr lieferbar: Nr. 0–13, Nr.14 nur noch wenige Restexemplare!

Nr.14: (64 Seiten)
★ Arbeit, Entropie, Apokalypse und 35-Stundenwoche ★ Geheimer NATO-Stützpunkt auf den Färörn ★ Cruise auf U-Boote - NATO-Pläne ★ Europawahlboykott ★ Antipädagogik contra Libertäre Pädagogik ★ Gesell-Diskussion ★ Das letzte Interview mit Augustin Souchy: + Filmbesprechung Die lange Hoffnung ★ Aufruf an Anarcha-Feministinnen ★ Kritik an den Ökolibertären u.v.a.m.

Nr.15: (64 Seiten)
★ Kulturnummer? ★ FLI-Treffen (Lutter) ★ Automatisierungsdebatte ★ Interview mit A. Gorz ★ Frau-Mann-Maschine ★ Hacker ★ Pädagogik-Diskussion ★ F. Ferrer ★ Anti-Kriegs-Museum, ein Interview ★ Europawahlnachschlag ★ Migros-Opposition ★ Projektemesse ★ Souchy: Mexiko ★ Reimers: Oskar Kanehl ★ Faschismus – Antifaschismus ★ S.Gesell-Diskussion ★ Omori ★ Libertäre Comics ★ Venedig Veranstaltungsplan ★ u.v.a.

Nr.16: (64 Seiten)
★ Venedig-Berichte (5 Teile) ★ Feminismus und Anarchismus (Vortrag aus Venedig) ★ 1984 = Die Ware (J. Clark-Vortrag aus Venedig) ★ Zur Wende ★ IWF-Kritik ★ Kolumbien/Selbstverwaltung ★ »Atommüllpriester« ★ Buko-Bericht ★ Oskar M. Graf ★ »Bakuninhütte« – Erinnerungen von Fritz Scherer ★ Nachruf auf Otto Reimers ★ Stowasser-Prozeß ★ u.v.a.

Nr.17: (64 Seiten)
★ A-Szene ★ Industrialismus-Kritik, Teil I (Ansatz von Alvin Toffler) ★ Sozialstaat oder Marktanarchie ★ Bookchins Natur- und Evolutionsverständnis ★ Menschenrechte ★ Chile-Widerstandstage ★ Puerto Rico Landbesetzungen ★ Angst des Bürgers vor dem Anarchismus (Casas Viejas) ★ »Nährbodenforschung« Neonazis ★ Spuren der Besiegten (Rez.) ★ Zeitschriftenschau ★ u.v.a.m.

Nr.18: (64 Seiten) (Kulturnummer)
★ Theater im Zeitalter totaler Medienwelt ★ Videofront ★ Kultur oder wat? ★ Wider die Vereinnahmung ★ Über Carl Einstein: mit seiner Rede über Durruti ★ Das andere Amerika (Filme) ★ Jean Vigo (Filmemacher) ★ Streit um den CNT-Nachlaß ★ Tschernyschewski: Verwertung von Politik und Kultur ★ Herrschaftskultur: Reise in irische Knäste ★ A-Szene (FLI, AFN, »Volksfront«), u.v.a.m.

Nr.19: (64 Seiten)
★ Unruhen in Griechenland ★ Entstehungsgeschichte der PASOK ★ Raus aus der NATO? ★ Thesen für einen libertären Kommunalismus ★ Kritik der Toffler-Thesen ★ BTX ★ Reise in irische Knäste, Teil 2 ★ Einstellung der Zeitschrift »Anschläge« ★ Kritik der Subkultur (Punk und Ökobank) ★ Anarchismus und Mystik ★ Uracher Kommune 1919 ★ Frauen in der FAUD 1919–1933 ★ Anarchafeminismus ★ »Liebe und Anarchie«

Nr.20: (64 Seiten)
★ Anti-NATO-Kongreß ★ Militarisierung der USA und UdSSR ★ Bruch mit den GRÜNEN ★ Sare/taz-hh ★ Unruhen in Spanien ★ Interview mit Clara Thalmann (I) ★ Deutscher Kolonialismus ★ Barclays Anthropologieansatz ★ Postmoderne ★ Diskussionsteil etc.

Nr. 21: ☆ Anarcho-Szene ☆ Kritik an den GRÜNEN und Selbstkritik ☆ Glotz' Hegemoniemodell ☆ VOBO wieder neu ☆ Staatskritik ☆ Interview mit Clara Thalmann (II) ☆ Mujeres Libres ☆ Stammheim - das Buch - der Film ☆ Franz Jung ☆Libertarians? ☆ Antisemitismus in der Linken ☆ Diskussion u.a.: Bookchins Kommunalismus etc.

Nr. 22: ☆ Tschernobyl und die Asylanten ☆ Linke und Ausländerpolitik ☆ Das Umbauprogramm der GRÜNEN ☆ Offener Brief der radikalen AKW-Gegner ☆ Appelscha-Treffen ☆ Kollektivierung in Aragon ☆ Krise und Perspektiven der CNT heute ☆ Federico Garcia Lorca ☆ Georg Janthur's Bilder (Vierfarb-Mitteldruck)☆Unbekannte Marut/Traven Stories ☆ Die Exilliteraturreihe bei Fischer ☆ Erich Mühsam (DDR) ☆ Anarchismus und Antipädagogik ☆ Gotteslästerungsprozeß ☆ Bookchin-Diskussion etc.



Nr. 24: ☆ Clara Thalmann – Flucht aus Paris 1940 ☆ Anarchoseminar Arnoldshain ☆ Soziale Bewegung – Libertäre Tage ☆ Wuppertaler Häuserkampf ☆ Totalverweigerer ☆ Den Knast ent-tabuisieren ☆ VOBO 1987 ☆ Exil in Berlin – »Asylantenbehandlung« ☆ Wahlnachschlag: UngüLtiG, Trude Unruh und die Geisterfahrer ☆ Stefan Schütz: Künstler und Gesellschaft ☆ Hans Litten – eine »verbesserte« Fassung? ☆ Karl Otten – expressionistische Wurzeln ☆ Libertäre in Ungarn ☆ SMOT-Mitglieder freigelassen, Telefoninterview ☆ US-Basen in Grönland, Rezensionen, Zeitschriftenschau etc.

Nr. 23: ☆ FLI-Herbsttreffen ☆ Libertäre Zentren ☆ Versuch einer Neubestimmung autonomer, antiimperialistischer Politik (RAF-Kritik) ☆ Spassguerrilla ☆ A-Kongreß in Australien ☆ Quo vadis – Femina? ☆ Totalverweigerer ☆ Die 1.NSDAP-Gruppe des Ruhrgebiets eine Abspaltung aus der FAUD? ☆ Spanienfilme und deren politischer Standort ☆ § 129a ☆ Kesseltreiben ☆ Neokonservatismus – am Beispiel Späths ☆ Robert Reitzel – Der arme Teufel ☆ Libertarians/Freenetwork-Diskussion etc.

Rücktitelbild: Georg Janthur – Kreuzberg Hinterhof,
Öl/Nessel 85×140 cm

